Die deutschen Hochschulen

Herausgeber: Theodor Kappstein

Freiburg i. Br.

von

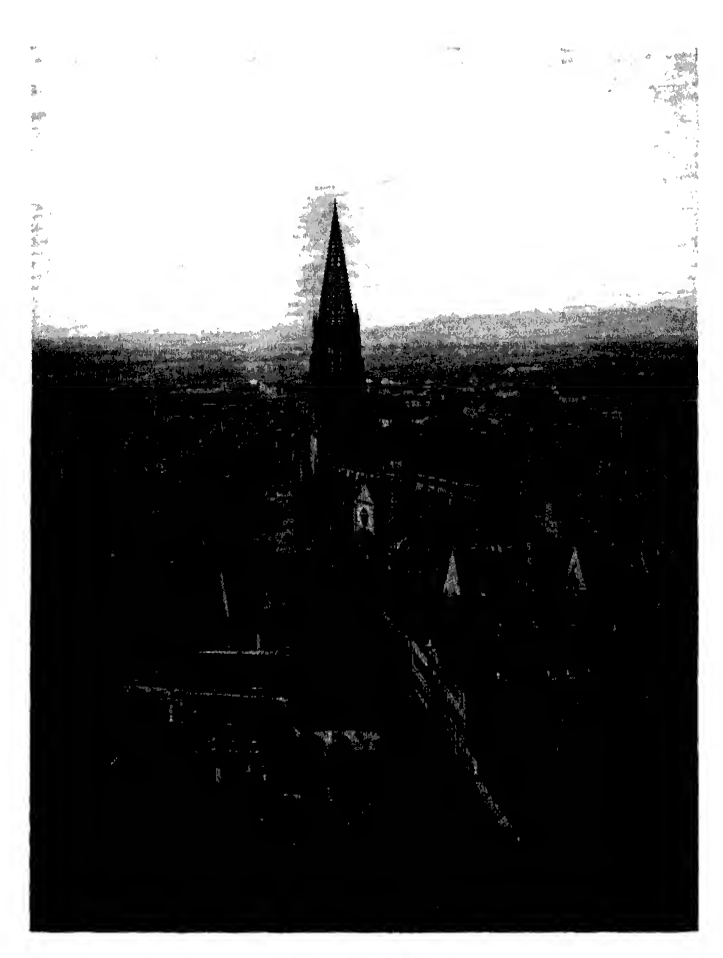
Prof. Dr. Baumgarten

Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.
Berlin


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817

Die deutschen Hochschulen

Band I



Freiburg im Breisgau.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten."

Die deutschen Hochschulen

Illustrierte Monographien

herausgegeben von

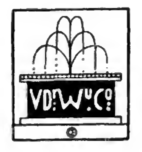
Theodor Kappstein

Band I

Freiburg im Breisgau

von

Fritz Baumgarten



Berlin

Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.

1907

Der

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

zur Feier

ihres 450jährigen Bestehens

Inhalt.

Als Albrecht VI. von Österreich im Jahre 1457 die Universität in Freiburg i. B. gründete, da war seine Absicht, durch diese Stiftung „mit andern christlichen Fürsten graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversiegbar geschöpft werde erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit.“

Die Absicht des hochherzigen Stifters hat sich erfüllt: Freiburg ist ein Brunnquell der Weisheit heute mehr denn je. Freilich, nicht zu allen Zeiten ihres Bestehens gedieh die neue Gründung in gleich erfreulicher Weise: nach einer ersten Blütezeit im 16. Jahrhundert folgten Jahrhunderte kümmerlich gefristeten Daseins, bis endlich das neue Deutsche Reich auch in diese alte nationale Schöpfung neues, mächtiges Leben einströmen ließ. Von diesen wechselnden Geschicken der Freiburger Hochschule wollen die folgenden Blätter berichten.

Die Weltgeschichte ist nach Carlyle die Geschichte der großen Männer, die in ihr gewirkt und geschafft haben. Das gilt auch von dem Ausschnitt deutscher Geschichte, den uns die Schicksale der Universität Freiburg darstellen. Auf großen Gelehrten und bedeutenden Männern beruht im Grunde ihre Blüte einst und jetzt, und der Mangel solcher Persönlichkeiten führte sie im Jahrhundert des großen Krieges an den Rand des Verfalls. So wird der Historiker der Universität hauptsächlich von einzelnen Gelehrten zu handeln haben, seine Aufgabe ist eine wesentlich biographische. Mit Wonne unterzieht er sich dieser Bildnismalerei, solange es sich um große Tote handelt; bei den Männern der Gegenwart aber gilt es sich zu bescheiden, von ihnen konnten nicht Biographien, sondern nur kurze Andeutungen über das Forschungsgebiet des einzelnen geboten werden.

„Die Mönche, sagt Goethe, waren früher klügere Leute als die andern Menschen.“ Mit großer Weisheit wählten sie jederzeit den Platz für ihre Siedelungen. — Die modernen Nachfolger der Mönche, die Gründer der Hochschulen, erwiesen sich ihrer Vorgänger wert: auch sie verstanden es meist, für ihre Stiftungen die schönsten, gedeihlichsten

Stätten auszusuchen. Wenn je ein Fürst hierin eine glückliche Hand hatte, so war es Albrecht VI., der Gründer der Freiburger Hochschule. Unter den Universitäten unseres Vaterlands erfreut sich kaum eine zweite einer so großartigen Lage, einer so reichen Natur. Diese besondere Gunst des Freiburger Lebens war bis 1870 im übrigen Deutschland völlig unbekannt, und auch heute noch ist die Kunde davon nicht allgemein verbreitet. So werden wir also nicht Wasser in den Rhein tragen, wenn wir auf den folgenden Blättern auch die landschaftlichen Vorzüge Freiburgs gebührend würdigen.

Wenn diese Schrift, obgleich nur die Frucht kurzer Ferienwochen, in mancher Hinsicht mehr und besseres bieten sollte, als die bisherigen Publikationen über die Freiburger Hochschule, so wird das der gütigen Aushilfe verdankt, die mir verschiedene Mitglieder der Universität und Kenner der Freiburger Lokalgeschichte in liebenswürdigster Weise gewährt haben. Der Buchschmuck aber hätte nicht so reichhaltig ausfallen können, wenn nicht der Stadtrat von Freiburg, die Großherzogliche Bauinspektion ebenda, der Münsterbau- und der Breisgauverein Schauinsland, sowie verschiedene Private in der Stadt mir in liberalster Weise Bildermaterial überlassen hätten. Allen diesen Wohltätern, Korporationen wie einzelnen Gönnern, sei auch an dieser Stelle bestens gedankt. Wie große Verdienste aber um das Zustandekommen dieser Schrift mein Freund Friedrich Leonhard sich erworben hat, das wissen nur wir beide.

Athen im Dezember 1906. F. B.

Freiburg bis zur Gründung der Hochschule.

> Durch des Schwarzwalds Nacht und der Tannen grauende Schatten
> Kam ich ins Breisgau, das freundlich den Wand'rer begrüßt.
> Aus seinen Fluren erhebt sich prangend das herrliche Freiburg,
> Herrlicher noch, als je preisend der Ruf es beschrieb.
>
> Nach dem Lateinischen des Philippus Engentinus (16. Jahrh.).



Wo jetzt die Hauptstadt des badischen Oberlands ihre Straßenzüge und Plätze breitet, dehnte sich um das Jahr 1100 noch jungfräulicher Wald, der lohnende Jagd auf Rot- und Schwarzwild und nicht selten auch auf Bären bot.

Herren des Waldes und der Landschaft ringsum, die man den Breisgau nannte, waren dazumal die mächtigen Zähringer, von deren Stammburg bescheidene Trümmer auf einer Höhe nördlich von Freiburg aus Baumwipfeln hervorschauen. Berthold II., der seit 1076 Herzog im Breisgau war, soll sich zuerst inmitten der ergiebigen Jagdgründe auf der Höhe des Schloßbergs ein Jagdhaus erbaut haben, das seine Nachfolger dann zur Residenz erweiterten.

Zur Gründung einer Stadt kam es erst unter Berthold III., dessen Regierungszeit in die Jahre 1111—1123 fällt. Er war gleich seinen Ahnen ein gar streitbarer, tatenfroher Herr. Für Kaiser Heinrich V. lag er bald in Italien, bald am Niederrhein zu Felde. In einem Gefecht bei Andernach (i. J. 1114) hatte er das Unglück, in die Gefangenschaft der Kölner zu geraten. Ein längerer, unfreiwilliger Aufenthalt in der rheinischen Stadt gab dem jungen Fürsten Gelegenheit, sich mit Hochachtung vor städtischem Leben und Erwerb zu erfüllen. Schilderungen,

die er nach der Heimkehr von Kölns Reichtum und Gedeihen seinem jüngeren Bruder Konrad machte, fielen bei diesem auf empfänglichen Boden.

Es war im Jahre 1120, als Herr Konrad von überall her Handelsleute versammelte und nach ausdrücklicher Vereinbarung mit ihnen daran ging, auf seinem eigenen Grund und Boden am Fuße des Schloßbergs einen Marktort zu errichten. Er ließ das Land vermessen und teilte jedem der zugewanderten Handelsleute ein Grundstück zu, mit der Bestimmung, daß die zu errichtenden Gebäude gegen einen jährlichen Zins den Inhabern als Eigentum zustehen sollten. Die Privilegien oder „Freiheiten", mit denen Herr Konrad den so geschaffenen Markt ausstattete, wurden alsbald in einer Handfeste aufgezeichnet. „Ich verspreche", so heißt es darin u. a., „allen Besuchern meines Marktes Frieden und Geleit. Wenn jemand innerhalb meines Gebietes beraubt wird, werde ich, falls er den Plünderer nennt, für Rückerstattung sorgen oder selbst Ersatz zahlen. Allen ansässigen Kaufleuten erlasse ich den Zoll" u. s. w.



Burg Zähringen.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten."

Wie hätte die mit so wichtigen „Freiheiten" ausgestattete Marktstätte besser heißen können als Freiburg?

Kaiser Heinrich V., dem Konrad ein ebenso getreuer Diener war wie sein Bruder Berthold, stand nicht an, die Stadtgründung nachträglich zu bestätigen; die heutige Bürgerschaft hat ihm dafür ein Standbild errichtet, das einzige, das dieser nicht gerade einwandfreie Kaiser in deutschen Landen besitzen dürfte.

Unter dem Schutze ihrer starken Mauern und Türme und dank ihrer günstigen Lage an der Kreuzung der wichtigen Rheinstraße mit der alten Verkehrslinie, die von Breisach aufs Gebirge nach Villingen führt, blühte die junge Gründung rasch empor. Sie erschien späteren Geschlechtern so sehr als die segensreichste Tat des Zähringer Hauses, daß man sie dem damaligen Inhaber des Herzogstitels, nicht seinem jüngeren Bruder glaubte zuschreiben zu müssen. Und so ist es gekommen, daß nicht Herr

Konrad, sondern Berthold III., der im Jahre 1120 das regierende Familienhaupt war, als Gründer von Freiburg gepriesen wurde und vielfach im Volke noch heute dafür gilt (Vergl. die Abb. auf S. 6).

Als Berthold III. im Jahre 1123 noch jung und ohne Leibeserben starb, ging sein Besitz und seine Würde auf Herrn Konrad über. Fast dreißig Jahre hat dieser dem Zähringer Geschlecht vorgestanden und es zu einem der angesehensten im ganzen Reiche gemacht. Seine wichtigste Errungenschaft war die Ernennung zum Herzog von Oberburgund (1138), wodurch die Zähringer auf die Geschicke der Schweiz maßgebenden Einfluß gewannen. Rastlos sehen wir Herzog Konrad von jetzt ab auf Reichs- und Fürstentagen die Interessen seiner Lande fördern, auch wohl mit bewaffneter Hand sie energisch vertreten.



Denkmal Heinrichs V.
auf der Kaiserbrücke zu Freiburg.
Aufnahme von Otto Schaller, Stuttgart.

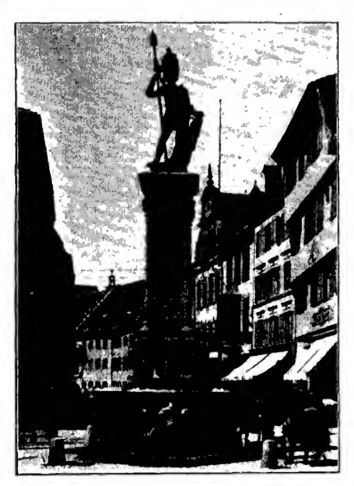
Auch Konrads Sohn und Nachfolger Berthold IV., der von 1152—1186 regierte, tat viel für die Hebung seiner Lande. Die Stadt Freiburg nahm unter seiner Regierung erfreulich zu, und dies ermutigte ihn, im Üchtland in der Schweiz eine zweite „freie Burg" nach dem Muster der Breisgaustadt zu gründen. Nur die Geistlichkeit war nicht mit ihm zufrieden: weltlich gesinnt und zunächst auf die materielle Förderung seines Gebiets bedacht, erwies er sich gegen Klöster und Stifter sparsamer als seine Vorgänger.

Das gilt in noch höherem Maße von seinem Sohne Berthold V., der im Jahre 1186 zur Regierung kam. Er war eine überaus energische Persönlichkeit. Den Schwerpunkt seiner Tätigkeit verlegte er noch mehr als die früheren Zähringer nach der burgundischen Schweiz. Einen Aufstand seiner dortigen Untertanen warf er im Jahre 1190 mit blutiger Strenge nieder. Um gegen eine Wiederholung solcher Revolten gesichert zu sein, gründete er im Jahre darauf die Stadt Bern. Das Stadtrecht, das er ihr verlieh, war das in Freiburg bewährt erfundene. Noch heute erinnert

mehr als ein gemeinsamer Zug im äußeren Bild der beiden Städte daran, daß bei der Gründung der einen die andere als Muster vorschwebte.

Als i. J. 1197 der Staufer Heinrich VI. überraschend früh gestorben war, bot die päpstliche Partei unter den deutschen Fürsten die Kaiserkrone dem Zähringer Berthold V. an. Dieser aber erkannte alsbald, daß er seine Wahl nur durchsetzen konnte, wenn er die Fürsten „kaufte", und so lehnte er ab. Er hat sich in der Folgezeit ausschließlich seinen Aufgaben als Territorialherr gewidmet.

Berthold war offenbar ein ganz moderner Mensch; in seiner stattlichen Residenz auf der Höhe des Schloßbergs ging es oft fröhlich und laut her bei Becherklang und Saitenspiel, bei Reigentanz und Gesang. Die Geistlichkeit erfreute sich seiner Gunst ganz und gar nicht; sie hat dafür an seinem Nachruhm Rache genommen. Ganz anders als die erbitterten Kleriker in ihren Chronikbüchern urteilten die Laien über den begabten Fürsten, vorab die Berner: sein Andenken steht dort noch heute in Ehren, wie allein schon sein Denkmal auf der Münsterterrasse hoch über der rauschenden Aare beweist. Unvergessen soll ihm auch bleiben, was er zur Förderung deutscher Dichtung getan hat. An seinem lebensfrohen Hof und in seinem Auftrag dichtete Berthold von Herbolzheim ein leider bis auf wenige Verse verschollenes Lied auf die Taten Alexanders des Großen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht endlich dafür, daß unter seiner Regierung und dann doch gewiß auch mit seiner freudigen Unterstützung der Bau des Freiburger Münsters begonnen wurde. Er allein von den Zähringern ließ sich in dem neuen Gotteshaus begraben und erhielt dort auch später ein teilweise jetzt noch erhaltenes Grabmal.



Der Bertholdsbrunnen zu Freiburg.

Mit Berthold V., der im Jahre 1218 kinderlos starb, war das „königliche" Haus der Zähringer zu Grabe gegangen. Die Grafen von Urach erbten ihre Lande, aber nicht ihr Talent, nicht ihre überragende Stellung unter den Fürsten des Reichs. Die Uracher waren schlechte Wirtschafter, ihre Geldverlegenheit chronisch, und die Stadt hatte

darunter viel zu leiden. Aber sie benutzte die Verlegenheit der Herrschaft geschickt, um sich immer unabhängiger von den Grafen zu machen. Sie bietet in dieser Periode das erfreuliche Bild einer wirtschaftlich erstarkenden Gemeinde von zunehmendem Selbstgefühl. Wiederholt kam es mit den bankerotten Grafen und ihrem fürstlichen Anhang zu ernsthaften Fehden, aus denen aber regelmäßig die Bürger siegreich hervorgingen. Das einzige, was die Uracher zu fördern verstanden, waren die klösterlichen Anstalten, mit denen sich Stadt und Umgegend jetzt füllten. Am angesehensten war die hiesige Niederlassung der Dominikaner, die auch einige namhafte Gelehrte hervorbrachte und gelehrten Ordensleuten, wie dem großen Kirchenmann Albertus Magnus, wiederholt als Absteigequartier diente. Anschnlich war auch das Kloster der Franziskaner beim heutigen Rathaus; hier lebte in der Mitte des 13. Jahrhunderts Konstantin Anklitzer, als Mönch Bruder Berthold und wegen seiner Vorliebe für chemische Experimente Schwarz genannt; durch glücklichen Zufall entdeckte er um das Jahr 1250 die richtige Mischung des Schießpulvers. Die Stadt war damals reich genug, um diese und viele andere Ordensniederlassungen zu ernähren und mit immer neuen Legaten zu begaben. Ja trotz Pestilenz und Hungersnot, die öfters auch den gesegneten Breisgau heimsuchten, trotz großer Geldopfer für die verschwenderischen Grafen, trotz Fehdeelend ohne Ende machte es die kleine Bürgerschaft gerade im dreizehnten Jahrhundert möglich, die von den Zähringern in bescheidenen Verhältnissen romanisch begonnene Münsterkirche in den anspruchsvolleren Formen der französischen Gotik zu Ende zu bauen und das ganze Werk durch den schönsten Turmbau der Welt zu krönen.


Grabstein Bertholds V. im Münster (14. Jahrh.).

Im Jahre 1368 hatten die Uracher Grafen so vollkommen abgewirtschaftet, so gänzlich allen Boden in der Gegend verloren, daß sie sich bereitwillig mit einer Geld- und Landentschädigung abfinden ließen und den Freiburgern gestatteten, sich einen neuen Herrn zu wählen. Die Wahl konnte kaum zweifelhaft sein; schon früher hatte die Stadt mit dem Hause Österreich ein Waffenbündnis abgeschlossen; ihm gab man sich jetzt aus freien Stücken zu eigen. Man rechnete mit der Möglichkeit, daß Freiburg leicht der Vorort aller vorderösterreichischen Lande werden dürfte. Freilich hatte das Bündnis mit dem mächtigen Staat auch seine Schattenseiten: an der Eroberungspolitik Österreichs mußte sich die Stadt durch kostspieligen Zuzug oft in weite Ferne beteiligen. In der Sempacher Schlacht (1386) wurde auch Freiburgs Adel durch

die tapferen Eidgenossen verhängnisvoll gelichtet. Auch in den nächsten Jahrhunderten gab es immer wieder Anlaß, der Herrschaft mit Soldaten und Kriegsmaterial zu Diensten zu sein.

Aber trotz aller Not der Zeit nahm die Stadt zu an Umfang und Wohlstand. Zum Kern der Altstadt waren nach und nach vier Vorstädte gekommen, die man in den Gürtel der Umwallung einbezog. Die Stadt zählte zu Ende des 14. Jahrhunderts schon 1778 Gebäude. Außerdem hatten 57 adlige Herren, 42 Kaufleute, 77 Weltgeistliche, 20 Klöster und 13 Juden hier ihren Wohnsitz. Die Verteidigung der Stadt war sorgfältig organisiert. Die Bürger besorgten sie selbst, vor allem die Zünftlerischen: in Wehr und Waffen kamen sie stattlich daher. Wurde eine Kriegsreise beschlossen, so konnten 800—1000 Spieße aus Freiburg ins Feld rücken. Auch für Bildung war verhältnismäßig gut gesorgt: außer verschiedenen Klosterschulen gab es bereits eine städtische. Eigene Stadtphysici beaufsichtigten die Badstuben und Apotheken. Ein wohlbestallter Brunnenmeister wachte über die Gesundheit des in die Stadt geleiteten Wassers. Die Einnahmen der Bürger erwuchsen hauptsächlich aus Handel und Gewerbe. Einträglich war besonders der Besuch der Frankfurter Messen. Aber auch der Verkehr über den Schwarzwald nach Villingen, Rottweil und dem übrigen Schwaben war ein lebhafter. Viele Bürger brachten adlige Güter in ihren Besitz und erfreuten sich eines mehr als bürgerlichen Wohlstands. Gewinnreich war auch die Ausbeutung der Silbergruben am nahen Schauinsland, damals Erzkasten genannt, und das Schleifen der aus Lothringen eingeführten Halbedelsteine. Gelegenheit, ihren Wohlstand zu zeigen, bot den Bürgern vor allem das seit 1264 aufgekommene Fronleichnamsfest mit seiner Prozession und den sich anschließenden Passionsspielen. Auf den Zunftstuben ging es das ganze Jahr über lustig her. Die Familienfeste der Genossen wurden so gründlich mitgefeiert, daß im Jahre 1418 der Rat zünftlerische Zechgelage bei Geburt oder Tod (!) eines Kindes ausdrücklich verbieten mußte. Das adlige Kasino zum Ritter, das bürgerliche zum Gauch (Kuckuck) waren ebenfalls Stätten frohen Lebensgenusses. Auch in den Klöstern widmete man sich nicht ausschließlich der Kopfhängerei. Sehr beliebt waren bei den damaligen Freiburgern die Kränzleinlieder, die unter der oberen Linde von dem jungen Volk gesungen wurden; sie werden schon im Jahre 1291 erwähnt, mußten aber im 16. Jahrhundert verboten werden, weil allzu verfängliche Rätselfragen dabei gestellt wurden. Aus alledem gewinnt man den Eindruck eines fleißigen, aber vor allem auch fröhlichen und genußfähigen Völkchens, dem es hinter seinen Mauern und Türmen wohl war trotz mancherlei Kriegsnot und Elend vor seinen Toren.

Das österreichische Regiment erfuhr im Jahre 1415 eine kurze Unterbrechung, als Herzog Friedrich von Österreich, der Landesherr von Freiburg, es mit dem verworfenen Papste Johann XXIII. hielt und ihm



Die freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters.

Von links nach rechts folgen sich die Grammatik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie (falsch mit Palette ergänzt), Medizin, dann noch die hl. Margareta und Katharina als Schutzpatroninnen der Wissenschaften.

zur Flucht behilflich war. Infolgedessen wurde der Herzog in Acht und Bann getan nnd seine Untertanen des Treueids entbunden. Freiburg huldigte nun als freie Reichsstadt dem König. Doch nur 10 kurze Jahre dauerte die reichsunmittelbare Herrlichkeit; dann wurde Herzog Friedrich wieder begnadigt, und der Stadt blieb nichts übrig, als wieder unter seine landesherrliche Hoheit zurückzukehren.

Der Papst hatte sich in jenem Jahre 1415 zweimal kurz in Freiburg aufgehalten. Seinen Begleitern gefiel es gut in der Stadt: sie rühmten ihre Festungswerke, die Bächlein, die damals schon wie heute durch alle Gassen strömten, die vierzehn vermöglichen Klöster, die wohlfeilen Lebensmittel, nicht zum wenigsten die gute Bildung der Bürger und die aufgeklärte Tüchtigkeit des Magistrats. Und das scheinen nicht bloß liebenswürdige Redensarten gewesen zu sein. Daß Freiburg in der Tat unter den deutschen Städten seiner Größe durch Bildung und Geschmack seiner Bürger bedeutend hervorragte, das beweist allein schon das kostbare, kunstvolle Münster, das die Bürgerschaft zu erbauen für gut befand. Und ist es wohl Zufall, daß in der Vorhalle dieses Münsters unter dem Westturm, da, wo man das Gotteshaus betritt, an hervorragendster Stelle die lebensgroßen Standbilder der sieben Wissenschaften stehen, die man im Mittelalter die artes liberales nannte? Kein zweiter deutscher Dom hat an seinem Portal diesen bedeutungsvollen Schmuck: nimmt er sich nicht aus wie eine Prophetie auf die künftige Hochschule, die im Schatten dieses Münsters und dotiert aus seinen Pfründen zweihundert Jahre später zur Pflege der Wissenschaften erblühen sollte?

Die Gründung der Universität.

Sapientia aedificavit sibi domum
et excidit in ea columnas septem.

Sprüche Salomonis.

Erzherzog Albrecht VI. von Österreich war von seinem drei Jahre älteren Bruder, Kaiser Friedrich III., bald nach des letzteren Regierungsantritt (1440) mit der Verwaltung der vorderösterreichischen Lande betraut worden. Er war ein unruhiger, fahriger Geist, seinem bedächtigen Bruder sehr lästig: gern wußte ihn der Kaiser fern von Wien an den Westgrenzen des Reichs in Händel verstrickt. An solchen fehlte es nicht. Die Eidgenossen, deren völlige Loslösung vom Reich sich damals vorbereitete, machten mehrfache Heereszüge nötig, zu denen auch Freiburg sein Kontingent an Truppen und Kriegsgerät zu stellen hatte. Kaum war mit den Schweizern nach ruhmlosem Kampfe ein leidliches Abkommen geschlossen, so verwickelte der Erzherzog seine Untertanen der Vorlande in die erbitterte Fehde, welche um das Jahr 1450 die Fürsten und Adligen Schwabens gegen die schwäbischen Städte führten — kurz,

die Bürger trugen wieder einmal schwer an ihrer Zugehörigkeit zum Hause Österreich. Fast noch unbequemer wurde Albrecht den Städtern durch die rücksichtslosen Eingriffe, die er sich in ihre bürgerlichen Ordnungen erlaubte, sowie durch seine immerwährende Geldbedürftigkeit, die ihn wiederholt veranlaßte, Zölle und Gerichtsgefälle, ja ganze Orte und Landschaften zu verpfänden. Sehr widerwärtig war den Freiburgern der im Jahre 1454 unternommene Versuch, ihre alte Zunftordnung über den Haufen zu werfen. Offenbar hatte der Herzog dabei die Absicht, die gemeinbürgerliche Bevölkerung, die durch ihre Betriebsamkeit trotz schwerer Zeitläufte zu Wohlstand und maßgebendem Einfluß in der Gemeinde gelangt war, zu schwächen und sie dem Adel wieder unterzuordnen. Er bestimmte unter anderem, daß der Bürgermeister stets aus dem Adel zu wählen sei, daß der Schultheiß künftig nicht gewählt, sondern von der Herrschaft ernannt werden solle. Die alten Zünfte, diese politisch-militärischen Organisationsverbände des Bürgertums, wurden aufgehoben, die Zunftmeister abgesetzt, die Zunftstuben geschlossen. Statt dessen wurde die Stadt in sechs Viertel mit ebensoviel Trinkstuben eingeteilt. An der Spitze jedes Viertels stand ein Viertelmeister, der vor allem auch die Wirtschaften zu überwachen und spöttische Äußerungen gegen Stadtrat und Regierung zu verhüten hatte.



Erzherzog Albrecht VI., Gründer der Albertina.
Altes Gemälde im Konsistoriumssaal der Universität.
Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Albrecht war wohl der Mann, der solche reaktionären Maßregeln anordnen konnte; aber es fehlte seinem Regiment an Beständigkeit und Nachdruck, um sie gegen den Willen einer verärgerten Bevölkerung auch durchzusetzen. Schon nach zehn Jahren erklärte die Regierung selbst, daß die neue Vierteleinteilung „nicht gut noch nütze, sondern ein Abgang und Verderben der Stadt, und daß es nützer und besser wäre, die alten Zünfte wieder aufzurichten“.

Die einzige erfreuliche Herrschertat, die wir von dem wahrhaft nicht fortschrittlich gesinnten und nicht über den Durchschnitt gebil-

beten Albrecht VI. kennen, ist die Gründung der Freiburger Hochschule. Diese aber scheint weniger des Herzogs Werk zu sein, als vielmehr das seiner Gemahlin, der für ihre Zeit hochgebildeten Pfalzgräfin Mechthildis.

Diese war als Tochter Ludwigs III., des Bärtigen um das Jahr 1418 zu Heidelberg geboren. Ihr Vater war ein eifriger Gönner der Heidelberger Hochschule, im besondern der Gründer der berühmten Bibliotheca Palatina. So teilte sich der Pfalzgräfin schon in jugendlichen Jahren der Sinn für Gelehrsamkeit und Studienpflege mit. Kaum 15jährig wurde sie mit Ludwig von Wirtemberg vermählt, und es wird uns berichtet, daß sie auf den in Lüsten verkommenen Grafen einen außerordentlich günstigen Einfluß ausgeübt habe: aus dem Lüstling wurde ein Gönner aller Wissenschaften und vor allem der Theologie.

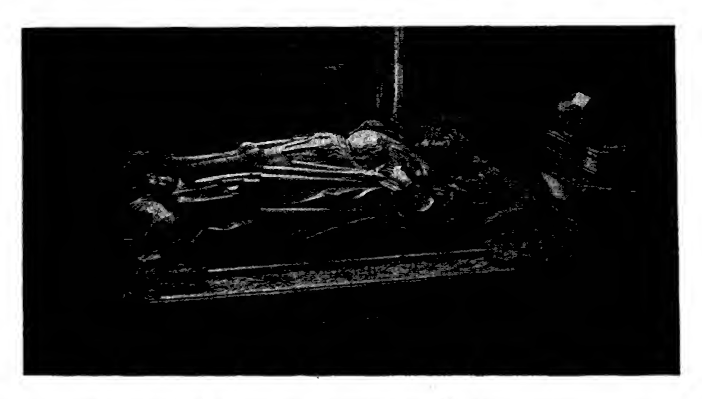


Albrechtsbrunnen, auf der Kaiserstraße in Freiburg.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten."

Als er im Jahre 1450 gestorben war, richtete Erzherzog Albrecht VI. sein Auge auf die reiche Wittib. Für seine durch üppige Hofhaltung und die kriegerischen Unternehmungen der letzten Jahre sehr erschöpften Finanzen war Mechthildis die richtige Partie. Sie gab sich selbst keiner Täuschung darüber hin, warum sie dem Erzherzog so begehrenswert erschien: sie ließ sich nur auf eine partielle Gütergemeinschaft mit Albrecht ein und verlangte für die reiche Mitgift, die sie ihm zubrachte, gute Sicherheiten. Die beiden Ehegatten paßten tatsächlich schlecht zusammen: ihr Bund blieb kinderlos; sie lebten auch meist getrennt von einander, die Herzogin in Rottenburg am Neckar, er in Österreich. Im fünften Jahr ihrer Ehe (1455) faßten sie den Entschluß, zu Freiburg eine Hohe Schule zu gründen. Der Fürstin Name ist zwar in der Stiftungsurkunde nicht genannt; aber daß sie an diesem Werk ihres Gemahls Anteil hatte, dafür zeugt die Tatsache, daß zur Dotation der neuen Hochschule u. a. Einkünfte aus schwäbischen Pfarreien verwendet wurden, die zu ihrem Heiratsgut gehörten. Auch ist am Szepter der Hochschule (s. u.)

von 1466 neben dem österreichischen Wappen ihr pfälzisches mit angebracht.

Alsbald nach Stiftung der Universität (im Jahre 1458), als diese noch gar nicht einmal wirklich eröffnet war, überließ Albrecht die vorderösterreichischen Lande seinem Vetter Sigmund gegen andere österreichische Gebiete; man kann also nicht sagen, daß sein Herz mit allen Fasern an diesen Vorlanden und der neuen Gründung hing. Nur der Umstand, daß Sigmund vom Papst drei Jahre später gebannt wurde, veranlaßte Albrecht, die Verwaltung des Breisgaus wieder in seine Hände zu nehmen. Im Jahre 1463 starb er, und Mechthildis veranstaltete ihm eine glänzende Totenfeier, bei der nicht weniger als 700 Priester mitgewirkt haben sollen. Die Fürsorge der energischen Fürstin galt aber von nun an



Grabmal der Erzherzogin Mechthildis in der Stiftskirche zu Tübingen.
Aufnahme von P. Sinner, Tübingen.
Neben ihr ruht ihr erster Gemahl Graf Ludwig von Wirtemberg.
Das schöne Werk schuf Joseph Schmid von Urach in den Jahren 1550—55.

ausschließlich ihren Söhnen aus erster Ehe; in den Händeln, die diese mit ihrem Bruder, dem „Pfälzer Fritz", und mit andern Fürstlichkeiten hatten, erwies sich die kluge Frau wiederholt als geschickte Vermittlerin. Daneben aber leistete sie auch jetzt noch der Pflege guter Kunst und Wissenschaft kräftigen Vorschub: sie veranlaßte ihren Sohn Eberhard, im Jahre 1477 die Tübinger Hochschule zu gründen, in deren Stiftungsurkunde sie ausdrücklich neben dem Sohn genannt wird. Die hochgebildete Fürstin war ein Lieblingsgegenstand der zeitgenössischen Poesie: das Volkslied feierte sie; Schriftsteller widmeten ihr die Kinder ihrer Muse. Ihr Witwensitz zu Rottenburg galt für einen der gastlichsten: köstliche Fastnachtspiele wechselten ab mit ritterlichen Turnieren. Sehr fein war freilich der Ton an ihrem Hofe nicht immer, — doch an

welchem Fürstenhof war er das dazumal? Wenn aber die Zimmerische Chronik die Erzherzogin als ein „überfleischgierig Weib“ schildert, so ist das gewiß mit Vorsicht aufzunehmen. Die seltene Umsicht, mit der sie allenthalben ihre Rechte wahrte, die straffe Bewirtschaftung ihrer Güter, von der viele Urkunden noch Zeugnis geben, ihr großes Interesse für fromme Stiftungen, für die Reform der Nonnenklöster und ähnliches lassen sich mit so niedriger Geschmacksrichtung kaum recht vereinbaren. Sie starb zu Heidelberg im Jahre 1482, im 63. Lebensjahr; ihre irdischen Reste wurden später in die Fürstengruft nach Tübingen gebracht, wo noch heute ein steinernes, freilich lange nach ihrem Tode gesetztes Bildwerk ihre Züge festhält.

So war der Fürst und so war vor allem die Fürstin geartet, unter deren hoher Protektion die neue Hochschule ins Dasein trat. Der Mann aber, der die mühseligen Vorarbeiten für die Neugründung leistete, der die Universität so recht eigentlich organisierte und ihre Verfassung ausarbeitete, war Matthäus Hummel aus Villingen.

Hummel war am 21. September des Jahres 1425 als das jüngste von dreizehn Kindern geboren. Seine Studien machte er in Heidelberg, wo er mit 21 Jahren Magister wurde. Als er dort auch den kanonischen Doktor machen wollte, wurde ihm dies verwehrt, weil er Gold und Seidenzeug, das er als Magister der Artistenfakultät tragen durfte, nicht mit der schlichten Tracht des Juristen vertauschen wollte. Wir werden noch mehr von der wunderlichen Bedeutung hören, welche im 15. und 16. Jahrhundert den Fragen der Tracht beigelegt wurde. Der entschlossene und mit Recht selbstbewußte junge Gelehrte wandte darauf seine Schritte nach Pavia und bestand dort das Doktor-Examen im kanonischen Recht mit so seltenem Glanz, daß man ihm die Spesen erließ. Nachdem er dort noch andere Grade erlangt hatte, kehrte er nach dem heimatlichen Villingen zurück. Der Zufall wollte es, daß damals gerade Erzherzog Albrecht in Villingen weilte und Hummel kennen lernte. Der noch nicht 30jährige, aber vielfach erprobte und welterfahrene Gelehrte schien dem Fürsten der rechte Mann, um die von ihm geplante Hochschule zu organisieren. So wurde Hummel der eigentliche Schöpfer der Freiburger Hochschule, ihr „erster Rektor und Anfänger“, wie der Erzherzog selbst ihm später bezeugte.

Schon im Jahre 1455 war der Papst Calixtus III. um die Erlaubnis zur Gründung der neuen Universität angegangen worden. Er erteilte dieselbe durch eine Bulle vom 20 April dieses Jahres, worin Freiburg wegen seines milden Klimas (aeris temperies) und wegen der Billigkeit der Lebensmittel für eine solche Stiftung als besonders geeignet bezeichnet wird. Der Papst beauftragte den Bischof von Konstanz nach genauer Erkundigung und Befund der Umstände das Nötige zu verfügen. Der Bischof wieder forderte zunächst in einem öffentlichen Ausschreiben alle diejenigen auf, vor ihm zu erscheinen, die gegen die Errichtung der Hochschule Einwendungen zu machen hätten. Erst als nach

dreißigtägiger Frist keinerlei Einspruch erfolgt war, wurde die Neugründung gestattet.

Zunächst handelte es sich um die genügende Dotierung der Hochschule. Ihr Einkommen wurde durch eine Anzahl reicher Kirchenlehen des Erzhauses Österreich sicher gestellt. Durch Urkunde vom 28. August 1456 inkorporierte Albrecht VI. von Wien aus, wo er sich gerade befand, der von ihm gestifteten Schule die Pfarrkirchen von Freiburg, Breisach, Ensisheim und einigen anderen Orten, das will sagen, er verzichtete darauf, an den genannten Gotteshäusern künftighin die Geistlichen zu ernennen; vielmehr wurde die Universität jetzt Pfarrherrin dieser Kirchen, stellte tüchtige Pfarrverweser bei denselben an, warf eine genügende Versorgung für dieselben aus, benutzte aber den Überschuß der Pfründeinkünfte zur Dotierung ihrer Lehrkanzeln. So gelang es, ohne bare Auslagen die große Lehranstalt ins Leben zu rufen. Kaiser Friedrich III. trug kein Bedenken, die Dotation, die sein Bruder vorgenommen hatte, seinerseits am 18. Dezember 1456 zu bestätigen.

Offiziell war damit die Universität begründet; aber es bedurfte noch vieler Vorbereitungen, ehe sie wirklich eröffnet werden konnte. Hier setzte nun Hummels Tätigkeit ein: seine Aufgabe war es, dafür zu sorgen, daß die der Universität überwiesenen Pfründen, sobald ihre bisherigen Inhaber starben, auch wirklich für die Hochschule eingezogen, mit tauglichen Priestern besetzt und die Überschüsse in die Universitätskasse geleitet würden. Hummel hatte dann aber die weitere Aufgabe, aus diesen Überschüssen „einen Doktor oder Magister oder mehr, wie das Erträgnis ausfalle, anzustellen und auf solche Weise fortzufahren, bis die Universität gehörig besetzt sei."

Es liegt auf der Hand, daß diese Geschäfte sich nicht von heute auf morgen abwickeln ließen. Rektor Hummel mußte in Angelegenheiten der Universität verschiedene, z. T. weite Reisen machen, deren Kosten ihm aber von der Stadt Freiburg bereitwilligst ersetzt wurden. Denn die Bürgerschaft verstand, das muß rühmend hervorgehoben werden, von Anfang an die Stiftung in ihrem ganzen Wert für die Stadt zu würdigen, brachte freiwillig nicht unbeträchtliche Opfer für dieselbe, überließ mehrere städtische Gebäude zu Studienzwecken und übernahm auch zeitweilig die Bürgschaft für die Gehälter der Docenten. Sie tat dies, obgleich die Neugründung für die Stadt „Süßes und Saures" enthielt. Drängte sich doch die neue Korporation, ausgestattet wie sie war mit eigener Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit aller ihrer Angehörigen, wie ein Fremdkörper in das alte Gemeinwesen ein. Daß es zu allerhand Reibungen zwischen Stadtregiment und Hochschule kommen würde, blieb den Ratsherren keineswegs verborgen. Aber sie fanden, daß es „jeder tapfern Regierung gebühre, kein Gutes — sonderlich ein so großes, löbliches und gemeiner Christenheit tröstliches Gut — um menschlicher Furcht willen unterwegen zu lassen."

Hummel ist jedenfalls auch der Verfasser des schwungvollen Stiftungsbriefes, den Herzog Albrecht am 21. September 1457 zu Freiburg ausfertigte. Er bezeugt darin, er wolle „zur Abtragung seiner Schulden gegen Gott" durch Gründung der Hochschule „mit andern Fürsten graben helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversieglich geschöpft werde erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit, zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit." Damit die Hochschule diese hohe Bestimmung erfüllen könne, wird ihr vollkommene Selbstverwaltung zugestanden. Ihr Gründer verspricht für sich und seine Erben, „die Universität in fürstlichen Gnaden und Freiheiten zu schirmen, nicht aber Macht und Gewalt an sie zu legen."

Am 26. April 1460 schlug die feierliche Stunde, in welcher der neue Tempel der Wissenschaft wirklich eröffnet werden konnte. Voran ging die freie Wahl des ersten Rektors, welche von den ordentlichen Professoren im Münster in Gegenwart des versammelten Volkes vorgenommen wurde. Sie fiel, wie jedermann erwartet hatte, auf Matthäus Hummel, der unmittelbar nach der Wahl ein lateinisches Festprogramm ausgeben konnte. Danach sollte sich die Feier auf zwei Tage erstrecken und außer kirchlichen Veranstaltungen einen Umzug aller Behörden und der gesamten Bürgerschaft umfassen. Im Mittelpunkt der Feier aber stand die lateinische Festrede Hummels, die uns samt dem Festprogramm noch erhalten ist und die Stimmung jener Gründungsstunde, wie auch das Temperament des Redners aufs lebendigste widerspiegelt.

Sapientia aedificavit sibi domum et excidit in ea columnas septem; diesen Spruch Salomonis legte Hummel seiner Rede zu Grunde. In poetischen Bildern schilderte er zunächst Wesen und Wirken der Weisheit: „alle irdischen Güter verschwinden vor ihrem Glanz, sie ist die süßeste Harmonie der Seele, sie führt das Richtscheit der Sitten in ihrer Hand, macht uns unsterblich und den Himmlischen gleich." Zu Trägerinnen dieser also gepriesenen Weisheit sind aber vorzugsweise die Hochschulen bestimmt: „das Altertum hatte zwar auch Gymnasien, sie waren aber Übungsplätze des Leibes; die Universitäten dagegen sind Turnhallen der Seele; drum, so hoch die Vernunft über der Sinnlichkeit steht, so hoch stehen unsere Anstalten über denen der heidnischen Vorzeit."

„Niemand zweifelt ferner, so fährt der Redner fort, daß das echte Glück des Menschen in der Wirksamkeit seiner bessern und göttlichen Natur besteht, d. h. im Forschen nach Wahrheit. Daher ist auch das Leben an Universitäten unter Studien und Disputationen das beglückendste. Das Schwein verachtet zwar den Edelstein und wühlt im Kote fort; für den Esel hat die süßeste Musik keinen Reiz; aber der bessere Mensch findet sich an den Stätten ein, wo ihm Nahrung für seinen Geist geboten wird."

„An den Universitäten bietet die Vergangenheit der Gegenwart die Hand; denn dort werden diejenigen, die Jahrhunderte hindurch im Grabe schliefen, wieder zum Leben erweckt. Halbvermoderte Pergamente, von Mäusen beschmutzt und von Würmern durchlöchert, werden dort aus langer Dunkelheit ans Licht gezogen. Gereinigt werden sie sorgfältig eingebunden und gehörig verziert. Und damit niemand den andern die Benutzung erschwere, liegen die kostbaren Bücher an Ketten, umgeben von Tischen und Bänken. Dabei versammelt der Lehrer seine Schüler, voll Lust unter diesen Werken weilend, wie der Arzt voll Lust inmitten der Heilmittel weilt, wodurch er die leiblichen Krankheiten austreibt. Ja, an den Hochschulen ist gut Hütten bauen. Denn da ist Morgen und Abend gleich, das ganze Jahr ein Tag; fern bleiben Langeweile



Freiburg im Jahre 1549.
Nach Merian. Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten".

und Überdruß. Die Bibliotheken bilden die angenehmsten Spaziergänge, sie sind die blüten- und düftereichen akademischen Fluren. Da sind die Wandelgänge der Peripatetiker, die Hallen der Stoiker, Platos Akademie; da weilt Aristoteles wahrhaftig unter seinen Jüngern."

Der zweite Teil der Rede erörtert die Frage, warum gerade zu Freiburg die Stiftung einer Universität not tue. Und hier wird nun Hummel reichlich ausfällig und entwirft vom damaligen Stand der Studien am deutschen Oberrhein ein sehr düsteres Gemälde; weder von Geistlichen noch Laien werde die Weisheit gastlich aufgenommen und gepflegt. „Pfui der Schande", so ruft er leidenschaftlich aus, „sehen wir nicht die Studien jeder Art aus den Häusern der Geistlichen mit Gewalt und Waffen fortgetrieben? Ihre Stelle nehmen bald Hunde, bald Vögel, bald das geschmückte Pferd, bald jenes zweibeinige weibliche Ungetüm ein, das der Geistliche mehr fliehen sollte als Schlangen und

Basilisken, sintemal ihre Kehrseite bitterer ist als Wermut. Statt der heiligen Schriften sehen wir bei ihnen feine Leinwand, Seidenzeug und Prunkgewänder in kostbaren Truhen prangen, dazu silberne Gefäße, Leiern und Lauten, bunte Polster, Würfel und Karten und weiche Lotterbetten; um das Herdfeuer aber der Kleriker springen greinend ihre Kinder, deren Dasein durch keinerlei Winkelzüge sich verbergen läßt. Wie aber steht es mit den Büchern der Geistlichen? Ach, die leiden an allen Krankheiten, am Rücken und an den Seiten, und niemand bietet zu ihrer Heilung die Hand. Bald liegen sie gleich Hiob auf Haufen von Unrat; bald sind sie begraben wie Lazarus, aber keine Stimme ruft ihnen zu: Lazare, komm' heraus! Läßt sich aber doch bisweilen ein alter Kodex ungerufen blicken, so schwört der dumme Petrus, er kenne ihn nicht, und die Dienerschaft schreit: Kreuzige, kreuzige ihn! Ein alter Soldat ehrt doch immer die Waffen, mit denen er gefochten hat; der unwissende Geistliche dagegen veräußert die merkwürdigsten Pergamente an Maler und Kürschner oder gibt sie dem Goldarbeiter, um sie zu Behältern für Armbänder und Halsketten herzurichten, oder er klebt wohl gar mit ihren Blättern Löcher in seinen Fenstern zu."

„Aber vielleicht steht es bei den Klostergeistlichen mit den Studien besser? Nicht im mindesten. Herden und Wollertrag, Feldfrucht und Scheune, Trunk und Trinkgerät, Orgel und Zitherspiel und Besuche bei gefälligen Nonnen, das sind jetzt zumeist die Studien der Mönche. Vorzüglich ist es dreierlei, was sie vom Besuch gelehrter Anstalten fernhält: ihr Bauch, ihre Kleider und ihre Häuser. Aber die Mönche, sagt man, haben ja eigene Lehranstalten? Richtig. Doch als träge Fischer bedienen sie sich fremder Netze, die sie, wenn zerrissen, ungeschickt flicken, ohne ein eigenes Netz anfertigen zu können. Fremde Arbeit stehlen sie, die Schriften anderer lesen sie herunter mit theatralischem Lippengeräusch, wie der Papagei fremde Worte nachplappert. Auf solche Weise wird die heilige Schrift nicht erklärt, sondern vielmehr auf der Gasse mit Füßen getreten."

„Aber auch die Laien leisten der Weisheit nicht Vorschub, wie sich's gebührt. Sobald ihre Kinder der Wiege entwachsen, bringen sie dieselben in ausgelassene Gesellschaft, auf die Reitbahn, auf die Jagd, zum Vogelfang und Waffenspiel, wo jeder um so mehr geehrt wird, je lauter er mit Ausschweifungen prahlt. Besondere Schuld fällt auf euch, ihr Adeligen. Eure Vorfahren stifteten Zufluchtsörter der Religion und Wissenschaft — und was tut ihr? Unter den edlen Griechen galt der nicht für edel, der wissenschaftlicher Erkenntnis bar sich zeigte: bei uns dagegen scheint gerade derjenige adelig zu sein, der recht unwissend ist. Darum kehret zurück zur Tugend eurer Vorfahren und werdet ihr, die ihr Gelehrsamkeit haßtet, nun Freunde derselben. Schickt eure Söhne, statt sie zum Raub zu erziehen, lieber auf Schulen, wo sie Weisheit und politische Klugheit lernen können, die alleine wirklich adelt."

Zum Schluß seiner freimütigen Predigt wandte sich Hummel an den Lehrkörper der neuen Hochschule. Dachte man sonst bei den „sieben Säulen“ im Hause der Weisheit, die sein Text erwähnt, an die sieben freien Künste, auf denen das Gebäude der Wissenschaft sich erheben kann (o. S. 9), so setzte Hummel diesen Säulen die sieben neugewonnenen Kollegen gleich, mit denen die Universität ins Leben trat. Es waren vier Meister in den freien Künsten und je ein Professor der Medizin, des Kirchenrechts und der Theologie. Er schildert das Arbeitsfeld jedes einzelnen dieser Dozenten, wirft hoffnungsreiche Blicke in die Zukunft der neuen Lehranstalt und empfiehlt schließlich sich und seine Mitarbeiter dem freundlichen Andenken der Nachkommen.

Matthäus Hummel, der mit dieser packenden, von sittlichem Ernst getragenen Rede der Neugründung die bedeutungsvolle Weihe gab, war auch in Zukunft rastlos tätig, um seine Schöpfung besonders in finanzieller Hinsicht weiter auszubauen. Sein eigentliches Lehramt, die medizinischen Kollegien, mußte er wegen dieser organisatorischen Aufgaben gelegentlich arg vernachlässigen. Auch zwang ihn sein reicher Hausstand von zwölf Kindern, sich nach anderweitigen Erwerbsquellen emsiger umzusehen, als seinen Kollegen genehm war. Es gab viel Streiterei deswegen, und in einem seiner Briefe bricht er in die verärgerten Worte aus: „Ich habe einen Weinberg gepflanzt, und siehe, er ist mir zur Bitternis geworden.“ Übrigens fehlte es dem verdienstvollen Manne auch nicht an Zeichen der Anerkennung. Noch viermal wählten ihn seine Kollegen zum Rektor. Schon im Jahre 1459 war er österreichischer, im Jahre 1466 auch badischer und burgundischer Rat geworden. Im Jahre 1471 entbot ihn der Kaiser zum Reichstag nach Regensburg: „Ich wurde damals,“ so schreibt der etwas ruhmredige Mann, „von den Großen mit Achtung und Liebe behandelt, während ich von meinesgleichen, die ich aus dem Staube erhob, angefeindet werde. Was ich einfach verlor, habe ich doppelt wieder gewonnen.“ Vielleicht war es bei dieser Gelegenheit, daß ihn der Kaiser zum Edeln im Bach ernannte und dadurch in den Ritterstand erhob.

Die Studierenden der neuen Hochschule.

Gaudeamus igitur,
iuvenes dum sumus!

Obgleich die Universität anfangs nur eine sehr kleine Zahl von Dozenten besaß und durch die Unzulänglichkeit und Unsicherheit ihrer Einkünfte in ihren Einrichtungen sehr beengt war, ließen sich doch gleich im Eröffnungsjahr 1460 nicht weniger als 214 Studierende immatrikulieren, darunter eine ganze Reihe später gefeierter Männer. Zum Teil muß diese stattliche Zahl allerdings dem Reiz der Neuheit zugeschrieben werden:

die regelmäßige Frequenz hielt sich im 16. Jahrhundert immer unter 200.

Fast die Hälfte der Immatrikulierten stammte im ersten Jahrzehnt des Bestehens aus der Konstanzer Diözese. Dazu kamen verhältnismäßig viele Bayern, weil dies Land eine eigene Hochschule nicht besaß; auch Burgund und Lothringen stellten ein starkes Kontingent, meist Adlige mit großem Wechsel und noch größerer Rauflust. Wenig zahlreich waren dagegen die Schweizer, und so gut wie ganz fehlten die Norddeutschen, die seit 1870 in so großen Scharen Freiburg alljährlich aufsuchen.

Wie die ganze Hochschule von Haus aus eine kirchliche Veranstaltung war (vgl. o. S. 14), so gehörten denn auch mehr als die Hälfte der Studierenden in der Regel dem geistlichen Stande an, z. B. im Gründungsjahr von 214 akademischen Bürgern nicht weniger als 108.

Daneben muß die große Zahl fürstlicher oder doch hochadliger Studenten auffallen. Gleich im Jahre 1468 schrieb sich z. B. ein Graf Eitelfritz von Zollern in das Freiburger Matrikelbuch ein. Es war üblich, Immatrikulierte von so hohem Range, selbst wenn sie erst 14 oder 15 Lebensjahre zählen sollten, alsbald nach ihrer Immatrikulation zu Rektoren der Hochschule zu erwählen. Natürlich gab man ihnen für die eigentliche Geschäftserledigung einen Vizerektor an die Seite; ihre dienstliche Funktion beschränkte sich in der Hauptsache darauf, daß sie dem ganzen Lehrkörper einen solennen Schmaus zu geben nicht wohl umhin konnten.

Das Durchschnittsalter, in dem das junge Volk zur Hochschule kam, war das 14. bis 16. Lebensjahr; vereinzelt taucht selbst ein 10jähriger Studio auf, ja einmal (im Jahre 1572) wurde sogar ein Knabe von sieben Lenzen unter die Studiosi aufgenommen. Dies jugendliche Alter der Studenten erklärt sich übrigens zum Teil daraus, daß die Grenze zwischen Mittel- und Hochschule damals anders lag als heute: dem zweijährigen Aufenthalt in unserer Gymnasialprima entsprachen dazumal die ersten zwei von den drei Studienjahren, die man in der sogenannten Artistenfakultät (s. u.) verbrachte.

Die Disziplinargesetze, welche Rektor Hummel im Jahre 1463 erließ, zeigen, daß auch damals schon die akademische Jugend jung war und nicht immer gerade ein Ausbund aller Tugenden. An der Spitze der Gesetze prangt der schöne Satz, daß kein notorisch schlechter Mensch oder überwiesener Verbrecher sich der Privilegien der Hochschule Freiburg erfreuen dürfe, sondern schon durch die Tat derselben verlustig gehe. Für die öffentliche Sicherheit wird durch die Bestimmung Sorge getragen, daß sich kein Akademiker weder tags noch nachts mit Waffen irgend einer Art und, wenn die sog. „Mordglocke“ zwischen 10 und 11 Uhr ausgeläutet hat, nicht einmal unbewaffnet ohne Licht auf der Straße blicken lassen darf. Namentlich wird jeder Angriff auf die Scharwächter und Stadtknechte mit schwerem Karzer oder Geld bestraft. Auf nächt-

liche Ruhestörung bei den Frauenklöstern, als Anpochen, Höhnen oder Hofieren, Briefabgeben oder Einsteigen, erfolgt ohne Gnade ein Monat Karzer, und zwar jeden Montag, Mittwoch und Freitag bei Wasser und Brot.

In Bezug auf die Kleidung hat sich der Student der üppigen, kurzen, gestreiften, geschlitzten oder doppelt gefärbten Reiteranzüge mit goldenen Ketten und Nadeln ebenso zu enthalten, wie der schmutzigen Tracht der Bader mit ihren nackten Füßen und Schienbeinen: ehrsam, klerikal gekleidet hat er aufzutreten. Sein langer Talar mit Kapuze falle bis auf die Schuhe herab, welche weder rot noch glänzend schwarzgefärbt, auch nicht mit langen Schnäbeln versehen sein dürfen; nur den Adligen wird es verziehen, wenn ihre Schuhschnäbel länger sind als das erste Glied des Zeigefingers. Ein Barett zu tragen kommt nur den Magistern zu. Gegen Federn auf dem Hut ist man ganz besonders streng. Auch Bärte werden nicht geduldet. Keiner darf, bei Strafe von 1/2 Gulden, Jagdfalken öffentlich auf seiner Hand tragen. Wer ein Spottlied verfaßt, wird relegiert; wer es findet und jemand zeigt, verfällt dem Karzer auf einen Monat. Relegiert wird auch, wer beim Übersteigen der Stadtmauer sich betreffen läßt. Was einer an Häusern, Weinbergen oder Gärten beschädigt, hat er unter Strafe zu ersetzen. Wer Schulden macht und nicht bezahlt, wird ausgeschlossen (excluditur); ebenso ist die Teilnahme an Spielgesellschaften strafbar.



Freiburger Studio von ehedem.
Nach Klüpfel, Bibliotheca ecclesiastica.

Großes Gewicht wurde darauf gelegt, daß die Angehörigen der Universität sich als besonderer Stand von den Städtern möglichst fernhielten. Einem nicht Immatrikulierten, auch wenn er Studentenkleidung trug, durfte kein Dozent Vorträge halten. Andererseits durfte ein Relegierter von keinem Angehörigen der Universität aufgenommen werden. Alles Steinwerfen, Ringen, Fechten oder Besuchen von öffentlichen Fechtschulen, Frauenhäusern und entfernten Kirchweihen, alle Teilnahme bei den in der Bürgerschaft so beliebten Ringeltänzen auf dem Münsterplatz oder sonstwo, alle Beteiligung an bürgerlichen Zechgelagen war verboten.

Das Leben der Studenten im 15. und 16. Jahrhundert unterschied sich hauptsächlich darin von dem heutigen, daß damals die Akademiker

gemeiniglich in sogenannten **Bursen** untergebracht wurden, d. h. in Wohn- und Kosthäusern, wo sie mit ihren Lehrern wie in einem Konvikt zusammenwohnten. Ein oder zwei Magister der Artistenfakultät, welche von dieser gewählt wurden, waren Vorsteher der Burse. Sie veranstalteten nach jedem Mittagsmahl Disputationen unter den Burschen, zur Wiederholung und Befestigung des in den Vorlesungen Vernommenen. Mindestens einer von den Vorstehern mußte auch die Nacht im Gebäude zubringen und für die nächtliche Ruhe sorgen. Wenn die Abendglocke läutete, d. h. winters um 8 Uhr, sommers um 9 Uhr, hatte er die Burse zu schließen und den Schlüssel an sich zu nehmen, etwaige Trinkgesellschaften auseinanderzujagen und weitere Abgabe von Wein zu verhindern. Alle Woche hielt der Vorstand mit dem Verwalter unter Beizug der Hausgenossen Abrechnung. Widersetzliche konnte er ausschließen oder durch den Pedellen mit Ruten strafen lassen. Die Oberaufsicht führte der Rektor, der mindestens alle halbe Jahr ausführlichen Bericht über den wissenschaftlichen und sittlichen Stand der Pfleglinge einforderte.

Die Burschen ihrerseits gelobten dem Vorstand Gehorsam. Keiner von ihnen durfte außerhalb der Burse nächtigen, keiner heimlich die Türen öffnen oder aus- und einsteigen. Auf Begehren mußte jeder die sämtlichen Dinge, die er unter Verschluß hatte, dem Vorstand vorweisen. Schwer verpönt war das Einführen verdächtiger Frauenspersonen. Die in der Burse allein zulässige Sprache war natürlich das Lateinische. Von den einzelnen Bursen, wie sie in Freiburg bestanden, wird im Zusammenhang mit den übrigen Universitätsgebäuden später zu sprechen sein (vgl. S. 26 f.).

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde es immer mehr üblich, daß Professoren und Magister Studenten als Kostgänger in ihre Privatwohnung aufnahmen. Der akademische Senat kämpfte anfangs mit strengen Mandaten gegen diese Häusler (domuncularii); aber da gerade die gefeiertsten Dozenten gern auf diese Weise sich einen Nebenverdienst und zuverlässiges Auditorium sicherten, so mußte man die neue Mode schließlich gelten lassen; doch nahm man den betreffenden Hausvätern das Gelöbnis ab, daß sie alle für die Bursen erlassenen Bestimmungen auch für ihre Privatalumnate einhalten würden.

So billig das Leben für den geordneten Studenten war, der in einer der Bursen wohnte und in vielen Fällen auch noch ein Studienstipendium zu verzehren hatte, so hoch waren dagegen die **Examensgebühren** bemessen, zumal zu den Barauslagen noch allerhand Naturallasten hinzukamen. So mußte der Prüfling den anwesenden Magistern und Doktoren jeweils Handschuhe von verschiedener Qualität, außerdem Federmesser, Kleinodien, Barette u. dgl. mehr verehren. Auch hatte er 6—8 Wachsfackeln zu liefern, die am Tage der Verleihung der betreffenden Würde in der Prozession getragen wurden. Die Examinatoren endlich erhielten Wein und frisches Brot von bester Sorte vorgesetzt und nach der Prüfung je ein Pfund Zuckerkonfekt eingehändigt.

Richtige Ferien gab es in der ersten Zeit nicht, dafür aber eine um so größere Zahl von Feiertagen, indem zu den allgemein gefeierten auch noch besondere für jede Fakultät, vor allem die Namenstage der Fakultätspatrone, hinzukamen. Auch an Schmausereien und Zwecessen war kein Mangel. Jeder Student gab seinen Freunden am Tage seiner Immatrikulation und ebenso nach Ablauf des ersten Studienjahres einen reichlichen Imbiß. Sehr beliebt waren die Prüfungsschmäuse, besonders feierlich das Festmahl nach Erlangung der licentia docendi, das sogenannte prandium Aristotelis. Schon im Jahre 1469 mußten Bestimmungen getroffen werden, um allzugroßer Völlerei auf diesen Festkommersen vorzubeugen.

Viele Mühe gab sich der akademische Senat, um dem übermäßigen Trinken bei den Studenten zu steuern. Doch die strengsten Mandate schufen hier nicht Wandel: mitunter zogen die „Weinkönige" mit ihrem Hofstaat am hellen Tage mit Musik im Städtchen um. Besonders die „teuflische" Unsitte des Zutrinkens bedrohte den guten Ruf der Schule. Der Rektor strafte und drohte mit immer schwereren Strafen: trotzdem zog im Jahre 1514 ein Trupp Studenten unter Paukenschlag nach Zähringen, wo sie den Bauern so wacker zutranken, daß einer derselben beinahe des Todes war.

Auch sonst weiß das Protokollbuch der Hochschule von vielen losen Streichen zu berichten. Im Jahre 1516 faßte ein Neffe des Würzburger Bischofs den hochvermögenden Bürgermeister von Freiburg am Kragen, zerrte ihn an den Haaren und mißhandelte ihn sonst aufs despektierlichste; er bekam für den unerhörten Frevel, da der Bürgermeister selbst für ihn um Nachsicht bat, nur ein Strafmandat über vier Gulden.

Man erbaute in selbigem Jahr aus eichenen Bohlen einen neuen Karzer — aus dem älteren waren die losen Vögel öfters „ausgeflogen", und auch der neue erwies sich bald darauf als nicht fest genug —: trotzdem wagten es einige Studenten, im Rücken des Schultheißen einen Metzger mit Steinen zu werfen „und ihm nachzuplärren wie die Kälber".

An der Fastnacht 1546 lud ein gewisser Dankwart einige Freunde zu sich in die Burse. Als nun eine gebratene Gans aufgetischt wurde, zog er sich ein Priestergewand an und taufte den Vogel mit allem kirchlichen Zeremoniell. Bei der Strafe hielt man zwischen sittlicher Entrüstung und Verständnis für die Fastnachtslaune eines jungen Bluts glücklich die Mitte.

Durch französische Raufbolde wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch das Duell unter den Freiburger Studenten heimisch. Der erste richtige Zweikampf ist für das Jahr 1579 bezeugt: er wurde noch in deutscher Weise auf Hieb ausgefochten. Bald aber kam auch die in Frankreich beliebtere Stichwaffe in Aufnahme, trotz der Erklärung des Senats, daß er jeden unnachsichtig relegiere, der „punktim gehe."

Man sieht aus diesen wenigen Proben, die den Strafakten des 16. Jahrhunderts entnommen sind, daß auch die straffsten Studienreglements und Hausordnungen der Bursen es nicht zu hindern vermochten, daß die akademische Jugend mit mehr Behagen oft als Witz sich damals wie heute auslebte. Bei der disziplinarischen Behandlung solcher Fälle ließ sich die Universität, stolz auf ihre eigene Gerichtsbarkeit, nicht leicht etwas dreinreden: je heftiger der Stadtrat gegen einen ausgelassenen Bruder Studio polterte und tobte, um so wahrscheinlicher war unter Umständen seine glimpfliche Behandlung durch Rektor und Senat. Schon im Jahre 1520 und später noch öfters machte die akademische Behörde dem Magistrat gegenüber geltend, daß zu strenges Bestrafen der frohen Musensöhne sie leichtlich ganz verscheuchen könne, sehr zum Schaden der Stadt. Irren wir nicht, so besitzt diese milde Weltklugheit auch heute noch an maßgebender Stelle Vertreter.

Die Universitätsbehörden der frühesten Zeit.

His tuta auspiciis fecunda academia floret,
Florebitque olim non peritura diu.
Phil. Engentinus.

Die höchste Gewalt an der selbstherrlichen Hochschule handhabte der Rektor. Er wurde jeweils nur für ein Semester gewählt, so wie das jetzt noch in Jena Brauch ist. Wo die Universität öffentlich erschien, hatte der Rektor den ersten Platz zu beanspruchen. Seine Amtstracht war eine reiche Kapuze aus Kamelshaar oder Atlas. Zwei Szepter, das eigentliche Rektoratsszepter und das der Artistenfakultät, wurden vor ihm hergetragen. An hohen Festtagen wurde er von sämtlichen Universitätsangehörigen in feierlichem Zug vom Kollegium zur Kirche geleitet. Überhaupt schickte es sich nicht für ihn, ohne Pedell oder sonstigen Geleitsmann auf der Straße zu erscheinen.

Der jeweilige Rektor des Sommersemesters ließ alsbald nach seiner Wahl die Privilegien der Universität von der Münsterkanzel, später von einem Erker am Münsterplatz, dem sog. „Hüslin“, allem Volke feierlich verlesen. Darauf begab er sich aufs Rathaus, um vom Stadtrat dieselben Privilegien beschwören zu lassen. Eine Bewirtung der angesehensten Bürger auf Kosten der Universität bildete den Schluß der Feier, deren unverhohlener Zweck darin bestand, die Vorrechte der privilegierten Anstalt nachdrücklich in Erinnerung zu bringen.

Zu den Aufgaben des Rektors gehörte vor allem die Führung der Universitätsmatrikel. Sodann die Handhabung der akademischen Disziplin; doch hatte er sich dabei mit dem Senat ins Einvernehmen zu

setzen. Dieser **Senat**, auch Konsistorium oder Regentschaft genannt, bestand in der Regel aus dem gewesenen Rektor und drei anderen Beiräten. Eifersüchtig hielt er darauf, daß man in keinem Fall ihn überging.

Alle Behörden, die der komplizierte Organismus sonst noch nötig machte, wurden aus der Zahl der Dozenten besetzt. So vor allem die „Vierherrn" der Wirtschaft, so der Bursarius oder Quästor, der Syndikus oder Vermögensverwalter. Wiederholt klagten daher die Professoren, daß sie nicht allein Kolleg zu lesen hätten, sondern auch regieren helfen müßten, und beanspruchten wohl für diese besondere Mühewaltung „eine Ergötzlichkeit".

Die schwierigste Aufgabe für die akademischen Behörden bestand im 15. und 16. Jahrhundert und auch später meistens darin, der Hochschule die ihr gebührenden und nötigen **Einkünfte** zu sichern. Der Senat glich häufig genug mehr einem Rentamt als einem Studienausschuß. Zumal in der ersten Zeit nach der Gründung war die Geldnot groß. Denn die Pfründen aus Kirchendotationen, die der Hochschule angewiesen waren, mußten jeweils erst vakant werden, ehe sie von der Universität in Nutznießung genommen werden konnten. Und trat die ersehnte Vakanz dann endlich ein, so galt es oft noch langwierige Prozesse zu führen. Außerdem beanspruchte der Konstanzer Bischof bei jedem Besitzwechsel die primi fructus, und die päpstliche Kurie ließ sich die Bestätigung der Privilegien teuer bezahlen. Kurz, im 15. Jahrhundert mußte immer wieder die Stadt mit ihren Mitteln aushelfen, was ihr nicht in jedem Falle leicht wurde. Es kam zu bitterbösen Auseinandersetzungen, sodaß man im Jahre 1496 allen Ernstes an die „Transferierung" der Hochschule nach einer anderen Stadt gedacht hat. Die Senatsproto-



Das alte Universitätsszepter (rechts) stammt vom Jahre 1466, ist also beiläufig ebenso alt wie die Hochschule. Der etwa 1 Meter lange, kantige Stab ist von Silber; die Ringe, welche den Stab in gleichen Abständen gliedern, und ebenso der kunstvolle Blattknauf oben ist golden. Unter dem Knauf sitzen drei Wappen: das österreichische, das freiburgische und das pfälzische, also das der Erzherzogin Mechthildis.

Das Szepter der Artistenfacultät (links) trägt die Jahreszahl 1512. Der Schaft ist gewunden und endigt in einen goldenen Löwenkopf, der eine Kette zum Aufhängen im Maul hat. Das Ganze bekrönt die Gestalt Christi mit der Weltkugel: am Schaftende darunter stehen die goldenen Figuren der Maria, eines bärtigen Heiligen mit Schwert und Buch (Paulus?) und eines bartlosen im Reise- oder Kardinalshut mit dem Pilgerstab (hl. Hieronrmus?), also wohl Schutzpatrone der Universität. Unter dem schön gestalteten, goldenen Blätterknauf sind drei Baldachine um den Stab angeordnet; in den Baldachinen stehen gewappnete Fürsten mit Schwert und Szepter, vermutlich Mitglieder des österreichischen Erzhauses. Unter den Bildnissen hängen die Wappen von Österreich, von Niederösterreich und das kaiserliche.

Die Szepter werden jetzt nur noch bei großen Universitätsakten, wie der Übergabe des Rektorats, von den Pedellen getragen.

kolle des 15. und 16. Jahrhunderts sind voll kümmerlicher Klagen: den bescheidensten und allerdringendsten Anforderungen konnte immer wieder nicht entsprochen werden. Mehrfach übertrug man aus lauter Armutei mehrere Lehrkanzeln einem und demselben Dozenten. Mit der Auszahlung der höchst bescheidenen Professorengehälter war die Universitätskasse oft viele Jahre im Rückstand. Doch ist unverkennbar, daß die Finanzlage nach und nach gesundete: hatten im Jahre 1488/89 die gesamten Einnahmen nur 556 fl. betragen, so wurden dieselben 60 Jahre später schon auf 2 000 fl., also beinahe das Vierfache, eingeschätzt.

Die ältesten Universitätsgebäude.

Burschen heraus!
Lasset es schallen von Haus zu Haus!

Höchst bescheiden wie die Einnahmen waren auch die Gebäulichkeiten der jungen Hochschule. Das älteste „Kollegium" stand an der Ecke der Franziskaner- und Merianstraße. Es enthielt den Sitzungssaal für den Senat, die Geschäftszimmer der Beamten, den vielbenutzten Karzer; es war aber zu klein, um allen Fakultäten Raum für ihre Auditorien zu bieten, sodaß nur die Juristen und Mediziner ihre Kollegien in dem Hause abhielten. Die Theologen lasen zuerst im nahe gelegenen Franziskanerkloster, seit Mitte des 16. Jahrhunderts im Anwesen der Dominikaner am Unterlindenplatz.

Die philosophische Fakultät, damals die artistische genannt, erhielt vom Magistrat das Haus „zum Pfauen", an der Stelle des heutigen Kollegienhauses, zur Benutzung angewiesen. Sie erwarb aus eigenen Mitteln das anstoßende Haus „zum Adler" hinzu, um jeder der zwei Richtungen oder „Wege", die an der hiesigen Artistenfakultät wie an jeder andern mit einander konkurrierten, den Nominalisten und Realisten, ein eigenes Quartier bieten zu können. In diesen beiden Häusern der sog. alten Burse wohnten nicht nur die Mehrzahl aller Studenten, sondern auch die zahlreichen Dozenten der Artistenfakultät; hier war lange der Mittelpunkt des akademischen Lebens. Alle größeren Festlichkeiten fanden in der Aula dieser Burse statt; in ihrem Hof und Vorhaus stand die Schaubühne, wo viermal des Jahres klassische Stücke, wie die des Terenz, aber auch eigene Dichtungen der Dozenten und Scholaren zur Aufführung gelangten. Den Haushalt dieser Burse überwachte ein Professor; da man ihm nur wenig Bedienung genehmigen konnte, so mußte er oft selbst zu Markte gehen, und so kam es denn wohl vor, daß er sein Kolleg absagte, weil er gerade mit Einkäufen für einen Magisterschmaus oder mit Zurichtung von Geflügel beschäftigt war,

Über die Verköstigung in dieser Burse wurde oft und ernsthaft geklagt. Je häufiger es im 16. Jahrhundert wurde, daß die Professoren heirateten, um so weniger bezeigten sie Lust, in der Burse zu hausen, deren ganze Einrichtung auf Junggesellen zugeschnittten war.

Neben dieser Hauptburse bestanden im 16. Jahrhunderte noch sechs Stiftungshäuser hier, deren Bewohner miet- und kostfrei waren. Die älteste dieser kleineren Bursen war die Domus Carthusiana, unmittelbar neben der alten Burse, von Arnold von Schorndorf schon im Jahre 1485 gestiftet: Theologie studierende Ausländer, die mehr als zehn Meilen entfernt von Freiburg geboren waren, fanden hier Unterkunft. Über den lockeren Wandel der Stipendiaten des „Karthäuserhauses“ wurde viel geklagt. Dagegen erfreute sich eines sehr guten Rufes das von Johannes Kerer aus Wertheim gestiftete Collegium Sapientiae. Es war in einem eigens hierzu aufgeführten Gebäude Ecke der Nußmann- und Herrenstraße untergebracht. Der treffliche Kerer war ein sehr vielseitiger Mann: Lehrer der Mathematik, Ausleger des Aristoteles, später auch Doctor des Kirchenrechts; daneben verwaltete er lange die Münsterpfarre, und im Jahre 1493 wurde er zum Weihbischof des Augsburger Bischofs erwählt. In Augsburg ist er im Jahre 1507 gestorben; sein Grabstein aber wurde nach Freiburg, seiner geistigen Heimat, verbracht und steht jetzt, leider stark durch Betstühle eingeengt, im Chor der Universitätskirche.

Grabstein des Johannes Kerer
in der Universitätskirche zu Freiburg.
Originalaufnahme von W. Hansen in Freiburg.

Viel unbedeutender waren die vier übrigen Stiftungshäuser, die allesamt neben dem alten Kollegium an der Franziskanergasse lagen. Im ganzen zählte man im Jahre 1579 schon 26 „gefreite“ Häuser der Universität, die statutengemäß von allen staatlichen und städtischen Abgaben frei waren.

Als das alte Kollegium immer weniger den Anforderungen der wachsenden Anstalt genügte, erwarb die akademische Wirtschaftskommission im Jahre 1559 das ansehnliche Haus „zum Phönix“ neben dem

Rathaus und richtete es für ihre Zwecke her. Zwanzig Jahre später kam auch das anstoßende Haus „zum Rechen“, das der seinerzeit gefeierte Arzt Joachim Schiller (s. u.) sich erbaut hatte, in den Besitz der Universität: aus diesen beiden im Renaissancestil errichteten Häusern, die



Die Alte Universität.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten“.

man zu einem Gebäude vereinigte und mit einem gemeinsamen Treppenhaus versah, ist dann das Collegium Universitatis oder, wie man später sagte, die Alte Universität, erwachsen, in der bis zum Jahre 1774 die meisten akademischen Hörsäle und die Verwaltung sich befunden haben.

Das wissenschaftliche Leben im 15. und 16. Jahrhundert.

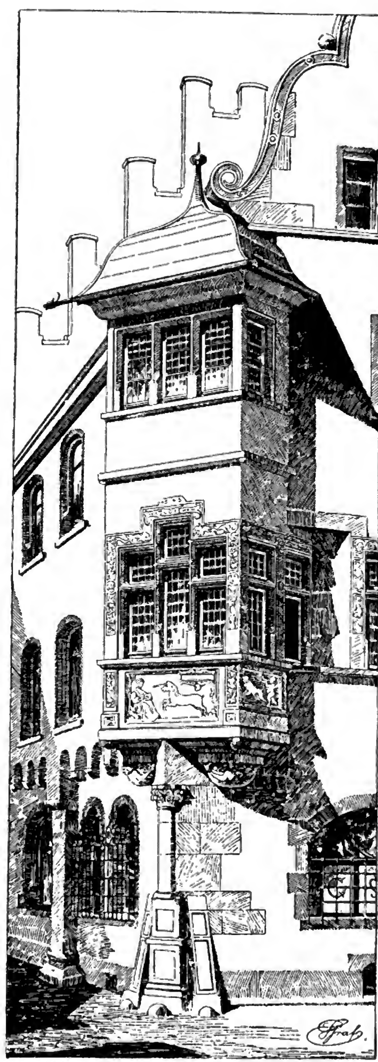
O saecula, o litterae, iuvat vivere . .
Vigent studia, florent ingenia.
Ulrich von Hutten.

Wenn wir uns nun nach den einzelnen Disziplinen und ihren erheblichsten Vertretern während der ersten Jahrhunderte umsehen, so beginnen wir füglich mit der Artistenfakultät. Sie war, wie man sagte, die „Mutter der Hochschule". Jeder Student mußte ihre Kurse durchmachen, ehe er zu den Spezialstudien der Theologie, Jurisprudenz oder Medizin überging. So erklärt es sich, warum der größte Teil aller Immatrikulierten immer Artisten waren. Vier von den sieben Dozenten, mit denen die Albertina im Jahre 1460 eröffnet worden war, bekannten sich zur Artistenfakultät. Diese besaß ein eigenes Matrikelbuch, ein eigenes Fakultätsszepter (s. o.); was wichtiger war, sie besaß ihr besonderes, schon nach 100 Jahren recht erhebliches Fakultätsvermögen. Indem ihr Dekan jederzeit eo ipso Mitglied des Senates war, hatte sie von jeher besonders reichliche Gelegenheit, für die Würde und Selbständigkeit der Hochschule einzutreten. Sie zuerst erfreute sich auch einer Büchersammlung mit zum Teil wertvollen und deshalb an Ketten gelegten Folianten. Ihr Lehrgang umfaßte in der Regel drei Jahre. Im Mittelpunkt des Unterrichts standen anfangs durchaus die Lehrstoffe der mittelalterlichen Scholastik: Logik und Dialektik, Physik und Mathematik, Aristoteles und die Peripatetiker. Aber schon seit dem Jahre 1471 besaß die Fakultät einen eigenen Lehrstuhl für Poesie und Eloquenz; und schon im Jahre 1521 wurde auf eine Petition adliger Studenten hin der erste Lehrer der griechischen Sprache angestellt, beides deutliche Belege dafür, daß der Humanismus mit seiner starken Betonung der formalen Durchbildung und mit seiner Wertschätzung des Griechischen auf die Gestaltung der Lehrpläne Einfluß gewann.

Der Lehrgang war wie allenthalben der, daß der Magister zuerst den Text seines Buches langsam vorlas, damit die Schüler den ihrigen danach verbessern konnten. Dann besprach er ihn kunstgerecht und drückte zuletzt den Inhalt summarisch in Schlußform aus. Neben dem Kolleg mußte jeder Artist wiederholenden Unterricht in den alten Sprachen nehmen. Über den Erfolg der Studien vergewisserte man sich durch allwöchentlich abgehaltene Disputationen, bei denen es gelegentlich so lebhaft zuging, daß man a verbis ad verbera schritt.

Die akademischen Grade wurden lange nicht von allen Studierenden erlangt. In den Jahren 1630—35 z. B. haben sich nur 23 % aller Inskribierten der Baccalaureatsprüfung, die man nach 5/4 jährigem Studium bestehen durfte, unterzogen; und nur 15 % von allen haben zum Baccalaureat 1 1/2 Jahre später auch noch die Magisterwürde hinzuerworben.

Da die Freiburger Stadtschule in ihren Leistungen inzwischen sehr zurückgegangen oder doch hinter den gesteigerten Anforderungen der Zeit



Der Erker mit dem Einhorn an der Alten Universität.
Mit Erlaubnis des Breisgauvereins Schauinsland.

merklich zurückgeblieben war, so errichtete die Fakultät im Jahre 1572 ein eigenes Gymnasium academicum, an dem die Dozenten der Fakultät den Unterricht in den alten Sprachen erteilten. Nur wer die Prüfungen dieses Pädagogiums mit Erfolg bestanden hatte, wurde zu den Vorlesungen der Hochschule zugelassen; doch wurden die Gymnasiasten der obersten Klasse bereits ins Matrikelbuch der Universität als Studenten eingetragen. Von der Artistenfakultät begründet, mit ihren Lehrkräften besetzt, erschien dies Gymnasium nun wie ein Teil der Universität selbst: von der Kluft zwischen Mittelschul- und Hochschullehrern, wie sie heute vielfach empfunden wird, war damals nichts zu verspüren.

Überraschend groß ist die Zahl der bedeutenden Männer, die der Freiburger Artistenfakultät die Fundamente ihrer Bildung verdankten; groß auch die Zahl der jungen Magister von später gefeiertem Namen, die nach Erledigung der eigenen Studien die Studien der Anfänger ein paar Jahre überwachten und als unbesoldete Repetitoren — wir würden heute sagen als Privatdozenten — der Hochschule durch ihren uneigennützigen Dienst den Dank für die erfahrene eigene Belehrung

heimzahlten. Ich muß mich darauf beschränken, aus der Zahl der wirklichen Dozenten, die eine der dotierten Lehrkanzeln innehatten, wenige ganz besonders hervorragende Gestalten namhaft zu machen.

Einer der frühesten Lehrer der artes liberales an hiesiger Hochschule und zugleich einer der gefeiertsten von allen war **Gregorius Reisch** von Balingen. Er wurde am 25. Oktober 1487 ins Matrikelbuch der Artistenfakultät eingetragen und erwarb schon zwei Jahre später die Magisterwürde. Bald darauf scheint er in die Karthause eingetreten zu sein, die eine halbe Stunde vor der Stadt in einer Falte des Hirzbergs gar lieblich gelegen ist. Dort erteilte er neben seinen Studien auch Unterricht und unterwies z. B. Johannes Eck, den bekannten Gegner Luthers, in Mathematik und Hebräisch. Allmählich rückte er zum Prior seines Klosters auf. Die Kunde von seiner Gelehrsamkeit aber drang weit über die Mauern Freiburgs hinaus. Durch sie wurde wohl auch Maximilian I. auf ihn aufmerksam: der Kaiser schenkte dem liebenswürdigen, sittenreinen Karthäuserprior sein ganzes Vertrauen und berief ihn noch zuletzt als Gewissensrat an sein Sterbelager. Reisch selbst, den man im Alter oraculum Germaniae nannte, starb im Jahre 1525, von seinen Klostergenossen aufrichtig betrauert: den ganzen Ertrag seiner Schriftstellerei und alle sonstigen Einnahmen hatte er der Karthause vermacht, fünf neue Zellen, den Gottesacker und eine Mühle neu aufgeführt, Speisesaal und Kirche auf seine Kosten renovieren lassen.

Diese Karthause, noch heute ein entzückender Erdenwinkel (Abb. s. später), war damals noch viel weltabgeschiedener, so recht ein Plätzchen zum Studieren. Der Magistrat hatte selbst seine Freude an der emsigen Gelehrsamkeit der Karthäuserpatres: er verbot im Jahre 1508, in den anstoßenden Waldbezirken Vögel zu fangen, damit die Väter nicht belästigt, „auch die Vogelin, so zu ihnen ihren Flug haben und Wohnung bei ihnen nehmen, nicht verscheuchet werden". In dieser stimmungsvollen Umgebung war es, wo Gregorius Reisch mit unermüdlichem Fleiß die alten Klassiker wie die Kirchenväter, die Scholastiker des Mittelalters und die gleichzeitig mit ihm lebenden Humanisten studierte und exzerpierte und daraus ein Lehrbuch aller Wissenschaften für die studierende Jugend zusammenstellte. Er nannte sein Werk, das im Jahre 1503 zum erstenmal erschien, Margarita Philosophica, und was er schuf, war für seine Zeit in der Tat eine köstliche Perle; mit seiner Margarita in der Hand konnte man alle andern Bücher füglich entbehren. Es war, wenn man will, das erste Konversationslexikon; noch im 18. Jahrhundert wurde es wiederholt aufgelegt und hat nach Alexander von Humboldts maßgebendem Urteil „großen Einfluß auf die Verbreitung mathematischer und physikalischer Kenntnisse gehabt". In zwölf Büchern behandelte Reisch das gesamte Wissen seiner Zeit; die ersten sieben Bücher waren nach den sieben Wissenschaften (artes liberales) benannt; fünf weitere führten die Überschriften: Naturphilosophie, Naturgeschichte, Physiologie,

Psychologie und Ethik. Der ganze Stoff wurde in Form von Gesprächen zwischen Lehrmeister und Schüler geboten; zahlreiche, nicht immer schöne Holzschnitte erleichterten das Verständnis. Um von diesem bedeutendsten literarischen Erzeugnis des alten Freiburg eine Vorstellung

Margarita philosophica



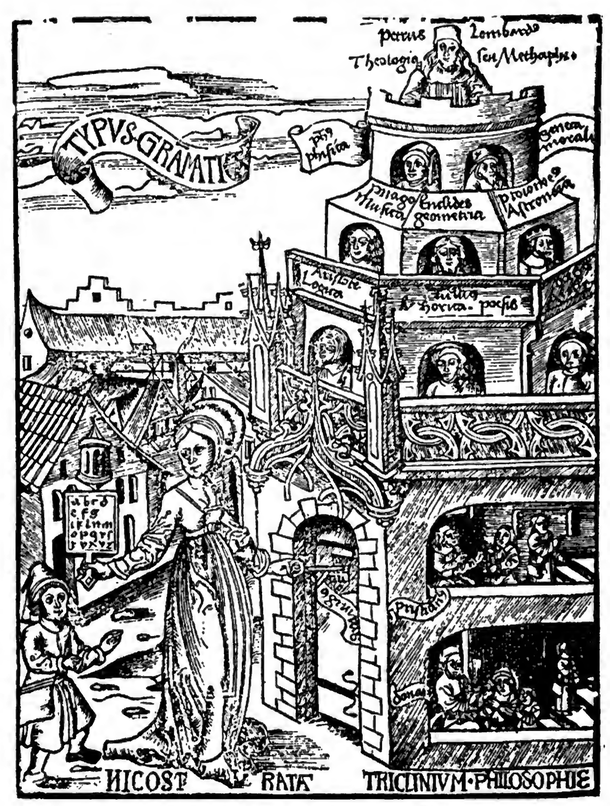
Titel der Margarita Philosophica des Gregorius Reisch.
Mit Erlaubnis des Breisgauvereins Schauinsland.

zu bekommen, wollen wir uns zwei dieser Holzschnitte etwas näher ansehen. Zunächst das Titelblatt des ganzen Werkes. Wir erblicken inmitten eines mit Inschriften ausgeschmückten Kreises die Philosophie selbst, geflügelt und bekrönt, mit Buch und Szepter und mit wallendem

Haar. Ihre drei Köpfe bringen die uralte Dreiteilung der Philosophie in Physik, Logik und Ethik zur Veranschaulichung. An ihrem Körper lehnt eine Leiter: sie führt von der praktischen, durch ein griechisches Π bezeichneten Philosophie hinauf zur theoretischen, die hier durch T in der Magengegend angedeutet ist. Im Halbkreis um die Philosophie erblicken wir die sieben freien Künste in Kostümen des 15. Jahrhunderts. In der Mitte kauert die Arithmetik, mit einer Rechentafel beschäftigt. Links davon steht die Grammatik mit einer Tafel in der Hand, auf die wir uns die Buchstaben des Alphabets geschrieben denken müssen (vgl. die Abb. S. 34). Weiter links folgt die Rhetorik, deren praktische Betätigung ja die Rechtskenntnis und diplomatische Schriftstellerei ist, daher sie mit einer Urkunde in den Händen abgebildet wird. Die Dialektik schließt nach links hin den Halbkreis ab: lebhaftes Gestikulieren macht sie kenntlich. Entsprechend folgen rechts von der Arithmetik die übrigen Künste des Quadriviums: die Musik spielt ihr Saiteninstrument, die Geometrie hält Zirkel und Winkelscheit, die Astronomie ist in die Betrachtung einer Himmelskugel versunken. Außerhalb des Inschriftenkreises sind Aristoteles und Seneca, jener als Physiker, dieser als Ethiker, in schreibender Haltung dargestellt. In den oberen Zwickeln des Bildes erscheinen Augustinus und Gregor, Hieronymus und Ambrosius als die stolzesten Vertreter der Philosophia divina, mit anderen Worten, der Theologie.

Bezeichnend für die Vorstellungswelt jener Tage sind auch die Bilder, welche den einzelnen Büchern vorgesetzt sind. Als Probe dafür diene der Typus Grammaticae (Abb. S. 34). Innerhalb einer altdeutschen Stadt erhebt sich ein sonderbares gotisches Turmgebäude, das Triclinium Philosophiae, zu deutsch, das Kosthaus der Gelahrtheit. Eine Frau in altdeutscher Tracht weist einem Knäblein den Weg zur Tür des Turmbaus. Sie hält in ihrer Rechten eine große Tafel mit dem von der sagenhaften Nikostrata angeblich erfundenen Abc. In der Linken hält Nikostrata, die hier für die Grammatik überhaupt eingetreten ist, einen mächtigen Schlüssel, congruitas benannt, wohl mit Anspielung auf die so wichtige Congruenzlehre der Grammatik. Das Erdgeschoß, zu dem Nikostratas Schlüssel den Zutritt vermittelt, ist zweiteilig; im unteren Raume wird den jüngsten Schülern unter Anwendung der Rute der Donatus beigebracht. Wer dann auf der rechter Hand angedeuteten Treppe zum nächst höheren Turmgelaß emporgestiegen ist, der wird — jetzt schon ohne Rute — in die Geheimnisse des Priscianus eingeweiht. Über diesem zweiteiligen Erdgeschoß erhebt sich ein kleines Stockwerk mit drei Fenstern: aus dem ersten schaut Aristoteles als Logiker, aus dem zweiten Cicero als Rhetor, aus dem dritten Boëtius als großer Arithmetiker heraus. Über einer zweiten Brüstung erhebt sich ein drittes Turmgeschoß, auch dies mit drei Fenstern versehen: Pythagoras als Musiker, Euklid als Geometer, Ptolemäus als Astronom schauen aus

ihnen ins Freie. Das oberste Turmgelaß endlich besitzt nur zwei Fensteröffnungen; hier erscheint wie auf dem Titelblatt Aristoteles mit der Beischrift „Philosophus" als Physiker, Seneca als Ethiker, während von des Turmes höchster Zinne Petrus Lombardus († 1164) als Ver-



Die Grammatica nach Gregorius Reisch.
Mit Erlaubnis des Breisgauvereins Schauinsland.

treter der Theologie oder Metaphysik zu allem Volk zu predigen sich anschickt.

Erinnert nicht das ganze Bild lebhaft an jenes salomonische, auch von Matthäus Hummel in seiner Weiherede (o. S. 16) verwendete Wort von „dem Tempel, den die Weisheit sich erbaut?" Vor allem

aber gibt es eine gute Vorstellung von dem Wissensstoff, den die Artisten des 16. Jahrhunderts von ihren Lehrern gemeiniglich vorgesetzt bekamen.

Ebenfalls ein Schwabe, doch ein Mann von ganz anderem Schlage als der bescheidene, stille Gregorius Reisch war Jakob Locher aus Ehingen, genannt Philomusos. Er war um das Jahr 1470 geboren, hatte in Freiburg, aber auch auf anderen Hochschulen studiert, dabei den größten Teil Italiens durchwandert und das reiche Leben dort in jeder Hinsicht voll genossen. Im Jahre 1495 ließ er sich als Dozent an der Albertina nieder. Der „Leitfaden zur Beredsamkeit" nach Ciceros Grundsätzen, den er im Jahre 1496 verfaßte und zwei Markgrafen von Baden, seinen Schülern, widmete, mußte noch im gleichen Jahr zum zweitenmal erscheinen. Das Jahr darauf erhielt der noch nicht 26jährige Gelehrte die Würde eines poeta laureatus verliehen. Im Jahre 1498 erschien seine sehr verdienstliche Ausgabe des Horaz nach deutschen Handschriften. Zu Ehren Kaiser Maximilians dichtete er damals auch ein lateinisches Schauspiel über den Türkenkrieg; das Stück ist mit antikisierenden Chorgesängen ausstaffiert, wimmelt von Allegorien, enthält herzlich wenig Handlung, aber es gefiel den Zeitgenossen, wie sie auch seine religiösen Hymnen und lyrischen Gesänge rückhaltlos bewunderten. Lochers bekannteste Arbeit war seine Übersetzung von Brants Narrenschiff in lateinische Verse, wodurch diese gefeierte Satyre dem nicht deutschen Ausland erst zugänglich ward. Im Jahre 1499 siedelte der durch frühe Erfolge verwöhnte Dichter nach Ingolstadt über, wo er sich aber durch anstößigen Lebenswandel und eine sackgrobe Streitschrift gegen den dortigen Prokanzler Zingel schon nach drei Jahren unmöglich machte. So kehrte er im Jahre 1503 nach Freiburg zurück: seine Anmaßung kannte bald keine Grenzen mehr. Selbst mit seinem früheren Gönner Zasius, dem Juristen (s. u.), überwarf er sich alsbald. Rücksichtslos mißachtete er die Statuten der Albertina, machte ausgelassene Juxverse auf Rektor und Senat, begann als derber Schwabe im Kolleg bei jedem Anlaß gegen Rheinländer und Elsässer loszuziehen. Als der elsässische Poet Ringmann sich darauf mit witzigen Versen seiner Landsleute annahm, war Locher außer sich vor Zorn. Mit acht bewaffneten Schwaben lauerte er bei der Karthause dem Elsässer auf, ließ ihm die Beinkleider abstreifen und versetzte ihm höchstselbst mit der Rute „einen tüchtigen Schilling". Es folgten Schmähungen gegen den großen Wimpfeling, den „Eselstheologen", die dieser aber dem „Mauleselpoeten" (Mulopoeta) mit Zinsen heimzahlte. Als Locher in derselben Zeit eine päpstliche Citation in Sachen Zingels erhielt, ging er mit Faustschlägen auf den Boten los, warf dem Fliehenden seinen Dolch nach und riß die Citation in Stücke. Vom Rektor deshalb zur Rede gestellt, behauptete er so viel wert zu sein als sechzig von seiner Sorte. Er wäre schließlich mit Schimpf seines Amtes entsetzt worden, wenn er nicht einen neuen Ruf nach Ingolstadt erhalten hätte, wo er fortan eine 20jährige reichgesegnete Lehr-

tätigkeit entfaltete und der dortigen Hochschule zu ungemeinem Glanz verhalf. Philomusos nimmt in der damaligen Gelehrtenwelt, in der die strammen Anhänger der alten Scholastik mit den ebenso kecken Führern des jungen Humanismus in erbittertem Kampfe lagen, eine bemerkenswerte Mittelstellung ein. Einerseits theologisch korrekt und, wenn man will, konservativ, betonte er doch andrerseits, daß die Kirchenväter auch Freunde der Dichtkunst gewesen und ihre Schriften von poetischem Hauche durchweht seien. Wahre Theologie und Poesie, so folgerte er daraus, sind keineswegs unverträglich; ja nur aus ihrer harmonischen Verquickung kann eine wirklich genießbare Wissenschaft erwachsen. Die Ansicht des Mannes hatte, wie man sieht, Hand und Fuß; schade nur, daß er sie so unmanierlich grob vertreten zu müssen glaubte.

Ein sehr temperamentvoller Herr war auch **Philipp Engelbrecht** aus Engen, gewöhnlich kurzweg Engentinus genannt. Es steckte etwas Reckenhaftes, Kriegslustiges in dem Manne: er erinnert darin an Hutten. Mit diesem, sowie mit Erasmus und anderen führenden Geistern stand er von früh an in regem Verkehr. Zu Wittenberg auf der hohen Schule erhielt er als Gegner der Dunkelmänner den Ehrennamen eines „Magister Schlauraff“. Im Jahre 1514 kam er nach Freiburg und fand dort mit seiner Poesie viel Anklang; auch Zasius bewunderte den Engentinus, nur dauerte ihn seine Armut: „Die Dichter, so schreibt er einem Freunde über ihn, scheinen nun einmal von den Musen selbst, welche die Quellen bewohnen, zum Wassertrinken verurteilt zu sein.“ Im Jahre 1515, in der Faschingszeit, gelang dem Meister aus Engen ein lateinisches Lobgedicht auf Freiburg, das wiederholt im Druck erschien. In eleganten Distichen, die an Ovid gemahnen, schildert es Freiburgs Lage inmitten wild- und quellenreicher Berge, preist den Weinsegen der Gegend, die reichen Fruchtgefilde, dann die Stadt selbst mit ihren Türmen und Wällen, ihren Kirchen und Kapellen:

Viel sind der prächtigen Kirchen und viel der heiligen Orte,
   Wo zu jeglicher Zeit feiernd die Hymne ertönt;
Doch vor allen erhebt sich ein majestätischer Tempel,
   Ferne gewahrt ihn schon staunend das spähende Aug'.
Unübertreffliche Kunst des Meisters hat hier sich erprobet
   Und der prangenden Stadt ewiges Denkmal erbaut.
Musen! ihr rühmet ja oft die Pyramiden Ägyptens,
   Warum besanget ihr nie diesen gar herrlichen Bau?

Die schäumende Dreisam mit ihren „glashellen“ Wogen kam auch zu Ehren, desgleichen die Rinnsale in allen Gassen, wie sie selbst der delphische Apollo sich nicht schöner wünschen könnte. Auch an persönlichen Anspiegelungen fehlt es nicht ganz; die Freiburger Mädchen werden als Ausbund aller jungfräulichen Reize, die Hochschule als Inbegriff aller Weisheit in den Himmel gehoben. Man begreift es schon, daß die

Freiburger Kollegen mit dieser Leistung Engelbrechts sehr wohl zufrieden waren. Für unsern Geschmack sind zuviel antike Bilder und Allegorien, zuviel humanistischer Klingklang in den Versen; wir verlangen mehr Gedanken und Inhalt, mehr individuelles Gepräge. Aber vor 400 Jahren dachte man darüber anders.

Seit dem Jahre 1517 kränkelte der warmherzige Dichter; zu seiner Heilung suchte er verschiedene Bäder auf und, da er arm, mußte er sich vom Senat Beiträge zu den Kosten seiner Badereisen erbitten. Eine bettelhafte Gesinnung hat der so Unterstützte aber niemals angenommen; war er auch krank an Leib, geistig blieb er zeitlebens ein aufrechter Mann. Er tat seinen pedantischen Kollegen nicht einmal den Gefallen, sich um ihre kindische und mit kindischer Wichtigtuerei gehandhabte Kleiderordnung viel zu kehren. Als er vom Vizerektor durch den Pedellen aufgefordert wurde, seinen Überrock weniger kurz zu tragen oder doch den langen Degen, der darunter hervorschaue, abzulegen, gab er die gereizte Antwort: „Gang hin zu dem, der dich das geheißen hat, und sag' ihm, ich wolle mein Messer tragen; und sei er frisch, so komm' er und gürte mir's ab." Ein ander Mal wieder gab sein langer Bart Anlaß zu ernsten Vermahnungen. Schlimmer war ein inneres Gebrechen: als er im Jahre 1528 in Straßburg an einer Steinoperation gestorben war, wünschte ihm Zasius ein besseres Jenseits: „denn im Leben, so klagte er, hat er allzusehr nach Luther gerochen."

Diese ehrliche Hinneigung zur Reformation war in der Tat das ärgerlichste an diesem Biedermann, dem man sonst unmöglich bös sein konnte. Er hatte in Wittenberg den Magistergrad erworben: daher haftete ihm diese leidige Bewunderung für Luther an. Im Jahre 1521, als der Wittenberger Mönch zu Worms so mutig vor Kaiser und Reich gestanden hatte, ließ sich Engentinus im Vergilkolleg (!) zu einem Exkurs auf Luther verleiten, den er „den größten Apostel unserer Tage" zu nennen nicht anstand. Ja er ging noch weiter und heftete an die Tür des Kollegiums die kühnen Verse an: Lutherum ut redimas, Hembd, Schuh, Buch, omnia vendas. Das hatte natürlich eine Rüge des Senats zur Folge, aber weiter geschah dem kühnen Bekenner nichts, umsoweniger, als die Reformation anfänglich auch in Freiburg freudigen Widerhall gefunden hatte und mehr als ein Dozent der Hochschule sich im Stillen zu ihr bekannte.

Lange dauerte diese Anwandlung freilich nicht. Dem Wormser Edikt, das Verfolgung Luthers und seiner Schriften zur Pflicht machte, fügte sich der Stadtrat alsbald. Haussuchungen fanden statt, und an die 2000 verbotene Bücher wurden auf dem Münsterplatz durch den Scharfrichter verbrannt. Engentinus mußte geloben, künftighin weder an Luther noch an seine Anhänger zu schreiben und alle Briefe aus Wittenberg unverzüglich zu verbrennen. Ja schon im Jahre 1524 kam es zu ernsthafter Bedrängnis der Lutherischen an Leib und Leben, seit der bigotte

Erzherzog Ferdinand gelegentlich eines Aufenthalts in Freiburg zu eifriger Verfolgung der Irrlehre gemahnt hatte. Die Universität wurde damals angewiesen, keinen Studenten, der in Wittenberg oder Leipzig studiert hatte, fernerhin zu immatrikulieren; außerdem wurde von ihr ein Gutachten über Luther und seine Schriften einverlangt. Dies Gutachten widerlegte nun zwar in seinem ersten Teil die neuen Dogmen kräftiglich aus Bibel und Kirchenvätern; doch im zweiten Teil machte es allerhand Punkte namhaft, in denen eine Reform nach vieler Ansicht nötig sei; die Dozenten bewiesen damit nur zu deutlich, wie stark sie von der neuen Lehre angekränkelt waren. Wir erfahren nicht, wie dies Gutachten, das u. a. Verminderung der Ablässe und Beseitigung jeder Art von Simonie für nötig erklärte, von der erzherzoglichen Regierung aufgenommen wurde. Wohl aber werden die Hinrichtungen von sogenannten Ketzern häufiger, und so starb unser Meister Engentinus wohl gerade noch frühe genug, um nicht auch dem Ketzergericht zu verfallen. Als zwei Jahre nach seinem Tode der Erzherzog bei der Universität einen Auszug aus Luthers und anderer Sektierer Bücher bestellte, da kam es zu Tage, daß in Freiburg reformatorische Schriften kaum mehr aufzutreiben waren; Zasius und andere, die anfangs zur neuen Lehre gehalten hatten, waren längst zurückgetreten und hatten die verfänglichen Schriften in ihrem Besitz auf den Scheiterhaufen geliefert. Im Jahre 1567 beschloß die Hochschule keinen mehr als Angehörigen zu dulden, der nicht das tridentinische Glaubensbekenntnis beschwöre. Zehn Jahre später versprach man, „keine Sektischen, so der neuen Lehre auch nur verdächtig, bei sich zu gedulden". Immer eifriger wurden jetzt auch die Städter in der Aufspürung und Bestrafung der Ketzer, immer unduldsamer gegen Andersdenkende. Die besseren Bürger fühlten sich freilich von diesem ewigen Spionieren und Inquirieren aufs äußerste „gefangen und beschwert", und die Zahl der Studierenden nahm an der so eifrig gereinigten Hochschule keineswegs zu. Wie gedrückt die Stimmung im Städtchen damals war, wie demoralisiert alle Kreise durch die leidige Ketzerriecherei, das hat uns unlängst (1901) Maidy Koch in ihrem Drama „Ein Totentanz" höchst lebendig vor Augen gestellt.

Der Nachfolger Philipp Engelbrechts auf seiner Freiburger Lehrkanzel war **Henricus Loriti** aus Mollis im Kanton Glarus, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Glareanus. Noch im Alter dachte er gern an seiner Eltern Hofgut „bei den zwei Linden" und an seine Tätigkeit als Hirtenbüblein auf den Glarner Alpen zurück; überhaupt fühlte er sich zeitlebens als Schweizer und lebte allen Ernstes der Hoffnung, daß der Schwarzwald noch einmal der Schweiz zufallen würde. Seine Schulbildung holte er sich in Bern, Rottweil und schließlich in Köln. Als Maximilian I. im Jahre 1512 dorthin zum Reichstag kam, trug der junge Magister in offener Fürstenversammlung ein lateinisches Loblied auf den Kaiser vor, der ihn dafür persönlich mit dem Dichterlorbeer

schmückte und mit einem Brillantring beschenkte. Im Jahre 1514 verscheuchte ihn das Treiben der Dunkelmänner aus Köln; er kehrte in das heimatliche Basel zurück und geriet hier ganz unter den Einfluß des großen Erasmus von Rotterdam. Vier Jahre vorher war er mit dem Reformator Zwingli in der denkbar intimsten Korrespondenz und Freundschaft gestanden: jetzt ließ er sich von dem kalten Akademiker mit vornehmer Kühle gegen Luther und sein Werk erfüllen und allmählich geradezu gegen die Reformation einnehmen. Für die Tagsatzung der Eidgenossen im Jahre 1514 dichtete er eine begeisterte Descriptio Helvetiae.



Henricus Glareanus.
Detail des Epitaphiums im Münster (Abb. S. 41).
Mit Erlaubnis des Breisgauvereins Schauinsland.

Er gewann sich dadurch viele Herzen und hätte noch mehr gewonnen, wenn er nicht durch sein phantastisches, um nicht zu sagen ungezogenes Gebahren viele Leute abgestoßen hätte. So kam er als noch unbestallter Magister bei einer akademischen Disputation auf einem Esel in die Aula geritten und erklärte, als man ihn befremdet zur Rede stellte, er wolle nur einen sicheren Platz haben, den man ihm nun seit zehn Monaten anzubieten zögere. Ein anderes Mal hatten sich durchreisende Italiener bei ihm melden lassen, um ihn zu sehen. Als sie bei ihm eintraten, saß er sorgfältig gekleidet, den Lorbeerkranz auf dem Haupt, in seinem Staatsgemach, nahm jedoch keinerlei Notiz von den Fremden. Sie beschwerten sich darob bei seinen Schülern, er aber gab an, sie hätten ihn ja bloß sehen wollen, und den Wunsch habe er erfüllt. Er sei aber

auch bereit, sie zu sprechen. Sofort suchte er sie in ihrem Gasthaus auf und begeisterte sie durch seine ebenso witzige als gelehrte Unterhaltung.

Nach kurzem Aufenthalt in Pavia wandte sich der unruhige Mann im Jahre 1517 nach Paris. Er trug ein Empfehlungsschreiben des Erasmus bei sich, worin dieser ihm bezeugte, daß in Musik, Geographie und den übrigen mathematischen Wissenschaften seine eigentliche Stärke bestehe. Gegen die Scholastiker ziehe er mit keinem geringeren Mute zu Felde als Herkules gegen die Ungeheuer. Wie er schon in Basel getan, so sammelte er jetzt auch in Paris eine Burse von Studierenden um sich, für die er in jeder Beziehung väterlich besorgt war. Er richtete seine Burse nach dem Vorbild des römischen Senats ein: er selbst war der Konsul, die Bursianer Senatoren; auch an einem Zensor, Prätor und Ädilen fehlte es der Genossenschaft nicht. Von 1522 an weilte er wieder in Basel, viel mit geographischen Studien (s. u.) beschäftigt. Er schaute sich jetzt unter den Töchtern des Landes um und heiratete aus purer Neigung die uneheliche Tochter eines Baseler Bürgers. Diese Ehe, wie eine zweite, die er 16 Jahre später einging, blieb kinderlos. Der Reformation war er jetzt völlig entfremdet, und deshalb war es ihm sehr willkommen, daß die Freiburger ihn aus dem ketzerischen Basel im Jahre 1529 an ihre Universität beriefen. Hier hat er bis zu seinem Tod, im ganzen noch 34 Jahre lang, im Segen gewirkt. Während sein Freund und Gönner Erasmus, der im gleichen Jahre wie er von Basel nach Freiburg übergesiedelt war, schon nach 6 Jahren wieder von dannen zog, war Glarean dauernd mit seiner Übersiedelung zufrieden. Seine Burse erfreute sich kräftigen Zuspruchs; für seine Kollegien wollten die gewöhnlichen Auditorien nicht ausreichen; und wenn auch die Ausgelassenheit seiner Bursianer ihm manche Verdrießlichkeit bereitete, im ganzen hat er zu Freiburg die beste Zeit seines Lebens und Wirkens zugebracht.

Glareanus war ein amüsanter, von Geist und Witz sprudelnder Mensch. Charakterstärke und sittlicher Ernst waren weniger seine Sache. Jederzeit mußte er etwas haben, wogegen er so recht von Herzen schelten und toben konnte: in seiner Freiburger Zeit war dies die Reformation. Aus dem Intimus Zwinglis war im Alter ein wahrhaft fanatischer Gegner der neuen Lehre geworden. Mit einem durchreisenden Lutheraner hätte sich eines Tages der alte Professor auf öffentlichem Platze geprügelt, wenn nicht Dritte dazwischen getreten wären.

Der damalige Senat war gewiß gut katholisch: doch hielt er es im Jahre 1534 für nötig, dem eifrigen Dozenten einzuschärfen, daß er sich im Kolleg gegen Luther und andere Gegner keine Ausfälle erlaube. Und trotz dieses Eifers, der ihn schier verzehrte, sind seine Schriften später ohne jeden mildernden Zusatz auf den Index gekommen!

Vor seinem Tode (im Jahre 1563) vermachte Glareanus der Universität eine stattliche Summe. Den Sarg des Gelehrten trugen sechs Magistri der freien Künste zum Predigerkloster, wo ihm auch die Universität den Grabstein setzte, der später in den Chorumgang des Münsters verpflanzt wurde (s. u.). Zahlreiche Epigramme in lateinischer und griechischer Sprache verkündeten der Welt das Ende des großen Gelehrten. Und ein großer Gelehrter war er in der Tat, wenn auch gewiß kein großer Mensch. Ganz Vorzügliches hat er als Herausgeber antiker Schriftsteller geleistet. Seine Anmerkungen zum Livius sind noch heute nicht vergessen; Niebuhr nannte ihn auf Grund derselben „einen wahrhaft freigeborenen Geist, der die Schranken kleiner Geister kühn durchbrochen habe.“ Auch seine Kommentare zu Cäsar und Sallust, zu Dionys von Halikarnaß und Sueton waren wertvoll: das lasterhafte Buch des letzteren suchte er so zu behandeln, daß die Laster dadurch verabscheuungswürdig erschienen. In der Freiburger Zeit schriftstellerte er hauptsächlich über Mathematik und Musik. Sein im Jahre 1547 erschienenes Buch über die zwölf Tonarten, Dodekachordon, ist zweifellos das Hauptwerk über Musik aus jener Epoche und wird besonders auch wegen der Proben alter Musik, die es zusammenstellt, noch heute geschätzt. Außerdem komponierte Glareanus für den Unterricht, den er



Die Epitaphien des Henricus Glareanus und Johannes Hartung.
Münster, südlicher Chorumgang.
Originalaufnahme von G. Röbke, Freiburg.

noch hochbetagt den Nonnen des Clara-Klosters im Figuralgesang gab, die nötigen dreistimmigen Gesänge. In allen diesen Arbeiten bekundet Glareanus wenn auch nicht Genialität, so doch einen ganz stupenden Fleiß, eine seltene Belesenheit. Und hoch soll ihm angerechnet werden, daß er sich selbst nie überschätzte: nulla re, so gestand er bescheiden, magis delector quam mediocritate.

Ganz modern war Glareanus in seinem starken Interesse für Geographie. Darüber noch ein kurzes Wort. Im Jahre 1507 war die Cosmographiae Introductio des Martin Waldseemüller erschienen. Dieser, ein gebürtiger Radolfzeller, hatte in Freiburg studiert und dann zu St. Dié in Lothringen eine ansehnliche Druckerei errichtet, die namentlich geographische Werke herstellte. Die genannte Introductio war eines derselben. Sie gehörte als Text zu einem großen Kartenwerk und beschrieb vor allem die Reisen Amerigo Vespuccis nach der neuen Welt. Das Denkwürdige nun an dieser Publikation ist der Umstand, daß die neuentdeckte Westfeste auf der betreffenden Karte zum erstenmal als Amerika bezeichnet wird. Drei Jahre nach ihrem Erscheinen gab Glareanus zu Köln zwei kleine Nachbildungen dieser Karte heraus; sie haben fast noch mehr als ihre Vorlage dem Vorschlag Waldseemüllers Verbreitung verschafft, und man darf also wohl behaupten, daß Waldseemüller und Glareanus, zwei Angehörige der Albertina, es waren, die den großen Columbus um die Ehre brachten, der von ihm entdeckten Welt auch den Namen zu geben.

War Glareanus wohl der berühmteste Latinist, den Freiburg je besessen, so zeichnete sich **Johannes Hartung** in ähnlichem Grade durch seine griechischen Kenntnisse aus. Er war i. J. 1505 zu Miltenberg am Main geboren und hatte dann in Heidelberg studiert. Seine Mittel waren damals so dürftig, daß er untertags mit Handarbeit sein Brot verdiente, um nachts studieren zu können; auch ist er zwischendurch Korrektor an einer Augsburger Druckerei gewesen. Sein Idealismus scheint aber unter diesen schwierigen Studienverhältnissen nicht gelitten zu haben: als er ums Jahr 1532 dreizehn Monate lang gegen die Türken im Felde lag, führte er beständig seinen geliebten Homer bei sich. Im Jahre 1546 wurde er als Lehrer des Griechischen und Hebräischen an die hiesige Hochschule berufen. Er kaufte sich alsbald ein Haus und ließ es mit den Bildern des Aias und Philoktetes ausschmücken. Hartung war ein richtiger Philologe. Tagelang konnte er über einer dunklen Stelle brüten. Aber er scheint auch ein tüchtiger Erzieher gewesen zu sein: „er hatte so viele Schüler, sagt ein Zeitgenosse, daß sie leicht ein mäßiges Heer ausmachen könnten“. Wie Glarean, so hatte auch er beständig Pensionäre im Haus. Die machten ihm nun allerdings das Leben oft sauer, schlichen zur Schenke, wenn er in Studien vertieft war, gingen auf Jagd und Fischfang aus, wenn er einmal über Land ritt, behaupteten zu ihrer Rechtfertigung, man gäbe ihnen bei Hartungs

zu schmale Kost u. w. d. m. Als er einmal gefragt wurde, warum Grammatiker verhältnismäßig so lange lebten, gab er die bezeichnende Antwort: „Sie treiben durch ihre steten Anstrengungen und ihren Schweiß im Lehren, Wiederholen, Prüfen, Strafen, durch ihre Nahrungssorgen und Nachtwachen alle schädlichen Krankheitsstoffe aus ihrem Leibe hinaus.“ Der kleine, schmächtige Mann war nicht umzubringen. Mitunter brauste er im Jähzorn auf, daß selbst sein Weib vor ihm zitterte. Aber meist war er gut zu haben, und daß ein gewisser Obsopaeus ihm seine „Kunst zu trinken“ widmete, wirft auch kein schlechtes Licht auf ihn. Im Unterschied von Glareanus war er in Konfessionsfragen durchaus tolerant, so sehr, daß man den gut katholischen Mann wohl gar Lutheranus gescholten hat. Nach 33jähriger Lehrtätigkeit in Freiburg trat er mit seinem letzten Willen vor den akademischen Senat: er vermachte der Hochschule drei silberne Pokale, „seine fürnembsten Bücher und Autores, so universitas zuvor nit hat“, und 50 Gulden in bar. Noch in demselben Jahre ist er gestorben.



Johannes Hartung von Miltenberg.
Holzschnitt in der Städtischen Sammlung zu Freiburg.

„Ich bin nun einmal zur Arbeit geboren, wünsche aber jetzt doch Ruhe“, äußerte er kurz vor seinem Tode. Die Grabschrift auf der Gedenktafel, die ihm von der Universität gesetzt wurde, hat er selbst verfaßt; sie ist bezeichnend für den Mann:

Πολλὰ καμὼν καὶ πολλὰ παθὼν ἐν παιδοδιδάσκειν
Ἐνθάδε νῦν κεῖμαι σὺν θεῷ ἡσύχιος.

Dem Griechischen gehörte sein Leben lang seine fürnehmste Liebe; seine besten Schriften waren dem Homer gewidmet. Doch hat er auch Vergil und Horaz kommentiert und ein Griechisch-Lateinisches Wörterbuch verfaßt. Alles in allem scheint Hartung von allen Dozenten der Albertina einer der sympathischsten gewesen zu sein.

Die theologische Fakultät während der ersten Jahrhunderte.

Die Theologie war hier anfangs nur durch einen Professor vertreten. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts waren es in der Regel drei Dozenten, die sich in das Lehrfach in der Weise teilten, daß einer die Schriften des alten, einer die des neuen Testaments kommentierte, während der dritte in die scholastische Theologie einzuführen hatte. Jeden Freitag wurden Disputationen abgehalten, außerdem alle Vierteljahr eine große öffentliche Redefeier. An einer Reihe von kirchlichen Festtagen mußten die Studenten sich in lateinischer Rede versuchen.

Groß ist die Zahl der bedeutenden Gelehrten, die in den ersten zwei Jahrhunderten nach und nach die Freiburger Lehrkanzel der Gottesgelahrtheit zierten. So ausdauernd wie Glareanus oder Hartung hat aber keiner dieser Theologen der Freiburger Hochschule gedient: sie zogen meist bald weiter und fanden anderwärts ihren dauernden Wirkungskreis, können also nur mit Einschränkung als Freiburger Gelehrte bezeichnet werden. Ein glänzendes Beispiel solcher Theologen, für die Freiburg nur ein Übergang zu Größerem war, ist **Geiler von Kaysersberg.** Er gehörte zu jenen 214 Studenten, die sich gleich im Gründungsjahr der Universität in ihre Matrikel eintragen ließen. Im Jahre 1463 meldete er sich zum Magisterexamen, wurde aber erst zugelassen, nachdem er geschworen, wenigstens zwei Jahre lang weder Schnabelschuhe noch Ärmel- oder Halskragen zu tragen. Als junger Dozent hatte er unter anderen strebsamen Schülern den später berühmten Pädagogen Jakob Wimpfeling zu seinen Füßen sitzen. Im Jahre 1471 verzog er nach Basel und erwarb sich dort den theologischen Doktorhut. Fünf Jahre später wandten sich die Freiburger Studierenden an den Magistrat mit dem Ersuchen, für Geilers Berufung auf den theologischen Lehrstuhl der Albertina sich zu verwenden. Dies geschah; das akademische Konsistorium bot dem vielversprechenden Gelehrten 60 fl. Gehalt und 4 fl. Wohnungsgeld an, und Geiler kehrte daraufhin nach Freiburg zurück. Aber die Freude währte nicht lange; schon im nächsten Jahr beriefen ihn die Straßburger auf ihre Münsterkanzel, und hier hat Geiler sein Haupttalent, die Predigt, erst zu voller Ausbildung gebracht und ist der freimütige, kraftvolle und leidenschaftliche, dabei echt volkstümliche Kanzelredner geworden, als welchen ihn Zeit und Nachwelt kennt und bewundert.

Auch Dr. **Johannes Eck,** der bekannte Gegner Luthers, hat zeitweilig in Freiburg theologische Vorlesungen gehalten. Er war ein frühreifes Talent, schon mit 16 Jahren Magister. Frühzeitig übte er sich auch in der Kanzelberedsamkeit. Wir besitzen noch eine Predigt, die der 22jährige über die hl. Katharina und die freien Künste hielt. Im Jahre

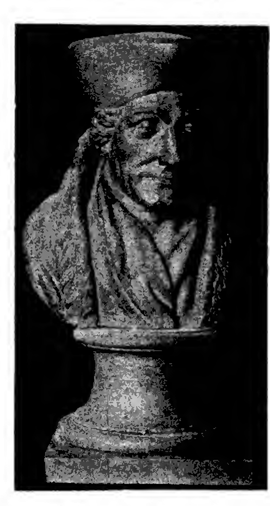
1510 ließ er sich durch höheren Gehalt nach Ingolstadt locken: die unschöne Berufungsgeschichte vollzog sich unter häßlichen Verleumdungen der Freiburger Hochschullehrer. Es ist noch der Revers vorhanden, worin der unerquickliche Streber allen Geldansprüchen entsagt, die er ungebührlicherweise gegen die Freiburger Universität erhoben hatte, und alle gegen sie ausgestoßenen Schmähungen feierlich zurücknimmt.



Geiler von Kaysersberg.
Mit Erlaubnis des Breisgauvereins Schauinsland.

Ein noch gefährlicherer Gegner der Reformation war **Thomas Murner**, aus dem elsässischen Städtchen Oberehnheim gebürtig. In Freiburg, wo er sich in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts wiederholt zu Studienzwecken aufhielt, schloß er sich eng an den kongenialen Dichter und Philologen Philomusos an (s. o.). In Freiburg erschien auch i. J. 1499 sein literarisches Erstlingswerk: er schilderte darin, wie er als Kind durch Zauberei eines alten Weibes verhext und gelähmt worden war (!). Bald darauf brach er eine heftige Fehde mit dem alten Wimpfeling vom Zaun, die großes Aufsehen machte. Im Jahre 1506 wurde er zu Freiburg Doktor der Theologie; gleichwohl erstreckten sich seine Vorlesungen an der Hochschule hauptsächlich auf die schöne Literatur der Alten, was selbst von so aufgeklärten Männern wie

Zasius allen Ernstes getadelt wurde. Ebensowenig konnte man es billigen, daß Murner, der nebenbei Franziskanermönch war, sich von Kaiser Max den Dichterlorbeer auf die Kapuze drücken ließ. Doch Murner war von seiner Vorliebe für die antike Literatur nicht zu bekehren: im Jahre 1511 erschien aus seiner Feder die erste deutsche Übersetzung von Vergils Äneide. Auch über antike Metrik hat er in jener Zeit gelesen und deren Regeln „auf ein Brettspiel gebracht" und diese Spielerei dann unter dem Titel Ludus studentium Friburgensium auch herausgegeben.



Erasmus von Rotterdam.
Büste in der Universitätsbibliothek zu Freiburg.
Originalaufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Früh regte sich in ihm die Lust zur Satire, die ihn später seine klassischen Pamphlete gegen Luther und die Reformation aushecken ließ. Schon i. J. 1508 verwies ihm der Freiburger Senat die Ausfälle, die er sich auf der Kanzel gegen die Münstergeistlichkeit hatte zu schulden kommen lassen. Nach seiner eigenen Versicherung predigte er „eine ganze Fasten zu Freiburg täglich über das Thema: Hast nicht meine Gans gesehen?" Offenbar hat er schon damals in Freiburg seinem Narren reichlich Konfekt gereicht. Nach dem Jahre 1509 scheint er nicht mehr für länger in unserer Stadt sich aufgehalten zu haben.

Hatten die bisher betrachteten Theologen in Freiburg ihre Laufbahn nur begonnen, um anderwärts den Höhepunkt ihres Ruhmes zu erlangen, so lagen die Dinge umgekehrt bei dem größten der Humanisten, bei **Erasmus von Rotterdam.** Erst mit 62 Jahren, als ein Mann, der sein Tagewerk in der Hauptsache vollbracht hatte, siedelte dieser im Jahre 1529 aus dem ketzerischen Basel nach Freiburg über, ließ sich zwar ins Matrikelbuch als professor theologiae eintragen, hat aber nie ein Kolleg an hiesiger Hochschule gelesen. Die Stadt kam dem gefeierten Humanisten bei seiner Ankunft mit ausgesuchten Ehrenbezeigungen entgegen. Er war auch anfangs offenbar entschlossen, hier seinen Lebensabend zu verbringen. Wenigstens kaufte er sich für 1000 fl. ein eigenes Haus in der Schiffstraße und verbaute noch weitere 100 fl. hinein. Aber

große Freude sollte er als Hausbesitzer nicht erleben Die Freiburger Handwerker übervorteilten ihn; dem Haus fehlte ein Garten. Auch das Klima, das ihm anfänglich so wohl getan hatte, mißfiel ihm bald; es regnete mehr, als er brauchen konnte. Der Wochenmarkt bot ihm nicht die genügende Auswahl und erschien ihm zudem teuer. Schon vor seiner Übersiedelung hatte er gewisse Befürchtungen gehegt, die sich nun bestätigten. „Die Stadt," schrieb er damals, „ist klein und die Einwohner sind abergläubisch. Nun kann ich schon seit langer Zeit keine Fische mehr essen, und obgleich ich vom Papst einen Dispens habe, so würde man es mir daselbst doch zum Verbrechen anrechnen, wenn ich die Fasten nicht streng hielte." Vermutlich hielt auch die Gesellschaft nicht, was der anspruchsvolle Feinschmecker erwartet hatte: das freundschaftliche Verhältnis mit Glarean ist gerade für die Freiburger Zeit, wo die beiden so sehr auf einander angewiesen waren, entschieden erkaltet. Nur der Jurist Zasius fand dauernd die Billigung des launischen Herrn: „doch auch er altert augenscheinlich und hört nicht mehr gut. Was andere Stadtbewohner betrifft, so ist mir seither noch keiner von ihnen durch Besuche lästig geworden. An der Hochschule wird das Studium der Theologie schwach, das der Sprachen mittelmäßig betrieben". Schließlich faßte der verdrießliche Hypochonder sein Gesamturteil über unser schönes Städtchen in die bitteren Worte: „Ich wollte lieber unter den Türken wohnen."

Heimlich zog er i. J. 1535 von Freiburg ab. Seinen Hausrat ließ er sich nachkommen: er wäre ihm beinahe noch verbrannt. Im Jahre darauf ist der große Gelehrte zu Basel gestorben.

Freiburger Juristen des 15. und 16. Jahrhunderts.

Die juristische Fakultät, anfänglich gleich der theologischen nur durch einen einzigen Dozenten vertreten, brachte es im Verlauf des 16. Jahrhunderts auf sechs ordentliche Professuren. Nicht ohne Kampf; denn dem Senat wollte die Zahl der Juristen gelegentlich im Verhältnis zu den anderen Lehrkräften zu hoch erscheinen, umsomehr, als sie sich zum Teil die höchsten Gehälter, die man damals in Freiburg bezahlte, zu verschaffen gewußt hatten. Dafür waren sie es aber auch, welche die Rechte und Besitztitel der Hochschule in erster Linie wahren mußten, ein Nebendienst, der sie vielfach ihrer Lehrkanzel entzog. Auch als Rechtskonsulenten waren viele von ihnen weit und breit gesucht, und die meisten trugen keinerlei Bedenken, dergleichen einträgliche Advokatengeschäfte selbst auf Kosten ihres Lehramts zu übernehmen.

Ein frischer Zug kam in den juristischen Lehrbetrieb durch die Berufung von zwei italienischen Rechtslehrern der Mailänder Schule, die man i. J. 1495 für Freiburg gewann; für Zivilrecht war dies **Paulus Cittadinus** aus Pavia, für Kirchenrecht **Angelus de Besutio**. Die Berufung dieser Wälschen entsprach dem immer sieghafteren Vordringen des römischen Rechts, das man damals allenthalben in Deutschland in der modernen Formulierung übernahm, die es durch die genialen Rechtsgelehrten Oberitaliens erfahren hatte.

Ein hervorragender Schüler und seit 1510 auch Lehrer der Juristenfakultät war ferner Hieronymus **Vehus** aus Baden-Baden. Er besorgte im Jahre 1511 als derzeitiger Rektor die Einrichtung der Universitätskapelle im Münster (s.u.). Leider wurde der sehr umsichtige und sachkundige Jurist schon i. J. 1514 durch Markgraf Philipp von Baden der Hochschule entzogen und zum Kanzler der Badener Lande gemacht, in deren Verwaltung er fortan Vorzügliches leistete. Welche Rolle Vehus auf dem Reichstage zu Worms (1521) gespielt hat, ist aus der Weltgeschichte allgemein bekannt.



Huldrichus Zasius / der Rechten Doctor zu Freyburg. mort. 1535.
Holzschnitt in der Städtischen Sammlung zu Freiburg.

Ein Bahnbrecher auf seinem Gebiet, ein Jurist allergrößten Stils ist dann aber **Ulrich Zaeß oder Zasius** gewesen: er verlieh der Juristenfakultät Freiburgs eine Zeitlang Weltruhm. Im Jahre 1461 zu Konstanz als Sohn eines kleinen Bürgers geboren, hatte er zu Tübingen als Studio flott gelebt, sich viel mit drängenden Gläubigern herumgeschlagen und alles andere, nur nicht Rechtswissenschaft, studiert. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, hatte er sich als städtischer und bischöflicher Verwaltungsbeamter brauchbar erwiesen. Gelegentlich eines Prozesses, den Freiburg in Konstanz zu führen hatte, waren die Freiburger von ihm vortrefflich bedient worden: sie beriefen ihn i. J. 1491 als Stadtschreiber in ihre Gemeindeverwaltung. Jetzt erst, in der Nähe der Hochschule, erwachte in Zasius der Jurist. Obgleich schon verheiratet und Vater, setzte sich der Dreißiger nochmals auf die Kollegienbank und hörte systematisch römisches und kanonisches Recht; im besonderen wurde Cittadinus (s. o.) sein Lehrmeister.

Während des Lernens erwachte in Zasius auch die Lust zum Lehren: er legte i. J. 1496 sein Schreiberamt nieder und wurde Vorstand der städtischen Schule, an der sein Beruf war, „weit entfernt von

der Jurisprudenz" Humaniora zu lehren. In diesen drei Jahren des Lehramts ist er zu dem vielseitigen Humanisten ausgereift, der selbst einem Erasmus Beifall abgewinnen konnte (s. u.). In der Beschäftigung mit humanistischen Studien hat er sich auch die selbständige Kritik erworben, die ihn nachher als Rechtsgelehrten so auszeichnete; in der Schule auch die sichere Technik des Lehrers, die seine späteren Lehrerfolge bedingte.

Im Jahre 1499 ging er endlich zur Hochschule über und rückte allmählich zum Nachfolger seines Lehrers Cittadinus auf. Als Syndikus der Universität bekam er gleichzeitig deren Rechtsgeschäfte zu verwalten. Über die akademische Lehrtätigkeit, die der vielseitig vorbereitete und völlig ausgereifte Vierziger nun übte, besitzen wir beredte Zeugnisse. „Alles lebte, was er sprach," bezeugt einer seiner Hörer, „ich habe in Deutschland und Italien keinen Professor gehört, der ihn an Lebendigkeit der Rede übertroffen." Und in der Trauerrede rühmte ein Schüler und vertrauter Hausgenosse von ihm: „Wie war sein Vortrag geistvoll, wie unvermerkt führte er uns in die innersten Tiefen des Verständnisses ein; wie ein Anatom zerlegte er die Teile des Gesetzes, und zu allem floß seine Rede honigsüß von den Lippen. Was die Natur nur vereinzelt den einzelnen spendet, das besaß er vereint in reichlichster Fülle."

Nach Freiburger Professorensitte hatte auch Zasius seine Burse; er hielt sein contubernium litterarium, wie er seine Kostgängerei scherzhaft nannte, in straffer Zucht, verlangte regelmäßigen Kirchgang, duldete keine Nachtschwärmerei. Aber trotzdem galt es für hohes Glück, in diesen seinen häuslichen Kreis zugelassen zu werden.

Zasius sah gern Gäste an seinem Tisch, er aß und trank in guter Gesellschaft kräftig und mußte frühzeitig mit Korpulenz und Gicht dafür büßen. Er liebte aber die Tischgeselligkeit vor allem des gebildeten Geplauders willen, worin er Meister war. In vorgerückter Stunde wurden seine Scherze wohl etwas gepfeffert. Aber dann zog seine Hausfrau, „das ehrsame und treffliche Weib", wie er selbst erzählt, „des Erasmus Büchlein über Gebrauch und Mißbrauch der Sprache hervor und stopfte mir den Mund."

Ein starker Sinn für Freundschaft, herzliches Wohlwollen für jeden, der ihm nahte, eine unermüdliche Regsamkeit und Begeisterungsfähigkeit spricht auch aus der umfangreichen Korrespondenz, die wir von ihm noch besitzen.

Seit Beginn seines Freiburger Aufenthalts stand er mit den führenden Geistern des Humanismus am Oberrhein, mit Wimpfeling und Celtes, mit Geiler und Brant, schließlich auch mit Erasmus in regem, brieflichem Verkehr.

Als Erasmus im Jahre 1518 auch die persönliche Bekanntschaft unseres Zasius gemacht hatte, widmete er ihm das gönnerhafte, aber aus so kritischem Mund immerhin ehrenvolle Lob: „Ich erwartete nur

einen Juristen zu finden, zwar einen ausgezeichneten, aber doch nur einen Juristen. Allein was gibt es in den Geheimnissen der Theologie, das du nicht untersucht und durchdacht hättest? In welchem Teile der Philosophie bist du nicht vollkommen bewandert? Gibt es überhaupt ein Buch der Alten und Neuen, das du nicht aufgeschlagen, eingesehen, eingesogen hättest?"

Daß einen so modernen, begeisterungsfähigen, bildungsfrohen Mann Luthers kühne Tat mit Allgewalt ergriff, war nur natürlich. „Was von Luther an mich gelangt", schrieb er im Jahre 1519 einem Freund, „das nehme ich auf, als wenn es von einem Engel käme." Vor Luthers Gelehrsamkeit hegte er die größte Hochachtung, seine ersten maßvollen Proteste gegen Rom las er mit ungeteilter Zustimmung. Als er aber aus den Akten der mit Spannung erwarteten Disputation, die sein eigener Zuhörer Eck zu Leipzig gegen Luther hielt, die extremen Ansichten des Wittenbergers über päpstliches Primat und Unfehlbarkeit der Konzilien zu lesen bekam, da wurde er stutzig. Die überlieferte Autorität der Kirche und des kanonischen Rechts war dem nahezu Sechzigjährigen zu tief mit seinem ganzen Bewußtsein verwachsen — er konnte sich nicht mehr davon lossagen: nur innerhalb der Kirche, nur in Anknüpfung an Bestehendes konnte er sich einen gesunden Fortschritt denken. In einem letzten Brief im Oktober 1520 an Luther mahnte er diesen „Phönix unter den Theologen, diese Zierde der christlichen Welt" zur Mäßigung und Wahrung des Friedens — dann aber war er mit ihm für alle Zeiten fertig.

Im Jahre 1525 mußte er die Gräuel des Bauernkrieges aus nächster Nähe miterleben: Freiburg wurde damals von der Burghalde aus mit grobem Geschütz beschossen, und auch sein eigenes Haus „zum Wolfseck" wurde durch eine achtpfündige Eisenkugel schwer beschädigt. Schließlich mußte die Stadt sich den Bauern auf Gnade und Ungnade ergeben. Seine Briefe aus der nächsten Zeit bekunden Gram und Bitterkeit über die schlimme Lage der Stadt; an allem Elend aber ist ihm Luther schuld, „der Verderblichste aller Zweibeinigen, der ganz Deutschland in solch' rasende Wut gestürzt."

So entschieden übrigens Zasius den Protestantismus verwarf, so scharf tadelte er andrerseits doch die Mißstände im katholischen Lager: „der Klerus ist verderbter als jemals; je mehr Priester, desto weniger Frömmigkeit." Sein anfänglich skeptisches Verhalten, seine freimütige Kritik noch in späteren Jahren ist ihm von der Kirche nicht verziehen worden; seine Werke sind dem Index nicht entgangen.

Im Jahre 1519 hatte Zasius seine „ehrsame und treffliche" Hausfrau durch die Pest verloren. Der Gemütsmensch litt unsäglich an der Vereinsamung seines Hauses, die ihn zwang, „an fremden Tischen umherzuirren". Nach Jahresfrist heiratete er seine Haushälterin, „ein junges Mädchen," wie er schreibt, „ganz arm, aber rechtschaffen und

folgsam; sie ist von geringer Herkunft, aber an Tugend steht sie keiner nach. Es ist nicht zu sagen, wie verschieden die Sache beurteilt wird." Seine eigenen Kinder erster Ehe schmollten eine Weile mit der Stiefmutter, ihrer einstigen Magd; aber Frau Barbaras treues Wesen gewann schließlich den Sieg. Sie beschenkte ihren betagten Gatten noch mit sechs gesunden Sprößlingen, so daß er halb scherzend klagen konnte: „Ich fahre auf einem Frachtschiff, vollgestopft mit Kindern."

Leicht wurde es ihm nicht, dieses sein Frachtschiff jederzeit gut über Wasser zu halten. Die akademische Jugend, nach ihrem guten Recht für das Neue begeistert, kehrte dem streng altgläubigen Freiburg mehr und mehr den Rücken. Im Jahre 1523 hatte Zasius nur sechs Studenten! Das bedeutete, abgesehen von allem andern, auch eine erhebliche, materielle Einbuße für den reich gesegneten Familienvater: es kam in den nächsten Jahren wohl vor, daß im Haushalt des Zasius geradezu Mangel herrschte. Doch rastlos, mit unverwüstlicher Gesundheit arbeitete Zasius weiter in Kolleg und Schreibstube; er durfte es noch erleben, daß die Zahl der Zuhörer wieder zunahm und seine Vermögensverhältnisse sich erfreulich gestalteten. Vor allem hatte der alternde Gelehrte die Freude, in seinem Sohne Ulrich einen Erben nicht nur seines Namens, sondern auch seiner juristischen Gaben heranwachsen zu sehen. Als er, 74jährig, im Jahre 1536 nach kurzer Krankheit starb, wurde seine Leiche in der Universitätskapelle des Münsters beigesetzt. Von allen Seiten wurden dem großen Toten ehrenvolle Nachrufe zuteil, und als die Universität etwas verzog, ihm ein Denkmal zu setzen, ließ der Stadtrat das jetzt noch im Münster befindliche Epitaph an seiner Grabstätte aufstellen (s. u.).



Holbein-Titel im Freiburger Statutenbuch.

Die Fachschriften Zäsis sind weniger zahlreich, als man erwarten sollte. Aber man bedenke, daß er erst mit 40 Jahren juristischer Dozent

wurde, und daß er durch praktische Arbeiten vielfach in Anspruch genommen war. Für Freiburg ist von besonderer Bedeutung seine Umarbeitung der Freiburger Stadtrechte, die er nach vieljähriger, mühseliger Arbeit im Jahre 1520 zum Abschluß brachte. Das schöne Gesetzbuch, in Basel gedruckt und mit Holzschnitten von keinem geringern als Hans Holbein geziert, zeigt den Juristen Zasius von der besten Seite: in mustergiltiger Weise wird die heimische Tradition der altfreiburgischen Rechtsbräuche mit den modernen Grundsätzen des aus Italien bezogenen römischen Rechts in Übereinstimmung gebracht, das fremde Recht nicht sklavisch und blindlings aufgenommen, sondern mit Kritik und Auswahl, um es den deutschen Bedürfnissen vorsichtig und liebevoll anzupassen. Nachdrücklich bezeichnet es Zasius als seine Aufgabe, vom römischen Rechte nur das zu lehren, was „nützlich, heilsam und den Sitten Deutschlands entsprechend sei".



Theobald Bapst.
Nach einem Gemälde im Konsistoriumssaal der Universität.

Dieser gesunde, nationale Sinn verlieh auch seinen Vorlesungen ihren ganz besonderen Wert. Als Dozent war Zasius entschieden noch bedeutender denn als Schriftsteller. In klarer Sprache, in zwanglosem Satzbau ging er im Kolleg unmittelbar auf die Sache los: Klarheit, Begreiflichkeit war sein oberstes Bestreben. Die Beispiele entnahm er gern seinem eigenen Anschauungskreis; so erzählte er mit behaglichem Schmunzeln bei der Lehre der Servituten, wie er durch Anbau an sein Haus seinem widerwärtigen Nachbarn und Kollegen Odernheim ein Fenster zugebaut hätte. Das Größte aber, was die Studenten bei Zasius lernen konnten, war seine wissenschaftliche Kritik. Was er als Schulmann an den Klassikern geübt hatte, das übertrug er jetzt auf das Rechtsstudium: über alle Auslegung und Deutung neuerer Juristen hinweg suchte er den ursprünglichen Sinn und Gehalt des altrömischen Gesetzes zu erfassen. „Nicht wie der Florentiner oder Bologneser Richter das römische Recht aufgefaßt, erregte sein Interesse, sondern was die Juristen der römischen Republik und des Augustus, was die Verordnungen des Septimius Severus und Constantin gemeint hatten." In dieser seiner kritischen Methode war er ein wirklicher Reformator seines Faches; die moderne Rechtswissenschaft verehrt in ihm

einen ihrer vornehmsten Begründer. Vergegenwärtigen wir uns diese universelle Bedeutung des Mannes, so erscheint das Denkmal, das ihm die Stadt vor dem Bertholdsgymnasium errichtet hat, als eine geradezu kümmerliche Abtragung einer großen Ehrenschuld.

Nicht entfernt so bedeutend wie Zasius war sein Schüler und jüngerer Kollege Theobald Bapst aus Gebweiler im Elsaß. Er machte als junger Magister unliebsam von sich reden: in schöner Maiennacht schwärmte er singend durch die Straßen, schäkerte in der Vorstadt Neuenburg zu einem Frauenhaus hinauf, wurde schließlich von den Scharwächtern gegriffen, denen er nur unter Zurücklassung seines Mantels entkam. Und dabei war der Herr Magister auch noch Vorstand der Pfauenburse! Bapst gehört mit 10 000 Gulden zu den bedeutendsten Stipendienstiftern unserer Hochschule: seine Stiftung ermöglichte 30 Jahre nach seinem Tode die Eröffnung einer eigenen Burse, des Kollegiums Theobaldicum, an der Ecke der Merian- und Franziskanergasse. Mehr dieser Liberalität als seinen wissenschaftlichen Leistungen verdankte es der Mann, daß er neben Zasius in der Universitätskapelle des Münsters ein Ehrengrab erhielt (s. u.).

Die medizinische Fakultät im 15. und 16. Jahrhundert.

Die medizinische Fakultät an der neugegründeten Hochschule trat später als die übrigen in Wirksamkeit. Das hing damit zusammen, daß der Ordinarius für Medizin eben jener Matthäus Hummel war, dem die Universität ihre erste Einrichtung verdankte, und der als ihr „Aufrichter“ auch noch manches Jahr nach der Gründung in ihren Angelegenheiten allerhand Reisen machen mußte und sonst viel beschäftigt war. Erst im Jahre 1471 begann er seine Vorlesungen zu halten. Was der tatkräftige und redegewandte Mann als Mediziner vermochte, wird uns nicht überliefert. Daß er über den Aberglauben seines Zeitalters nicht erhaben war, beweist der Umstand, daß er sich von einem Astrologen sein Prognostikon stellen ließ.

Von Hummel stammen vermutlich die Statuten der medizinischen Fakultät; wir entnehmen denselben folgende Einzelheiten. Das medizinische Studium zerfällt in vier Jahreskurse. Die Scholaren haben die jedesmaligen Vorlesebücher solenniter mitzubringen und während des Unterrichts vor sich aufgeschlagen zu lassen. Dabei sollen sie sich jedes Gezisches, Gemurmels oder andern ungebührlichen Geräusches enthalten. Findet der Lehrer beim Eintritt in den Hörsaal keine Scholaren, so hat er dennoch daselbst eine Stunde zu verweilen und seinem Famulus oder denjenigen, welche ihm die Bücher nachtragen, vorzulesen. Wer sich

zum Lizentiatexamen meldet, bei dem prüft die Fakultät, ob er die nötigen Kenntnisse und das nötige Alter von mindestens 26 Jahren hat, aber auch, ob er nicht nimis muliebris in facie ist, endlich, ob er mit einem Doktor der Fakultät ein Jahr lang die Kranken besucht hat. Die Prüfung erstreckt sich in der Hauptsache auf Hippokrates und Galen: spätere Ärzte und ihre Lehren kommen nur ausnahmsweise in Betracht.

Man gewinnt aus diesen Bestimmungen stark den Eindruck, daß die damalige Medizin noch vornehmlich Bücherweisheit war und herzlich wenig auf lebendige Anschauung und praktische Übungen zugeschnitten. Aus einem Professor wurden es mit der Zeit drei, die sich in die Fächer der Physiologie, Pathologie und Therapie zu teilen hatten. Vom Physiologen erwartete man, daß er auch die botanischen Exkursionen leitete; auch sollte er von Zeit zu Zeit in die Apotheken führen, damit die Scholaren die gebräuchlichsten Arzneimittel kennen lernten.

Sehr ehrenvoll für das Streben der Freiburger Mediziner ist ein Gesuch, das die „studiosi und auditores der Arznei allhier zu Freiburg" an den Rat richteten, um die Leiche eines hinzurichtenden Verbrechers sich für die anatomische Zergliederung zu sichern. „Eure Weisheit, heißt es in dem Gesuch, wollen uns den Körper, nachdem er die Schuld der Natur bezahlt, der sunst den Vögeln in Lüften oder Würmern im Erdreich mußt vergunnt werden, und dann auch einen tauglichen Platz zu einer Anatomie (d. i. Zergliederung) gunstiglich erteilen und vergunnen". Sehr lobenswert ist auch die Begründung, die jene Studenten von 1545 ihrem Gesuche beifügten: „Sie möchten zu grundlicher Erkenntnis und stattlicher Hilf der aller gefährlichsten Krankheiten eine Anatomie haben und in solcher all' dasjenige, so sie in guter Zeit von ihren Präceptoren in der Schul gehört und für sich selbst auch in den Büchern gelesen, jetzt auch mit der Hand und ihrer selbst Augen erfahren und ansehen". Zum Schlusse wiesen die Petenten darauf hin, „daß dadurch ein solcher Körper, wie er bei Zeit seines Lebens dem gemeinen Nutz mög zuwider gehandelt haben, jetzt durch diese Anatomie viel frommen Leuten, denen solches zu gut kommen mag, und dem gemeinen Nutz fürständig und ersprießlich sei", und fügen treuherzig bei, daß sie „nit unterlassen werden, das pflegliche Begräbnis und Gebet für die arme Seel zu halten".

Der Stadtrat beschloß, die Sache den Herren Ordinariis der Fakultät anheimzustellen. „Als nun solches beiden Ordinariis angezeigt und ihnen das zu dieser heiligen Zeit (Ostern?) zu tun ungelegen gewesen, ist es unterlassen geblieben". Es war offensichtlich den gelehrten Herrn bequemer, Hippokrates und Galen aus ihren bewährten Heften zu erklären, als an der Leiche unliebsamen Fragen Rede stehen zu müssen.

Im Jahre 1609 hören wir zum erstenmal davon, daß anatomische Untersuchungen an Leichen gemacht wurden, und daß ein menschliches Skelett beim Unterricht in Gebrauch war.

Im Jahre 1620 kaufte die Universität ein Haus mit Garten, das erstere mit der Bestimmung, als Krankenhaus für Studierende und zugleich als anatomisches Theater zu dienen; der Garten aber wurde als botanischer eingerichtet und ist einer der frühesten seiner Gattung in Deutschland gewesen. Das Grundstück, ungefähr da gelegen, wo jetzt die Sängerhalle sich erhebt, wurde während des dreißigjährigen Krieges vollständig verwüstet. Von dem anatomischen Theater ist nach dem Krieg in den Akten nie wieder die Rede; vergebens drang in späteren Jahren die medizinische Fakultät darauf, daß wenigstens der botanische Garten wieder eingerichtet würde. Alles Bitten half nichts, er wurde in einen Gemüsegarten umgewandelt und sein Ertrag einigen Professoren als Besoldungsanteil angewiesen.

Obgleich den medizinischen Dozenten statutenmäßig verboten war, länger als drei Tage in ärztlicher Angelegenheit zu verreisen, so kam es doch offenbar oft zu sehr langen Unterbrechungen der Kollegien. Dazu bedenke man die starke Inanspruchnahme der Mediziner durch die im 16. Jahrhundert alle 5—10 Jahre auftretende Pest. Diese fürchterliche, fast periodisch wiederkehrende Seuche griff überhaupt in den Lehrbetrieb der Hochschule mehr als einmal verhängnisvoll ein: es wurde Regel, daß beim Ausbruch der Krankheit der größere Teil der Dozenten und Scholaren nach Mengen oder Villingen auf den hohen Schwarzwald flüchtete und dort, so gut es ging, die Studien fortsetzte.

Außer den Akademikern lebten übrigens auch andere angesehene Ärzte damals in unserer Stadt. Einer derselben, Joachim Schiller, darf nicht unerwähnt bleiben. Er gab bald nach Vollendung seiner Studien im Jahre 1531 ein Büchlein über die von England ausgegangene und auch in Deutschland stark verbreitete Krankheit des Englischen Schweißes heraus. Dann machte er weite Reisen und kehrte im Jahre 1534 als doctor clarissimus in die Heimat zurück. Doch bald ging er wieder außer Landes, diesmal, um beim Grafen Wilhelm von Fürstenberg, der für den König von Frankreich 6000 Knechte gegen Piemont führte, als Militärarzt Dienste zu nehmen. Die Regierung befahl deshalb, das Vermögen des Ausreißers mit Beschlag zu belegen und seine Familie aus der Stadt zu weisen. Als „der berühmte Arzt“ im Jahre 1538 heimkehrte, wurde ihm tatsächlich der Schlüssel zu seinem Haus zunächst verweigert. Doch als man sich überzeugt hatte, daß Schiller kein „Aufwiegler der Knechte“ gewesen, durfte er sein Eigentum wieder antreten. Er baute nun dies sein Haus „zum Phönix“ von Grund aus neu und schmückte es mit dem Bildwerk, das heute noch am Eck des Franziskanerplatzes gegen die Eisenbahnstraße hin zu sehen ist (s. o. S. 28). In derselben Zeit, wo er sein Haus so stattlich verschönerte, wurde ihm auch das Wappen „gebessert“: er nannte sich mit kaiserlicher Erlaubnis jetzt „Schiller von Herdern“ nach dem Landgut zum Weiherhof im Vorort Herdern, das seine Familie seit 100 Jahren besaß. Der gefeierte und,

wie wir sahen, vermögliche Arzt litt im übrigen an einem etwas groben und hochfahrenden Wesen, ließ sich auch wiederholt burschikose Streiche zu schulden kommen, die man von einem verheirateten Manne nicht erwarten sollte. Sein Wappenschild mit dem springenden Einhorn hat 200 Jahre später ein Wappenschnitzer dem Vater des Dichters Friedrich Schiller aufgeschwatzt, als dieser um ein Wappen verlegen war. Eine verwandtschaftliche Beziehung aber zwischen dem Freiburger und Marbacher Schiller hat nicht, daß wir wüßten, bestanden.

Daß Joachim Schillers Haus am Franziskanerplatz seit 1559 als Kollegiengebäude diente, wurde o. S. 26 erzählt.

Überschauen wir die Reihe der Männer, die im ersten Jahrhundert ihres Bestehens an der neuen Hochschule gelebt und gelehrt haben, so





Die Wappen des Joachim Schiller von Herdern und des Dichters Friedrich Schiller.
Nach P. Albert.

können wir uns dem Eindruck nicht verschließen, daß, abgesehen von der medizinischen Fakultät, zu keiner Zeit erlesenere Talente und glänzendere Sterne der Wissenschaft in so großer Anzahl hier vereinigt waren: die erste Epoche unserer Hochschule ist in vieler Beziehung ihre größte gewesen. Es hängt das gewiß mit dem kräftigen Aufschwung zusammen, den allenthalben in Deutschland das geistige Leben um 1500 genommen hat, einem Aufschwung, den Ulrich von Hutten in die begeisterten Worte faßte: „O Jahrhundert, o Wissenschaften! die Studien gedeihen, die Talente stehen in Flor: es ist eine Lust zu leben.“ Aber denkwürdig bleibt es immer, daß an einer Lehranstalt, die mit so bescheidenen Mitteln begründet wurde und die an allen Ecken durch die Unzulänglichkeit ihrer Dotierung gehemmt war, eine so stolze Zahl ungewöhnlicher Männer sich zusammenfand.

Einen Abglanz dieser großen Zeit, wie er monumentaler nicht denkbar ist, besitzen wir in der Universitätskapelle unserer Münsterkirche.

Die Universitätskapelle.

Ubi sunt, qui ante nos
In mundo fuere?

Wer im Münster den malerischen Gang entlang wandelt, der zwischen dem eigentlichen Hochchor und den Chorkapellen sich hinzieht, dem wird die dritte Kapelle der Südseite durch besonders reichen Schmuck vor den anderen auffallen. An ihrem bunt bemalten Sternengewölbe prangt in kräftigen Farben ein Schlußstein, der den 12jährigen Jesus, umringt von jüdischen Schriftgelehrten, zeigt; und am Gewölbe des Chorumgangs vor der Kapelle erblickt man am Scheitelpunkt das Bild des hl. Hieronymus, thronend mit dem Löwen. Beide Bildwerke sind mit Bedacht gewählt: der hl. Hieronymus war der Schutzpatron der Universität und ziert noch heute ihr Wappen; im lehrenden Jesusknaben aber sah der Gelehrtenstand von jeher gern sein leuchtendes biblisches Vorbild.

Die Kapelle wie der Gang davor gehören in der Tat der Universität. Im Jahre 1505 erklärten Rektor und Regenten, daß sie eine von den dreizehn Chorkapellen auf ihre Kosten ausbauen wollten, was um so näher lag, als ja die ganze Münsterkirche der Universität inkorporiert und ihr zur Ausstattung durch die Stiftungsurkunde überwiesen war. Die Universität durfte sich in bezug auf das Münster als rector ecclesiae bezeichnen oder, wie man sich später so schön ausdrückte, als ihr parochus primitivus et habitualis. Sie hatte in dieser ihrer Eigenschaft auch erhebliche Ehrenrechte. Sobald die gelehrte Körperschaft mit Rektor und Regenten an der Spitze die Kirche betrat, ertönte die große Orgel. In den Chorstühlen zu beiden Seiten des Chors hatten die Professoren ihre eifersüchtig behaupteten Ehrensitze. Das Konsistorium der Universität wählte den Pfarrvikar für die Münsterkirche u. s. w. Konsequenterweise hätte auch die Baupflicht für das inkorporierte Gotteshaus an die Hochschule übergehen müssen: doch hier trat sie gern bescheiden zurück und überließ der städtischen Pflegschaft nach wie vor die Lasten. Nur für die Universitätskapelle ist die Albertina auch Bauherr geworden, um ihren Angehörigen eine Begräbnisstätte im Münster zu sichern. Denn in der Kapelle und in dem Gang davor wurden alsbald sieben tumbae angelegt, wo bis zum Jahre 1800 diejenigen Dozenten, denen Rektor und Senat diese Ehre zuerkannten, ihre letzte Ruhe gefunden haben.

Den ältesten Schmuck dieses „Rektorchörleins“, wie man es mit Vorliebe nannte, machten nächst dem Schlußstein des Gewölbes die bunten Fenster aus. Sie füllen nach dem Brauch des 16. Jahrhunderts nicht mehr die ganze Lichtöffnung, sondern nur einen breiten Streifen der unteren Fensterflächen. Wie die Inschrift ganz rechts unten kündet, wurden sie im Jahre 1524 eingesetzt. Wir sehen da wiederum den zwölfjährigen Jesus auf der Höhe des Katheders, zu seinen Füßen

hebräische Gelehrte; rechts erscheinen Joseph und Maria, die voll Staunen und Bewundern nach dem Söhnlein blicken; der Mann, der im Vordergrund auf einem Klappstuhl kniet und gleichfalls mit den Augen an



Die Universitätskapelle im Münster.
Originalaufnahme von G. Röbke, Freiburg.

dem Mund des Jesusknaben hängt, verrät sich durch seinen grünen Fürstenmantel als Albrecht VI., Gründer der Hochschule. Die rechte Hälfte der Verglasung nehmen die vier Fakultätspatrone ein. Da steht zunächst in breitem Barett, den Mantel mit Pelz verbrämt, der hl. Lucas als Beschirmer der Ärzte. Die philosophische oder Artistenfakultät ist durch

die hl. Katharina vertreten, die in roten Sammet gekleidet erscheint und eine Krone auf den blonden Locken trägt. Es folgt St. Johannes, der θεόλογος κατ᾽ ἐξοχήν; die Juristenfakultät endlich vertritt der hl. Ivo mit pelzverbrämtem, violettem Talar und dem breiten Barett der juristischen Doktoren. Eine freundliche Landschaft mit reicher Staffage zieht sich



Der Holbein-Altar in der Universitätskapelle zu Freiburg.
Mit Erlaubnis des Breisgauvereins Schauinsland.

hinter den vier Repräsentanten der Gelehrsamkeit hin. Schade nur, daß man die etwas abgeblätterten Gläser in moderner Zeit übermalt und dadurch um ihren einstigen Glanz gebracht hat. Wie leuchtend sie einstens waren, zeigt sich nur noch an vereinzelten Stellen, so an dem wundervollen Codex, den der Schriftgelehrte hinter Maria im Arme trägt.

Die beiden Glasgemälde weiter oben sind modern. Die Mittel dafür hatte der im Jahre 1845 gestorbene Professor Perleb gestiftet, die

Ausführung geschah im Jahre 1886 nach Entwürfen des Malers Wilhelm Dürr jr. Sie stellen den Universitätspatron Hieronymus und den Stifter Albrecht VI. dar und lehnen sich in Stil und Farbe möglichst an die alten Gläser an.

Den stolzesten Schmuck der Universitätskapelle bildet aber das Altargemälde, ein anerkanntes Werk des großen Hans Holbein. Für den Basler Ratsherrn Hans von Oberriedt hatte der Maler um das Jahr 1530 für die Basler Karthause einen großen Wandelaltar mit drehbaren Flügeln gemalt. Als dann Basel protestantisch wurde, flüchtete Oberriedt nach dem gut katholisch gebliebenen Freiburg. Er nahm dabei von dem Altar die beiden aushängbaren Flügel mit, umsomehr, als an deren unterem Rand er selbst mit seiner Frau, einer geborenen Zscheckapürlin, und mit der Schar seiner Söhne und Töchter abkonterfeit war. Das in Basel zurückgebliebene Mittelstück des Altars ist verschollen, die beiden Flügel aber schenkte Oberriedt, der in Freiburg mit akademischen Kreisen in freundschaftlichen Verkehr getreten zu sein scheint, an die Hochschule, die sie im Jahre 1554 nebeneinander als Altarblatt rahmen und in den Zwickel oben das Universitätswappen einfügen ließ. Gut gemalte, aber nicht von Holbein stammende Flügel mit den vier doctores ecclesiae wurden zum Verschluß des sonderbar zusammengestückelten Altarblattes verwendet. Künstlername und Datum fehlen; aber schon früh im 16. Jahrhundert galten die beiden Bilder als Werke Holbeins. Sie entsprechen auch durchaus seiner frühen Malweise, wo er gern wie hier die Architektur unverhältnismäßig betonte und die Figuren in minimalem Maßstab einsetzte. Der mondbeschienene, malerisch zerborstene Renaissancebau auf der Geburt Christi zur Linken scheint aus Reminiszenzen seiner italienischen Reise vom Jahre 1518 erwachsen und zeigt die ganze Begeisterung des Meisters für die neuen Bauformen. Die Art, wie alles Licht in der unteren Bildhälfte von dem strahlenden Christkind ausgeht, hat Holbein vermutlich von Baldung entlehnt, der auf seinem Hochaltargemälde im Freiburger Münster denselben ansprechenden Gedanken schon einige Jahre vorher zum Ausdruck gebracht hatte. Entzückend sind die staunenden, betenden Engelknaben, denen Holbein versuchsweise die Flügel nicht aus den Schulterblättern wachsen läßt, sondern an die Oberarme angefügt hat, ein Vorschlag, mit dem er aber in der Kunstwelt nicht durchgedrungen ist. Von vielen wird das zweite Bild zur Rechten, die Anbetung der Könige, noch höher eingeschätzt: das goldige Licht eines späten Nachmittags ruht über der sonnenbestrahlten Ruine, das Christkind mit kurzem Hals und großer Stirn ist echt holbeinisch. Die Farben sind trotz kräftiger Übermalung noch immer leuchtend.

Der erste Universitätslehrer, den man in dieser weihevollen Kapelle zur letzten Ruhe bettete, scheint Ulrich Zasius, der große Jurist, gewesen zu sein (vgl. o. S. 51). Sein Epitaph aus bemaltem Sandstein mit

dem Brustbild des Toten lehnt unter dem Fenster an der Wand. Neben ihm erblicken wir den sehr ähnlichen Grabstein seines Schülers und jüngeren Kollegen Theobald Bapst (o. S. 53). Andere Grabinschriften hängen an der Westwand des kleinen Raumes. Beim Austritt aber aus der Kapelle erblickt man an der Ummauerung des hohen Chores zwei eherne Epitaphien, die ursprünglich im Dominikanerkloster sich befanden und erst nach Aufhebung desselben an diese Stelle kamen: oben hält eine schmucke Bronzetafel mit dem Bildnis des Toten das Andenken an Meister Glareanus (o. S. 38ff) fest, während darunter aus gleichfalls geschmackvoller Rahmung der wackere Johannes Hartung (o. S. 42f) mit kahlem Haupt, derber Nase und spanisch geschnittenem Barte uns anschaut. Andere Grabplatten decken, und deckten früher in noch größerer Zahl, den Boden des Chorumgangs. So schuf sich die erste glänzende Epoche der Freiburger Hochschule in dem stimmungsvollen, mit edelster Kunst geschmückten Raume ihr würdiges Mausoleum.



Der Grabstein des Ulrich Zasius im Münster.

Nach J. A. Riegger, Imagines.



Freiburg im Jahre 1620.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten".

Die Universität unter den Jesuiten.

Sie wollen jede Lust verdammen
Und drohen unversöhnte Flammen
Dem, der die Wahrheit sucht und suchend sie verfehlt.
J. G. Jacobi.

Wir haben früher gesehen (o. S. 38), daß die österreichische Regierung mit äußerster Energie dafür sorgte, daß die reformatorischen Anwandlungen, an denen es auch bei einigen Freiburger Dozenten nicht gefehlt hatte, gründlich und für immer erstickt wurden. Aber die Hochschule sollte nach dem Wunsche der Regierung nicht bloß gut katholisch sein, sie sollte auch ein Sitz der katholischen Propaganda, ein willfähriges Organ der Gegenreformation werden, und wie konnte das besser geschehen, als indem man sie dem Orden Jesu überlieferte?

Schon im Jahre 1577 schrieb Erzherzog Ferdinand an die Universität, daß „er in seinen vorderösterreichischen Landen ein Kollegium der Sozietät Jesu zu errichten gedenke, die Stadt Freiburg dafür am geeignetsten halte und daher gehorsamen Bericht und Gutachten erwarte, ob nicht ein solches Kollegium wie zu Ingolstadt der Universität inkorporiert werden möchte".

Jetzt brachte Jodocus Lorichius, der damals Professor der Theologie war und sich späterhin durch Begründung und Begabung der Burse „zum Frieden" (Collegium Pacis) ein dauerndes Gedächtnis an der Hochschule sicherte, die Bedenken des ganzen Kollegiums zu unzweideutigem Ausdruck. Die Universität, so stand in seinem Bericht an die

Regierung, könne ihrer Bestimmung und ihren Freiheiten nach keine Lehrer aufnehmen, welche einem Orden verpflichtet seien; ihre Professoren müßten freie Männer sein. Die bisherige Lehrmethode habe Hunderte von frommen und einsichtsvollen Männern herangezogen; man könne ihr also von dieser Seite keinen Vorwurf machen. Die Gesellschaft Jesu fördere erfahrungsgemäß keine gute Disziplin, die von ihr gebildeten Jünglinge seien ganz besonders zu Hochmut, Ungehorsam und Bosheit geneigt. Die Väter aber der Gesellschaft seien gemeiniglich schlechte Kollegen: zu Ingolstadt sei mit ihrem Eintritt der Friede und die Einigkeit unter den Professoren gestört gewesen.

Auf diese unerschrockene und freimütige Erklärung hin unterblieb noch beinahe ein halbes Jahrhundert lang die angedrohte Gründung des Jesuitenkollegiums.


IODOCVS LORICHIVS

Nach J. A. Riegger, Imagines.

Aber gleich zu Anfang des dreißigjährigen Krieges (1618) begann das Sturmlaufen von neuem. Erzherzog Maximilian beauftragte damals seine höchsten Beamten in Vorderösterreich, die Universität zur Aufnahme der Gesellschaft Jesu zu bewegen. Zugleich schrieb er an den Lehrkörper, er erwarte von jedem seiner Mitglieder, daß es das fromme Werk so fördern werde, wie es ihm „der Eifer zur Propagation der allein salvierenden Religion von selbst eingeben müsse". Der Senat wagte es nochmals gegen die Zumutung mit allem Nachdruck zu protestieren: Freiburg sei sattsam katholisch, so daß es daselbst keiner weitern Pflanzung der Religion bedürfe. Außerdem wollten die Väter der Sozietät niemandem gehorchen, ihre Schüler seien unverträglich, kurz, man finde nicht, wie man in deren Aufnahme einwilligen könne oder solle.

Die Jesuiten lebten damals des Irrtums, die Albertina besitze nescio quos aureos montes. Als aber der österreichische Kanzler zu Ensisheim i. Elsaß, Dr. Lindner, daraufhin die Einkünfte der Universität prüfte, war er sehr enttäuscht. Die Professoren schöpften daraus die Hoffnung, daß man sie nun in Frieden lassen werde.

Am 9. März 1620 kam Erzherzog Leopold, der seit dem Jahre 1601 Bischof zu Straßburg war, als vorderösterreichischer Regent auch nach Freiburg und verkündete alsbald seinen festen Entschluß, die

Jesuiten einzuführen. Der zwei Jahre zuvor noch so einmütige Widerstand fing an zu erlahmen; schon schwankten einige der Professoren.

Am 13. Juli desselben Jahres berief Erzherzog Leopold den Senat der Universität in den Gasthof „zum wilden Mann" zu einer Tagung. Hier verkündete der schon genannte Dr. Lindner, daß zu Michaelis oder am Lucastage die Sozietät aufgenommen werden solle und zunächst die unteren Schulen und die Artistenfakultät ganz, von den theologischen Lehrstühlen aber vorläufig zwei ihnen einzuräumen seien. Für die abzudankenden Professoren versprach der Erzherzog zu sorgen. Bis zum folgenden Tag gestattete er dem Senat Bedenkzeit.

Weiterer Widerspruch war jetzt in der Tat fruchtlos. So wurde denn die artistische Fakultät, diese prima mater universitatis, zu Grabe getragen. Die Jesuiten zogen ein und erhielten die Gebäude der vereinigten alten Burse, wo von jeher die Artisten ihren Sitz gehabt hatten, für ihr Kollegium überlassen. Ihr Wunsch, daß man ihnen sofort auch das nicht unerhebliche Vermögen der Artistenfakultät (s. o. S. 27) auslieferte, wurde zunächst noch abgelehnt, später aber doch erfüllt. Auch mit der Verwaltung des Rektorats und der Quästur sollten die Patres vorläufig nicht beladen werden.

Am 15. November als dem Namenstag des regierenden Erzherzogs wurden in seiner Gegenwart in der für diesen Zweck neu hergerichteten Aula der alten Burse die Jesuiten feierlich eingeführt. Geschützdonner vom Schloßberg herab verkündete der Stadt das wichtige Ereignis; dem Kollegium gab der Erzherzog ein Festessen; die Patres aber führten am Abend dieses Tages ein allseitig befriedigendes Theaterstück auf.

Die erste Immatrikulation, die nach dem Einzug der Jesuiten stattfand, ergab die nie dagewesene Zahl von 284 Neuaufgenommenen. Leider kam aber bald zu Tage, daß diese berückende Zahl durch die Immatrikulation von vielen völlig unreifen Knaben erzielt worden war, von Knaben, denen man das juramentum studiosorum deutsch explizieren mußte, weil sie es auf lateinisch nicht verstanden.

Es verging kein halbes Jahr, als sich schon die Patres mit nicht weniger als 15 Beschwerdepunkten an die Regierung wandten. Sie verlangten Zutritt zum Senat, nicht nur für ihren Dekan, sondern auch für ihre Theologen; sie wünschten auch die Stelle des Pfarrvikars am Münster aus ihren Reihen zu besetzen. Die Universität wehrte sich anfangs, aber unter dem starken Druck von oben mußte sie mit Ausnahme einiger weniger Sonntage die Münsterkanzel den Jesuiten gänzlich einräumen; nur wurde ihnen auferlegt, daß sie ihren Prediger jeweils dem Senat vorstellen, auch nach Erbauung ihrer schon damals geplanten eigenen Kirche auf die Kanzel des Münsters wieder verzichten sollten: geschehen ist dies aber nicht.

Es wäre ungerecht, wollte man den bedauerlichen Niedergang der Universität in den nächsten Jahrzehnten ausschließlich der Gesellschaft

Jesu zuschreiben. Daran war natürlich in erster Linie der verhängnisvolle dreißigjährige Krieg schuld, der nach und nach die Universität zu einem bloßen Scheinleben verdammte, so daß in manchem Jahre auch nicht ein einziger Student immatrikuliert wurde und im Jahre 1648 die Gesamtzahl aller Studierenden nur 46 betrug.

Aber auch als der Krieg längst beendigt war, gedieh zwar die Gesellschaft Jesu vortrefflich, aber von einem Flor der Wissenschaften ist mit dem besten Willen nichts zu entdecken. So viele glänzende Namen das erste Jahrhundert der Universität aufweist, so völlig fehlen sie im zweiten und dritten. Der einzige berühmte Jesuit, der vorübergehend zu Freiburg dozierte, war Christoph Scheiner, bekannt durch Erfindung des Pantographen oder Storchschnabels, durch seine bahnbrechenden ophthalmologischen Studien und als einer der ersten Beobachter der Sonnenflecken. Aber dieser große Jesuit verließ Freiburg schon im Jahre 1610 für immer; seine Freiburger Lehrtätigkeit fällt also vor die jesuitische Periode der Hochschule. Die jesuitischen Lehrer wechselten ohne Urlaub, ohne Zustimmung der Universität, lediglich nach den Bestimmungen ihrer Ordensmeister. Sie wechselten oft mitten im Semester, sodaß der Unterricht beständig aus einer Hand in die andere ging: in 153 Jahren lehrten 123 verschiedene jesuitische Dozenten bloß an der einen Artistenfakultät. Auch die Lehrbücher und die Lehrmethode, wonach sie unterrichteten, waren vom Orden aus festgelegt, und die Universität hatte nichts dabei mitzureden. Die Kongregation gab überhaupt dem ganzen akademischen Leben ihr Gepräge: kein Student wurde seit 1737 geduldet, der nicht zugleich Sodalis der Gesellschaft war. Durch zahlreiche Feste in der Empfängnis-, späteren Universitätskirche, durch geeignete Theateraufführungen, vor allem durch strammen Beichtzwang brachten sie die akademische Jugend ganz in ihre Hand. Die Patres setzten es auch durch, daß jeder Universitätsangehörige sich durch jährlich zu erneuernden Eid verbindlich machte, die unbefleckte Empfängnis häuslich und in der Öffentlichkeit zu lehren, daß jeder Dekan von den Studenten seiner Fakultät die österlichen Beichtzettel persönlich in Empfang nehmen mußte. Der Jugend wurden auch harmlose weltliche Freuden versagt; der Student durfte nicht tanzen, er durfte nicht einmal an dem unschuldigen Vergnügen des Johannisfeuers teil-



Christoph Scheiner S. J.
Nach Specht.

nehmen. So übertriebene Strenge reizte natürlich zum Widerspruch: eine akademische Tabakskongregation mußte im Jahre 1713 aufgehoben werden, und Katzenmusiken gab es mehr als je.

Stramme Dressur zu kirchlicher Korrektheit, das war im günstigsten Fall das Resultat ihrer Erziehung. Wie niedrig aber das wissenschaftliche Niveau an dieser Jesuitenschule war, geht u. a. aus den Fragen hervor, die sie den Kandidaten bei Erlangung philosophischer Würden gelegentlich vorlegen konnten. So galt es im Jahre 1623 die Fragen zu beantworten: „Ob und wo ein Niedergang zur Hölle sei?“ — „Ob das Gewürm, das der Verdammten Leiber zernagt, durch Naturkraft im Feuer leben könne?“ Im Jahre 1629: „Ob der Schluß probabel sei: er verwendet keine Sorgfalt auf seinen Anzug, also ist er ein Genie?“ Im Jahre 1657: „Welcher Promotor hat der Jungfrau Maria die Magisterwürde erteilt?“ — „Ist der Mantel, womit sie ihre Schützlinge deckt, der philosophische?“ — „War der Blitz, der das Rad der hl. Katharina verbrannte, ein natürlicher?“ Im Jahre 1666: „Was ist vom Verstand mancher Heiligen zu halten, welche die Philosophie verachtet zu haben scheinen?“ 1687: „Läßt sich der Schwaben Geschwätzigkeit übel deuten?“ Im Jahre 1711: „Ist der Philosoph oder Dichter in größerer Gefahr zu lügen?“

Mit solchen Spitzfindigkeiten wurden die Schüler der philosophischen Kurse gefüttert, so wertlos war das Fundament der Bildung, auf dem dann der Oberbau der Spezialstudien zu errichten war: man kann sich vorstellen, wie solcher Betrieb der propädeutischen Fächer dem Studium im ganzen seinen Stempel geben mußte.

Durch den Frieden von Nimwegen im Jahre 1679 war Freiburg zu Frankreich gekommen. Die dem Hause Österreich treu gebliebenen Professoren hatten die acta et documenta Universitatis una cum sceptris academicis durch die französischen Truppen hindurch nicht ohne Gefahr für ihr Leben „salviert“ und gedachten die ganze Hochschule auf deutsch gebliebenes Gebiet, nach Konstanz zu transferieren. Aber die Jesuiten zogen es vor, im Trüben zu fischen und sich dem neuen Landesherrn an den Kopf zu werfen: was bedeutete für diese vaterlandslosen Patres die deutsche Vergangenheit der Hochschule? Durch ihre Unterhändler in Versailles setzten sie es durch, daß neben der deutschen Universität zu Konstanz ein studium Gallicum zu Freiburg eingerichtet und diesem die Gefälle, die aus dem Breisgau und Elsaß stammten, zugewiesen wurden. Die neue „Association aller Wissenschaften“ wurde unter Huldigungen gegen Ludwig XIV. am 6. November 1684 wirklich eröffnet.

Erst zwei Jahre später konnte auch die nach Konstanz verlegte Schule ihre Kurse beginnen. Sie bekam alsbald mit der dortigen Stadtverwaltung, mit dem Domkapitel und mit der Garnison viele, wenn

auch meist sehr kleinliche Schwierigkeiten: ihre eigene Gerichtsbarkeit und die hochwichtige Frage des Vortritts bei Festivitäten gaben viel Anlaß zu Konflikten.

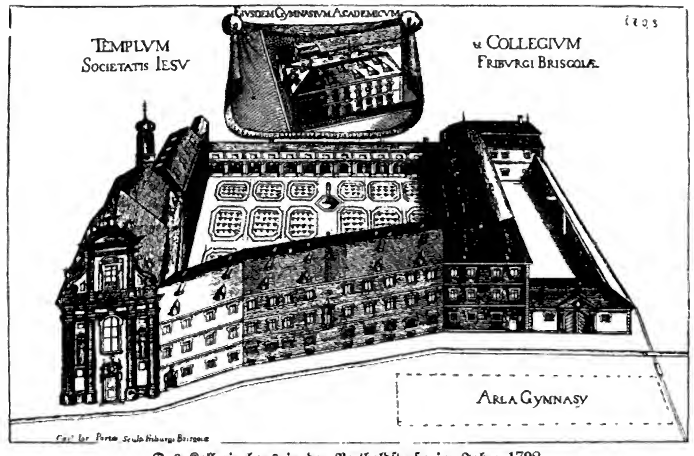
Durch den Frieden zu Ryswik (1697) fiel Freiburg an Österreich zurück. Alsbald siedelte auch der Lehrkörper von Konstanz wieder nach Freiburg über. Aber mit den Jesuiten gab es auch jetzt keinen Frieden; sie verlangten jetzt geradezu den Vorrang vor den weltlichen Dozenten. Da entschloß sich die Universität im Jahre 1699 zu einer Beschwerde beim Ordensgeneral in Rom, worin sie bat, die rang- und streitsüchtigen derzeitigen Patres nach anderen Plätzen zu versetzen. Es kam daraufhin zu der sogenannten Wiener Transaktion, worin zwischen der Sozietät und Universität in vierzig Punkten ein Vergleich geschlossen wurde: das Rektorat, nach dem sie sich schon lange streckten, erhielten die Patres nicht; auch nicht den Vortritt, den sie beanspruchten. Auch ihrem Verlangen, daß kein Student ohne Zeugnis von ihnen immatrikuliert werden solle, wurde nicht Raum gegeben. Dagegen wurden ihnen die bisher benutzten Gebäude der alten Burse um 3000 fl als Eigentum überlassen, ihr Bezug an Bargeldern von 1150 auf 1200 fl erhöht und die allmähliche Heimzahlung von 15000 fl rückständiger Salarien, die während der letzten so unruhigen Zeitläufte nicht zur Auszahlung gekommen waren, ihnen verbürgt und zugesichert. Nach diesen Zugeständnissen bestand ein leidlicher Frieden zwischen Hochschule und Gesellschaft Jesu, der sich bis zur Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 erhielt.

Vom wissenschaftlichen Leben in dieser Zeit ist, wie schon angedeutet, nicht viel zu rühmen. Alle Studienreformen, die von den Fakultäten versucht wurden, scheiterten jederzeit an dem hartnäckigen Widerstand der Patres. Dazu kamen die schweren kriegerischen Heimsuchungen der Stadt im 18. Jahrhundert, die wiederholten Belagerungen und Erstürmungen: die Studenten wurden in solchen Zeiten zum Wachdienst auf den Stadtmauern herangezogen und verwilderten mit der Soldateska. Die Professoren aber, deren Einkünfte mehr als einmal vollständig stockten, fielen geradezu dem Hunger anheim.

Im Jahre 1752 erließ die Kaiserin Maria Theresia einen allgemeinen Lehrplan sowohl für die unteren Schulen der Monarchie als für den Unterricht in Philosophie und Theologie. Er kehrte seine Spitze offensichtig gegen die seitherigen Einrichtungen und die Lehrmethode der Jesuiten. Die Lehrer der Mittelschulen, so hieß es in dem betreffenden Erlaß, sollten die Jugend nicht mit bloßem Auswendiglernen beschweren; sie sollten sie in der eigenen Muttersprache unterweisen, auch sie zum Selbstdenken anleiten. Im philosophischen Studium müsse von der bisherigen Lehrart umsomehr abgegangen werden, „als die jeweiligen Lehrmeister dieses an sich gar ersprießliche Studium lediglich mit Subtilitäten an-

5*

gefüllt, die nützlicheren Fragen nur obenhin berührt oder ganz übergangen und anbei die anberaumte dreijährige Frist bloß mit Diktieren durchgebracht hätten.“ Mißbräuchlich seien manche Professoren bestrebt, alle ihre natürlichen Lehren mit der hl. Schrift in Verbindung zu bringen. Hierdurch kämen die Schüler in unnötige Glaubenszweifel, die Schrift aber in Verachtung. Es würde wohl ungereimt scheinen, wenn die Gesellschaft Jesu in jenen Lehren für die Religion besorgt sein wolle, in welchen der römische Stuhl ohne Bedenken gänzliche Freiheit gestatte.



Das Kollegienhaus in der Bertholdstraße im Jahre 1798.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten“.

Die Sozietät wehrte sich, wie zu erwarten, und verschanzte sich hinter dem Mangel an Mitteln u. dgl. Die Kaiserin begnügte sich daher zunächst mit der Versicherung von Rektor und Regenten, daß man tunlichst die neue Ordnung vollziehen wolle. In Wahrheit blieb alles beim Alten. Im Januar 1764 reichten die Zuhörer der Logik selbst eine Bittschrift ein um Abschaffung des zeitraubenden, einschläfernden Diktierens. Darob gewaltige Empörung — doch wurde weiterdiktiert. Die Regierung mahnte dringender und immer dringender, aber eine wirkliche Erneuerung des Lehrbetriebes war nur durch gewaltsamen Eingriff der Behörde zu erreichen, wovon im nächsten Kapitel berichtet werden soll.

Am 21. Juli 1773 hob der Papst Clemens XIV. die Gesellschaft Jesu auf. Alsbald wurde den Patres mitgeteilt, daß sie das Kollegium zu verlassen hätten. Jetzt handelte es sich für die Universität darum,

womöglich alles, was von den Universitätspfründen und Lehrgebäuden nach und nach an die Jesuiten gekommen war, in den Besitz der Hochschule zurückzuleiten. Es gelang dies nur zum Teil, am besten noch in Bezug auf die Lehrgebäude.

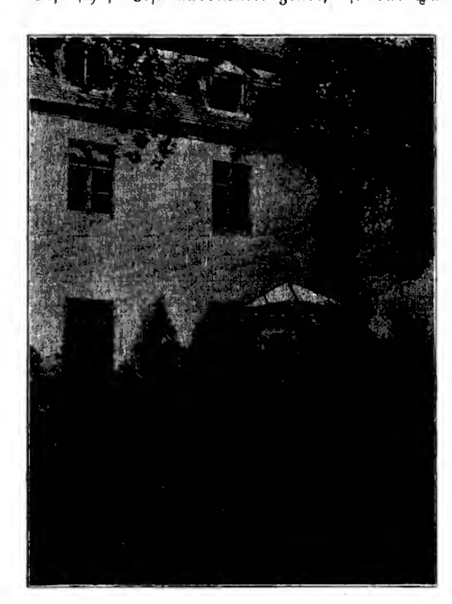
Wie früher mitgeteilt, hatte man der Gesellschaft bei ihrem Eintritt in den Lehrkörper die alte Burse zum Gebrauch eingeräumt und im Jahre 1700 gegen 3000 fl. als Eigentum überlassen. Auf diesem Terrain, das der Orden durch Ankäufe noch vergrößerte, führte er nach und nach die Gebäulichkeiten auf, die zur Zeit noch als allgemeines Kollegienhaus dienen. Sie umschließen einen leidlich viereckigen Hof, mit einer kleinen Fontäne in der Mitte und herrlichen Bäumen; an den erst 1717 vollendeten Ostflügel mit dem weiträumigen Treppenhaus und den gewölbten Korridoren schließt sich ostwärts noch ein kleinerer Hof mit Wirtschaftsgebäuden an. Diesen stattlichen, wenn auch jetzt stark abgenutzten Häuserkomplex gedachte der Staat, dem er nach der Auflösung des Ordens zugefallen war, zu verkaufen. Im Jahre 1774 fand eine öffentliche Versteigerung statt, wobei die Universität 45360 fl., die Stadt aber 46000 fl. bot. Die Hochschule, die das Gebäude unbedingt brauchte, wurde darauf bei der Regierung vorstellig; diese wies es ihr für den von der Stadt gebotenen Kaufpreis zu. Für die Mittel der Hochschule war aber diese Summe so gut wie unerschwinglich; und so war es für sie eine wahrhaft rettende Tat, als Maria Theresia ihr am 3. Mai 1777 das ganze Anwesen als Eigentum überließ. Eine Inschrift über der kleinen Pforte, die zu den schwarzen Brettern führt, hält die Erinnerung an diese hochherzige Entschließung der edlen Fürstin fest.



Madonnenbild am Kollegienhaus.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten“.

Die Universität, bisher sehr beengt in ihren Räumlichkeiten, konnte

sich jetzt behaglich entfalten. Sie konnte auch die verschiedenen Bursen in der Franziskaner- und Nußmannstraße jetzt veräußern und die Stiftlinge in dem neuerworbenen großen Hause unterbringen. Bis in die allerneueste Zeit hat dies als allgemeines Kollegienhaus genügt. Steht es auch nicht auf der Höhe des monumentalen Bauens, wie es die Gesellschaft Jesu anderwärts geübt, ist das Haus auch windschief und buckelig, sieht man ihm auch die verschiedenartige Verwendung, die es im Lauf der Zeit erfuhr, an allen Ecken an — es bietet doch stille, kühle Auditorien. Der einzige Schmuck seines Äußeren ist das steinerne Brustbild Loyolas, das über dem Pförtchen nächst der Universitätskirche herausschaut, sowie ein schönes barockes Madonnenbildnis mit der Unterschrift: Tuo patrocinio.

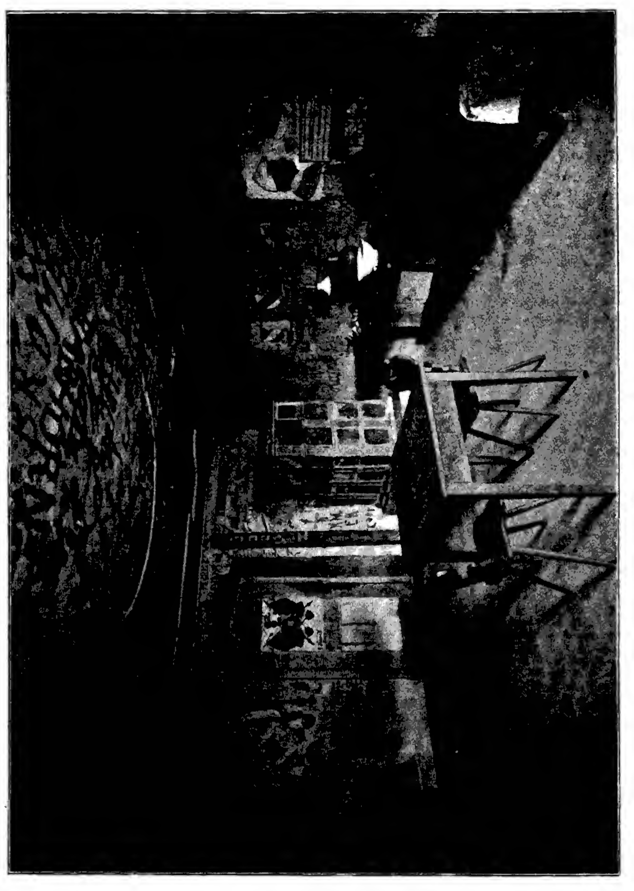


Partie aus dem Universitätshof.
Im Vordergrund der Granitblock mit den Gletscherschliffen.
Das vergitterte Dachfenster gehört zu dem Carcer vgl. Abb. S. 71.
Originalaufnahme von W. Hansen, Freiburg.

In hohem Maße stimmungsvoll ist der Hofraum inmitten des Vierecks: die herrlichsten Platanen und andere Bäume senden ihre Zweige bis über den Dachfirst der Gebäude; ein Springbrunnen plätschert lauschig im Baumesschatten; ein wuchtiger Granitblock mit Gletscherschliffen, über dem man in rührender Fürsorge einen gläsernen Regenschirm ausgespannt hat, erzählt von der fernen Zeit, da noch Gletscher durch die Täler des hohen Schwarzwaldes sich talabwärts schoben; und wenn man auf einer der Bänke Platz nimmt, so kann man bruchstückweise die verschiedensten Kollegien zu gleicher Zeit belauschen, je nachdem der Luftzug die Stimmen, angenehm gemildert, unter die Bäume trägt.

An manchen Tagen lassen sich hier auch die akademischen Delinquenten beobachten, wie sie hinter den vergitterten Dachfenstern des öst-

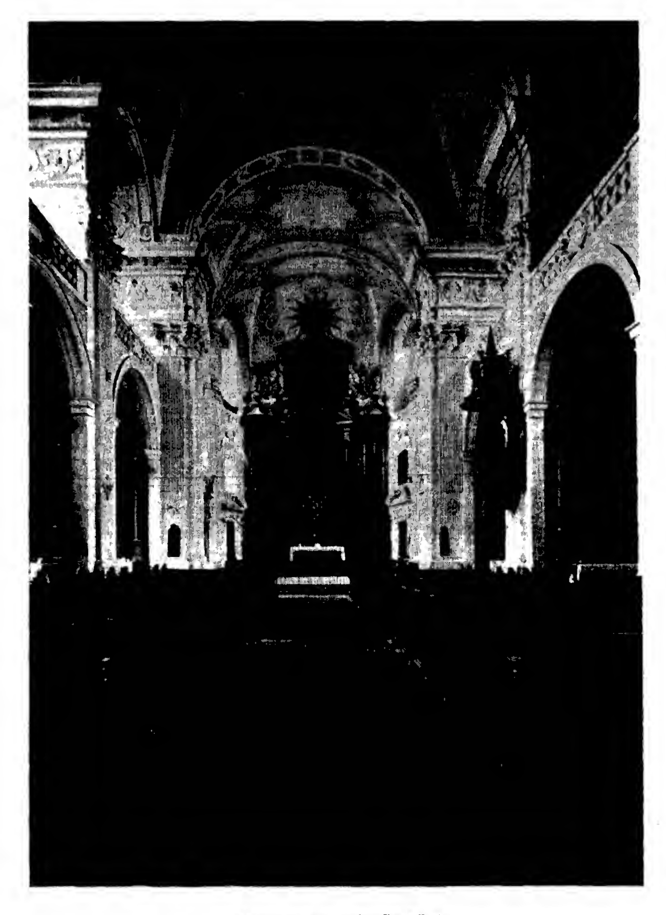
lichen Bauflügels sehnsüchtig und gelangweilt aus ihrer Karzereinsamkeit in den schönen Hof herunterschauen. Zwei Dachkammern mit fünf be-



Carcer. Aufnahme von G. Röbke, Freiburg.

scheidenen Bettstellen bilden dies „Hotel für Gemütskranke", wie eine Inschrift über der Türe den Karzer benennt. Wände und Stubendecke sind mit einem Fleiß, der einer besseren Sache würdig wäre, beschrieben

und bemalt, alle Gerätschaften mit Schnitzereien der „Sträflinge“ über und über bedeckt. Zwischen großen und kleinen Epigrammen in Poesie



Das Innere der Universitätskirche.

und Prosa sind da lebensgroße Schattenrisse der Inhaftierten an die Wand gemalt. Auch zu einem hochoriginellen „Verbrecheralbum“ ist ein

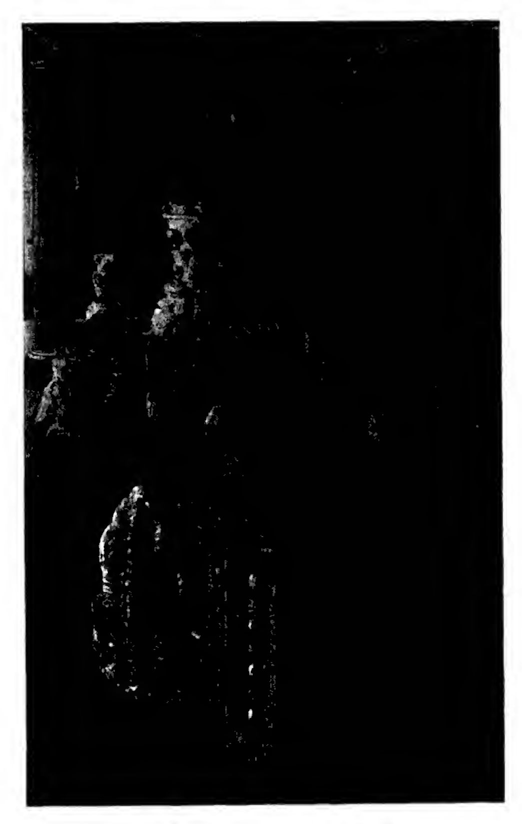
vielverheißender Anfang gemacht. Einige Stunden lang mag es ganz vergnüglich sein, in diesem fidelen Gefängnis zu weilen. Aber es kommen auch 14tägige Einkerkerungen vor — und die werden vermutlich doch als das empfunden, was sie sein sollen, als empfindliche Strafe.

An die Westseite dieses Kollegienhauses lehnt sich die Kirche an, die der Orden zwischen 1630 und 1640 erbauen ließ. Muster für den Bau war, wie für so viele andere Jesuitenkirchen, die von Vignola in Rom geschaffene Gesù-Kirche. Äußerlich schmucklos und durch die unerfreulichen Statuen des heiligen Aloys und Stanislaus mehr entstellt als geziert, überrascht die Kirche im Innern durch die geradezu imposante Weite und Höhe ihrer lichten, mit kraftvollen Stuckos geschmückten Gewölbe. Auch Hochaltar und Kanzel sind bemerkenswerte Leistungen des Barockstils. Drei Seitenkapellen jederseits tragen hohe Emporen. Im Chor hat zur Linken der Grabstein Kerers (s. o. S. 25) einen guten Platz gefunden. In den Katakomben unter dem Langhaus liegen 56 Jesuitenpatres begraben. Diese Kirche mit ihrem ganzen Inventar bekam die Hochschule im Jahre 1777 von der Kaiserin als Universitätskirche geschenkt. Sie ist während der Befreiungskriege vorübergehend Militärmagazin gewesen; auch hat ihr einmal ernsthaft gedroht, als Bibliothek eingerichtet zu werden. Von 1873—94 war sie den Altkatholiken als Gotteshaus überlassen; doch seitdem dient sie wieder dem römisch-katholischen Gottesdienst für Universitätsangehörige.

Auf der andern Seite der Bertholdstraße hatten die Jesuiten mit Geldern, die von den breisgauischen Landständen bewilligt worden waren, i. J. 1725 einen eigenen Bau für das Gymnasium Academicum aufgeführt. Er enthält einen schönen Saal mit von Säulen getragener Galerie, wo die akademischen Theateraufführungen stattfanden. Bei Aufhebung des Jesuitenordens überließ der Staat auch diesen Bau unentgeltlich der Universität, die bis vor kurzem das Haus als Bibliothek benutzt hat. Jetzt sind hier Kolleg- und Seminarräume untergebracht, und der Festsaal ist Auditorium Maximum geworden: er enthält über 300 Sitzplätze und eine vorzügliche Einrichtung für skioptische Demonstrationen. Es besteht die Absicht, nach Vollendung des im Bau begriffenen Kollegienhauses (s. u.) das ganze Gebäude ausschließlich für die akademischen Kunstinstitute zu verwenden und vor allem die archäologische Abgußsammlung hier würdig aufzustellen, die jetzt im westlichen Seitenflügel des Kollegienhauses in bedrückender Enge untergebracht ist. In einem Saale ebener Erde befindet sich bereits eine sehr bemerkenswerte Auslese von Architekturfragmenten aus Baalbek in Syrien, die unser Kaiser der Universität geschenkt hat in Anerkennung der Umsicht und Energie, mit der ein früheres Mitglied des Lehrkörpers, Otto Puchstein, die Aufräumung und wissenschaftliche Ausbeutung des Sonnentempels in Baalbek in kaiserlichem Auftrag vor einigen Jahren

leitete. Schon allein diese Fragmente geben von der Großartigkeit jenes Cäsarenbaues zu Baalbek eine höchste Vorstellung.

Diese Gebäudegruppe, Kollegienhaus, Kirche und Bibliothek, machen



Die Architekturfragmente aus Baalbek
im Erdgeschoß der alten Bibliothek.
Nach einer Originalaufnahme von M. H. Ferrars, Freiburg.

das Vermächtnis des Jesuitenordens aus. Wenn sie auch nur zum geringsten Teil aus Mitteln des Ordens aufgeführt wurden, so sind sie doch in seinem Stil errichtet und lassen also die jesuitische Vergangenheit der Hochschule am sinnfälligsten in die Erscheinung treten. Eine

stolze Erinnerung ist das freilich nicht. Der Moraltheologe Heinrich Schreiber (s. u.) hat in einer Festrede vom Jahre 1830 die Wirksamkeit der hiesigen Jesuiten folgendermaßen gewürdigt: „Es ist wohl das dunkelste Blatt in der Geschichte der Albertina, als zu Anfang des 17. Jahrhunderts, gegen allen Geist und Wortlaut ihrer Verfassung, ein fürstlicher Machtspruch gewaltsam in ihr innerstes Leben eingriff und ihr den Orden der Jesuiten zuführte, welcher auf das Monopol seiner Lehre sich stützend, die geistige Freiheit in Banden schlug und gemeinschaftlich mit jenem langen, für Deutschland so verderblichen Kriege auf mehr als ein Jahrhundert der Albertina Blüte brach. Glücklich, daß mit dem Falle dieses Ordens die Hochschule in ihre ursprünglichen Rechte wieder eintrat und durch ihr schnelles Wiederaufblühen bewies, welch' einem unseligen Druck sie erlegen war."

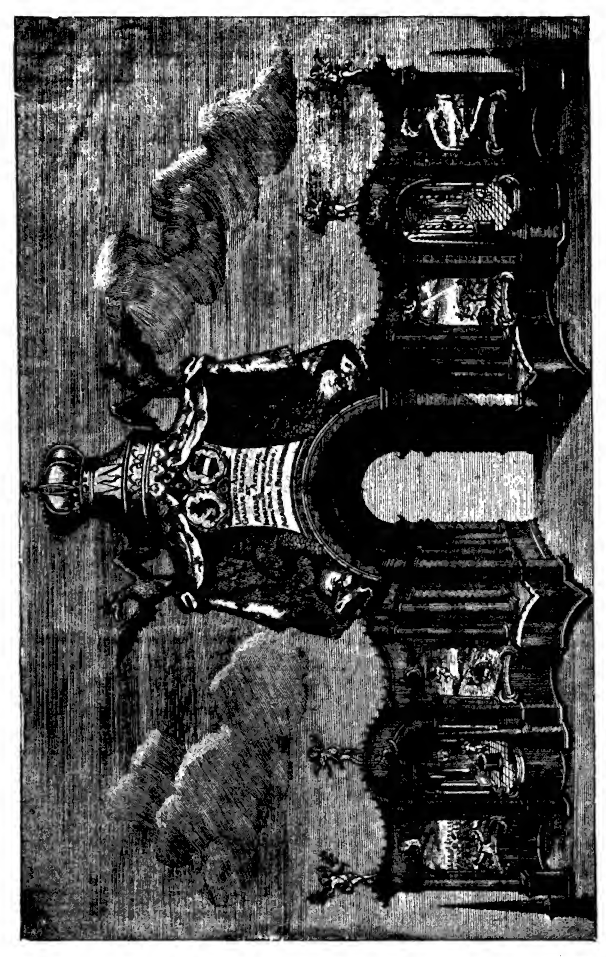
Ein schwacher Lichtblick in dieser trüben Zeit ist in mancher Hinsicht der feierliche Durchzug Maria Antionettes am 4.—6. Mai 1770. Die Tochter der gefeierten Maria Theresia, seit kurzem dem künftigen Herrscher von Frankreich, Ludwig XVI., verlobt, sollte auf ihrer Reise nach der neuen Heimat in den Vorlanden vom deutschen Boden Abschied nehmen. War ihr ganzer Weg von Wien bis zur Grenze ein fortgesetzter Triumphzug, so sollte hier am Schluß noch einmal ganz Besonderes geleistet werden. Die Regierung selbst befahl dem Stadtrat, alle Hauptgassen frisch zu pflastern, an allen Häusern die vorigen Malereien durch schöne weiße Tünche zu überstreichen, alle Wasserspeier mit sogenannten Drachenköpfen durch blecherne Regenrohre zu ersetzen, alle Kellerhälse, die in die Straßen hereinragten, abzubrechen. Hatte man bis dahin die Häuser im Städtchen nach den aufgemalten Wahrzeichen „zum Mohren, zum grünen Baum, zum Meerweib" u. s. w. benannt, so wurde jetzt statt dessen die praktische, aber hochprosaische Unterscheidung durch Nummern eingeführt. Vom Schwabentor bis zur Gartenstraße wurde eine eigene Feststraße südlich um die Stadt herumgebaut, damit sich die fürstliche Pracht des bräutlichen Wagenzuges hier recht entfalten könnte, zugleich auch, um gelegene Plätze für die geplanten Triumphbogen zu bekommen. Die Wirte, Metzger und Bäcker des damals etwa 8000 Seelen zählenden Städtchens trafen ihre Vorkehrungen für den großen zu erwartenden Menschenzulauf. Damals wurde auch das „Kaffeehaus zum Kopf" erbaut, das im heutigen Leben noch eine Rolle spielt (s. u.).

Am Tage des Einzugs, einem Sonntag, traten schon in der Frühe die drei Kompagnien der Bürgergarde unter Gewehr. „Die Equipage des Herrn Majors zeigte sich vor andern in allem und jedem nicht nur überhaupt kostbar, sondern selbsten allerdings prächtig . . . Die dritte Stunde des Nachmittags brachte auch den so sehr begierdeten Augenblick würklichen mit sich, und sowohl das wiederholte Knallen des auf

dem anliegenden Schloßberge gepflanzten groben Geschützes als das freudenvolle Geläute sämtlicher in dahiesigen Kirchtürmen befindlicher Glocken waren die vergnüglichsten Versicherungen des bereits erfolgten höchsten Eintrittes." Um 5 Uhr begann das Spectacle im Hauptsaal des Gymnasium Academicum (s. o. S. 73 f.); derselbe war „herrlich" erleuchtet durch acht Armleuchter mit Wachslichtern statt der sonst üblichen Unschlittkerzen. Eine damals in Freiburg anwesende Theatertruppe führte ein Stück auf, betitelt „Jagdlust Heinrichs IV". Orchester und Balletkorps sowie die Kostüme dazu waren vom Mannheimer Theater entliehen worden. Als Schlußeffekt erschien das Bildnis der Prinzessin, von den Schutzgöttern des französischen und österreichischen Ruhmes getragen, über schimmerndem Altar, auf dem Frau Venus den Apfel der Schönheit unter Frohlocken aller Götter niederlegte. Allgemeine Stadt- und Münsterbeleuchtung schloß würdig diesen ersten Tag. Am zweiten brachten unter anderem die Studenten der Erzherzogin eine Huldigung dar: ein Pauker mit sechs Trompetern eröffnete den lustigen Zug; dann folgte ein Wagen mit dem rosenumschlungenen Bildnis der Fürstinbraut, umgeben von den allegorischen Gestalten der „Ehrfurcht" und der „Freude": „Momus" nebst einer munteren Schar von 24 „Scherzen" umschwärmten das Gefährt. Der zweite Wagen trug einen gewaltigen Adler, auf dem Jupiter mit dem österreichischen Wappen, umgeben von andern Göttern, sich häuslich niedergelassen hatte. Eine weitere Abteilung des akademischen Festzuges stellte die vier Jahreszeiten mit ihren Kalenderzeichen und Hantierungen dar: da sah man unter anderem den Ehegott Hymen, neben dem die „eheliche Treue" und die „Fruchtbarkeit" auf dem Wagen standen; ferner in sechsspännigem Triumphwagen die Komödie mit allen possenhaften Charakterfiguren jener Zeit: Harlequins, Bauern und Bäuerinnen, den sieben Schwaben, einem Tabak schmauchenden Fuchs u. s. w.

Am Nachmittag dieses zweiten Tages wurde nochmals im Jesuitengymnasium Theater gespielt. Das Stück führte den vielverheißenden Titel: „Die würkliche Vollziehung der Heyrath von Katau und Agathe bey ihrer unvermutheten Zusammenkunft in Paris". Dann fuhr die Prinzessin durch die Stadt, um die Ehrenpforten genau zu besichtigen. Eine der großartigsten hatte die Universität vor ihrem Hause auf dem Franziskanerplatz errichtet. In der Mitte des im Rokokostil gehaltenen Aufbaus schwebte eine gewaltige französische Krone über einem wallenden Mantel, auf dem die lateinische Dedikation samt den Wappen des hohen Brautpaars angebracht war. Rechts und links von der Krone erblickte man österreichische Adler und mächtige Delphine, eine Anspielung auf den französischen Dauphin, dem die hohe Braut entgegeneilte. Die Flügel der Pforte zeigten je drei Gemälde, deren tiefer symbolischer Sinn aus der eigens gedruckten Festschrift zu entnehmen war.

Die vier äußersten von den sechs Gemälden hatten die vier Fakultäten gestiftet. Besonders sinnig war das letzte Bild zur Rechten: in einer



Die academische Ehrenpforte von 1770.
Mit Erlaubnis des Breisgauvereins Schauinsland.

Hügellandschaft sah man das Freiburger und in der Ferne das Straßburger Münster: ein geflügelter Amor, der einen Regenbogen durch

die Luft zog, trug das Bildnis der Braut vom einen zum andern Dom.

Vor diesem Aufbau, der bedenkliche Ähnlichkeit mit einem Ofenschirm besaß, standen vier Pyramiden mit schimmernden Lämpchen. Sonderbar genug muß das Rokokogebilde in der altdeutschen Umgebung des Platzes sich ausgenommen haben.

Beim Abschied von Freiburg, der in der Frühe des 6. Mais stattfand, wiederholten sich dieselben Ehrenbezeigungen wie bei der Ankunft. „Der Magistrat verdoppelte mit dem Leibe die tiefsten Verbeugungen, in dem Geiste aber überhäufte Er die höchste Braut mit unzählig heißesten Wünschen der höchsten Wolfart und des himmlischen Segens“.

Die Festlichkeiten hatten der Stadt und den Bürgern, auch der Hohen Schule viele Kosten verursacht. Aber sie hatten doch wieder einmal Leben in das Städtchen gebracht, wo sonst damals erheblicher Stumpfsinn an der Tagesordnung war. Zumal die Kunst war so gut wie verstummt. Das alte Kränzleinsingen um die obere Linde (vgl. S. 8) war längst verboten; die Passionsspiele hatte man im Jahre 1750 zum letzten Male aufgeführt; das Theaterspiel aber, das die Jesuiten in der Gymnasiumsaula gelegentlich zum besten gaben, war nicht nach jedermanns Geschmack: denn ihr Repertoire war auf Stücke „ohne Caressen“ beschränkt. Die Festlichkeiten von 1770 weckten nun in der Bürgerschaft von neuem die Freude an Theaterspiel, Musik und Pantomime, und diese Freude ist seitdem lebendig geblieben (s. u.).



Die hl. Katharina, Stukko in der „alten Universität“.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten“.

Im Josephinischen Zeitalter.

Deutsch soll sie sein,
Frei soll sie sein,
Wahr soll sie sein!
Franz Himstedt, am 3. Juni 1906.

Wir erzählten schon (s. S. 67), wie die Kaiserin Maria Theresia sich für eine gründliche Reform des gelehrten Unterrichts in ihren Landen bemühte, und wie der neue Lehrplan, den sie von bewährten und berufenen Männern hatte entwerfen lassen, zwar an andern österreichischen Universitäten zur Einführung gelangte, in Freiburg aber dem passiven Widerstand der Jesuiten zunächst erlag.

Seit Joseph II. als Mitregent seiner Mutter der Regierungsgeschäfte sich annahm, wurde mit erneutem Nachdruck darauf gedrungen, daß jetzt endlich auch in Freiburg nach dem neuen Lehrplan unterrichtet würde. Am 5. Dezember 1765 drohte ein kaiserlicher Befehl mit Sperrung der sämtlichen Einkünfte, wenn nicht binnen acht Tagen ein befriedigender Bericht an die Regierung gelange. Die juristische und medizinische Fakultät erklärten sich ohne weiteres für die Durchführung der Reform; die theologische und philosophische aber machten auch jetzt noch Ausflüchte und ließen durch den Bischof von Konstanz ihre Gegenvorstellungen befürworten. Nun war aber die Geduld der Regierung zu Ende, um so mehr, als um die gleiche Zeit der Senat unter Berufung auf die alte Steuerfreiheit der Hochschule sich weigerte, den neuerlassenen kaiserlichen Steuerverordnungen Folge zu leisten.

Durch ein Hofdekret vom 4. Februar 1767 wurde jetzt dem akademischen Senat „vermessene Widersetzlichkeit“ vorgeworfen, sowie Rektor und Senat mit einer Geldstrafe von 400 Dukaten belegt; ja fünf Wochen später wurden die Senatoren ihres Amtes entsetzt und am 3. April ein neuer Senat ernannt, der sich nun verpflichten mußte, nicht nur den allerhöchsten Befehlen, sondern auch der Regierung der Vorlande ohne Widerstand zu gehorchen. Auch mußten sämtliche Professoren ihren Diensteid erneuern.

Durch dieses gewaltsame Durchgreifen wurde endlich für die dringend nötige Erneuerung der Hochschule Bahn gebrochen. Manches altverbriefte Vorrecht ging damals allerdings verloren; aber die Universität wurde jetzt zur Landesregierung in ein richtiges, nahes Verhältnis gerückt — und das war schließlich wichtiger.

Der Rektor, früher jedes Semester neugewählt, blieb nach der neuen Ordnung ein ganzes Jahr im Amt. Er erhielt die bis zur Gegenwart von der jeweiligen Magnifizenz getragene goldene Kette mit dem Brust-

bild der Kaiserin, die durch diese Verleihung klar stellte, wie nicht aus ungnädigen Gefühlen heraus, sondern lediglich zur Hebung der Hochschule ihre Reformen durchgesetzt worden waren. Die eingreifendste Neuerung war die von der Regierung ernannte Behörde der Studiendirektoren, die allen Professoren, auch den Dekanen, an Rang vorangingen. Sie sind es, die jetzt die Fakultäten zur Sitzung berufen, die Wahl der akademischen Behörden leiten u. s. w. Sie überwachen die Befolgung des neuen Lehrplans und zeigen vorkommende Gebrechen der Regierung an. Auch haben sie sich von Zeit zu Zeit unversehens bei



Die Amtskette des Prorektors mit dem Bild der Maria Theresia.
Originalaufnahme von C. Ruf, Freiburg.

den Vorlesungen einzufinden und in Augenschein zu nehmen, ob die Lehrer gründlich vortragen und die Zuhörer fleißig frequentieren. Auch die Approbation der Zeugnisse steht ihnen zu. Sie waren, wie ein damaliger Professor sich ausdrückt, quasi Catones quipiam, qui censoria virgula sedulo notarent sive magistros sive discipulos. Man wählte sie für die theologische Fakultät unter den Prälaten der benachbarten Klöster, für die Juristen und Philosophen unter dem vorderösterreichischen Adel; der medizinische Studiendirektor war jeweils einer der medizinischen Professoren. Die vier Direktoren bildeten zusammen die Studien-Kommission, die im Jahre 1790 zum sogenannten Studienkonseß erweitert wurde, indem der Rektor, ein Mitglied aus jeder Fakultät und der jeweilige Vorstand des Gymnasiums zu den Beratungen der Direktoren hinzugezogen wurden. Alle Vorlagen an die Regierung hatten vorher den Studienkonseß zu passieren. Man sieht, mit der freien Selbstbe-

stimmung der Hochschule war es jetzt vorbei; aber nach dem trostlosen Schlendrian, der allmählich bei dieser Selbstherrlichkeit eingerissen war, bedeutete das entschiedene Eingreifen einer zielbewußten Regierung einen großen Segen.

Es würde zu weit führen, wenn hier alle einzelnen Bestimmungen der neuen Studienordnung aufgezählt werden sollten. Ich beschränke mich auf Einzelheiten, die den modernen Geist dieser Ordnung am besten kennzeichnen.

In der theologischen Fakultät hat das leidige Diktieren aufzuhören. Der Direktor soll vor allem „ein sehr wachsames Auge darauf haben, daß der den Jesuiten so beliebte, in sich aber so schädliche als verwerfliche Probabilismus weder direkt noch indirekt gelehrt werde." Gemeint ist jener laxe Grundsatz der Jesuiten, eine Handlung mit Uebertönung des eigenen Gewissens schon dann für gerechtfertigt zu halten, wenn sich für ihre Güte irgend ein wahrscheinlicher Grund oder die Au'orität irgend eines angesehenen Theologen anführen läßt.

Der Direktor der philosophischen Fakultät hat mit den philosophischen Wissenschaften vorwärts zu schreiten und sich über neue Ansichten und Entdeckungen mit den Professoren ins Benehmen zu setzen. Bei den Promotionen dürfen die spitzfindigen Fragen der früheren Zeit nicht mehr vorgelegt werden.

Das Dreinreden des Konstanzer und Basler Bischofs in Verwaltungs- und Rechtssachen der Universität wird abgeschafft: die Regierung verbittet sich einen jeglichen Vermittler.

Die medizinische Fakultät erhält eine neue Lehrkanzel für Chirurgie und Hebammenkunst.

Höchst förderlich für das Emporblühen der ganzen Universität war natürlich die Milderung und allmähliche Beseitigung des bisherigen Zensurwesens. Bis zum Jahre 1767 konnte in Freiburg kein Buch in Druck gegeben werden ohne Approbation der theologischen Fakultät; jetzt wurde eine Bücherzensur-Kommission eingesetzt, die aus Mitgliedern aller Fakultäten, nicht bloß der theologischen, bestand. Fünf Jahre später hob dann Josef II. alle Zensurbehörden in seinen Landen auf: „keine Kritiken, sie mögen treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum untersten Untertan, sind fortan zu verbieten, besonders wenn der Verfasser seinen Namen nennt und sich dadurch für die Wahrheit seiner Sache als Bürgen darstellt; denn es muß jedem Freund der Wahrheit eine Freude sein, wenn ihm solche auch auf diesem Wege zukommt."

Die größere Bewegungsfreiheit, die dadurch auf geistigem Gebiet geschaffen wurde, machte sich sehr bald aufs vorteilhafteste geltend. Die freie Forschung, die an die 200 Jahre lang geknebelt gewesen war, hob aufs neue ihr Haupt; die Menschen bekamen wieder den Mut der eigenen

Meinung und wagten sie zu äußern. Historisch-kritische Zeitschriften, wie die von Klüpfel (s. u.) herausgegebene Bibliotheca ecclesiastica oder der von dem Juristen Ruef (s. u.) gegründete „Freimütige" getrauten sich hervor. Zumal das letztere Organ war durch Namen wie Inhalt bezeichnend für die Josephinische Epoche: es bekannte sich zu dem Programm „verkannte Wahrheiten zu verbreiten, schädliche Vorurteile, abergläubische Torheiten und Mißbräuche zu bestreiten; Menschenliebe und Duldung allgemeiner zu machen, überhaupt zur Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens beizutragen". Die vier Bändchen dieser Zeitschrift, die zwischen 1782 und 87 erschienen, erfreuten sich auch des allerhöchsten Beifalls, und ihren Herausgebern wurde die kaiserliche Zufriedenheit in huldreichen Worten zu erkennen gegeben. Als Fortsetzung des Freimütigen gingen dann von 1788—93 die Freiburger Beiträge zur Beförderung des ältesten Christentums und der neuesten Philosophie hinaus, sowie ein „Repertorium der Literatur des katholischen Deutschlands für Freunde der Aufklärung". Wie klang das alles so eigen lichtfroh und freudig nach den dunklen Zeiten jesuitischer Bedrängnis! Noch im Jahre 1751 war zu Endingen am Kaiserstuhl eine Hexe dem Feuertod ausgesetzt worden mit ausdrücklicher Approbation der theologischen Fakultät zu Freiburg: und 30 Jahre später wirkten Mitglieder derselben Fakultät an diesen fortschrittlichen, von echter Humanität getragenen Blättern mit. „Nach den jetzigen Zeitläuften, so urteilte ein sehr berufener Göttinger Kritiker, ist der Freimütige allein eine Universität wert."

Aber bald zog sich gegen die Albertina ein neues Gewitter zusammen. Mit dem Tode Josephs II. (1790) hatte der Wind bei Hofe umgeschlagen. Ein erneuter Versuch wurde gemacht, die theologische Fakultät, die unter ihren neuen Lehrern einen so erfreulichen Aufschwung genommen hatte, wieder ganz unter kirchliche Aufsicht zu stellen. Schon im Jahre 1792 waren alle bisherigen ordentlichen Lehrer des Gymnasiums entlassen und durch ungeprüfte Mitglieder des Benediktinerordens ersetzt worden; und bald darauf wurde der Hochschule hinterbracht, daß die Prälaten des Breisgaus und zahlreiche vorderösterreichische Adlige darauf hinarbeiteten, die theologische Fakultät nach Konstanz und unter die Augen des dortigen Bischofs zu verlegen, dann aber auch die philosophischen Lehrkanzeln den Benediktinern in die Hände zu spielen, damit diese das Erbe der Jesuiten anträten. Gegen diesen reaktionären Plan verwahrten sich nun die Professoren mit erfreulicher Einmütigkeit in einer Eingabe vom 4. Juli 1793: sie könnten sich nicht überreden, daß eine den Mönchen anvertraute Erziehung der Weltpriester, unter Leitung eines ausländischen Bischofs, für die inländische österreichische Geistlichkeit zweckmäßig sein werde. Die Benediktiner suchten auch die Humaniora an sich zu bringen. Wird aber eine solche Erziehung nicht zu einseitig

sein? Wird nicht das Interesse des Staates darüber vergessen werden? Werden einzelne Glieder hinlängliche Freiheit haben, ohne welche nichts oder wenig Gedeihliches bei den Wissenschaften zu erwarten ist? Neuerungssucht werde ihnen vorgeworfen, aber von Leuten, welche vielleicht alle Fortschritte in den Wissenschaften für Neuerung und alle Verbesserungen, durch welche man das wahre Christentum vom Mönchswesen abzusondern und von den Schlacken des Mittelalters zu reinigen trachtet, für schädlich ansehen.



Erzherzog Karl.
Gemälde in der Aula der Universität.
Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Dieser einmütige, entschiedene Protest, der ganz das Gepräge der Josephinischen Periode an sich trägt, tat seinen Dienst: aus dem Vorhaben der Prälaten wurde für diesmal nichts.

Noch in demselben Jahre legte die hie und da als neuerungssüchtig verschrieene Hochschule die Probe ab, daß sie in Wahrheit von patriotischem Geiste erfüllt sei: obgleich durch den Pariser Nationalkonvent ihrer elsässischen Besitzungen beraubt und dadurch in ihren Einkünften auf ein Minimum beschränkt, beschloß sie doch einstimmig, ihren Silberschatz einschmelzen zu lassen und dem bedrängten Vaterland freiwillig als Gabe darzubringen. Gerührt bestimmte daraufhin Leopold II: die Universität Freiburg dürfe nicht verstümmelt werden. Und dabei blieb es.

Die österreichische Zeit schloß für Stadt und Hochschule mit einem denkwürdigen Ereignis. Erzherzog Karl, der spätere Sieger von Aspern und Eßling, hatte im Jahre 1796 das von den Franzosen besetzte Frei-

burg mit seinen sieggewohnten Truppen wiedergewonnen. Als er am 18. Oktober nach erfolgreicher Verfolgung der abziehenden Franzosen seinen Einzug hielt, war der Enthusiasmus unbeschreiblich. Alles jubelte dem Retter entgegen, die Landstände und der Stadtrat, der Klerus und die Hochschule wetteiferten ihm zu huldigen und veranstalteten Feste ihm zu Ehren. Die Albertina bat den Fürsten, das beständige Rektorat über die Universität zu übernehmen, und da diese Bitte „sichtbar nicht aus Schmeichelei oder selbstsüchtigen Zwecken, sondern einzig aus Dankgefühl und aus dem reinen Wunsche geschehen, in ihm ihren Schutzgeist verehren zu können", so willigte der Erzherzog ein.

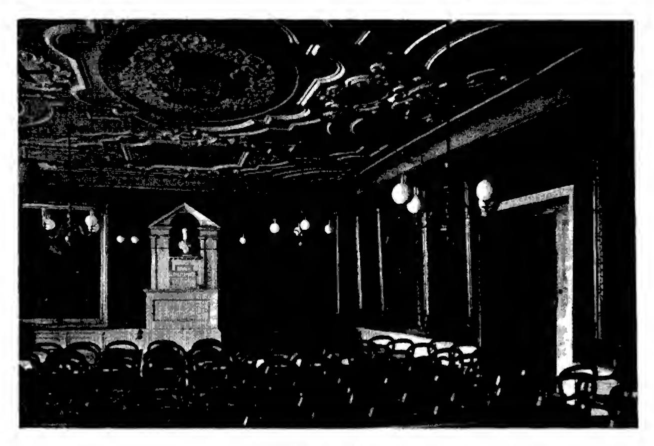
Dieser Überschwall patriotischer Gefühle wiederholte sich in womöglich noch stärkerem Maße, als Erzherzog Karl im Jahre darauf Kehl erobert hatte und nun unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute der Glocken zum zweitenmal der Stadt Freiburg seinen Besuch abstattete: die Bürger spannten in der Begeisterung die Postpferde aus und zogen unter stürmischem Jubel den gefeierten Feldherrn in ihre Mauern.

Das war der letzte große Moment, den das österreichische Freiburg erleben durfte. Es folgten Jahre des Krieges und der finanziellen Bedrängnis, Jahre des ununterbrochenen, unleidlichsten Wechsels. War die Stadt durch den Frieden von Campo Formio im Jahre 1797 dem Herzog von Modena zugesprochen worden, so fiel sie im Jahre 1803 nochmals an Österreich, um zwei Jahre später dem Hause Habsburg endgiltig verloren zu gehen. Solche Zeiten waren den Studien nicht günstig; der Regierungspräsident von Greiffenegg, ein eigensinniger Despot, erzog alle Beamten zu „Kratzfüßlern" und hatte natürlich auch für das ungebundene Leben an der Hochschule keinerlei Verständnis. Als seine zopfigen Soldaten von den Musensöhnen einmal angeulkt wurden, drohte er sofort mit Sperrung der Universität. Wozu auch so viele Lehrkanzeln? Je ein Dozent für römisches Recht, katholischen Katechismus, Logik und Pathologie müsse streng genommen genügen.

So sorgte die österreichische Regierung selbst dafür, daß die Freiburger nicht untröstlich waren, als der Preßburger Frieden im Jahre 1805 ihre Stadt dem Kurfürsten Karl Friedrich von Baden zu eigen gab. Erzherzog Karl, der noch das Jahr vorher in den Sitzungssaal der Universität sein Bildnis gestiftet hatte, (Abb. S. 83) sah sich nun veranlaßt, seine Rektoratswürde niederzulegen, „um der Universität zu einer ihrer dermaligen Lage angemessenen Wahl eines neuen Vorstehers freie Hand zu lassen."

In erfreulichem Gegensatz zu der trostlosen Unfruchtbarkeit an bedeutenden Männern und zu der Grabesstille, die in der Jesuitenzeit im wissenschaftlichen Leben Freiburgs geherrscht hatte, wirkten im Josephini-

schen Zeitalter, wie schon angedeutet, verschiedene Gelehrte von gewichtigem Namen an der Albertina. Unter den Theologen ist da besonders Engelbert Klüpfel zu erwähnen, der aus der Nähe von Würzburg stammte, seine Bildung den Jesuiten und Augustinern verdankte und i. J. 1767 als Dogmatiker hierher berufen wurde, wo er dies Fach beinahe 40 Jahre lang ruhmvoll vertreten hat. Es war oben schon (S. 82) von seiner Zeitschrift Nova bibliotheca ecclesiastica Friburgensis die Rede, die er im Jahre 1775 begründete, und die auch im protestantischen Lager viele Leser zählte. Im Auftrag der Regierung schrieb er dann im Jahre 1789 sein zweibändiges Handbuch der Dog-



Blick in die Aula.
Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

matik, das für diese Disziplin mehrere Dezennien hindurch an den österreichischen Hochschulen als Lehrbuch gedient hat. Als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtete er die Biographie seines engeren Landsmannes, des großen Humanisten Konrad Celtes, die erst nach seinem Tode auf Universitätskosten gedruckt worden ist. Seinen Vorträgen rühmten seine besten Schüler seltene Klarheit und wunderbare Fülle des lateinischen Ausdrucks nach. Trotz seiner Vorbildung auf Ordensschulen war Klüpfel ein entschieden freisinniger, modern denkender Gelehrter. An Anfeindungen deswegen hat es ihm nicht gefehlt; im Jahre 1775 rief ihm ein bigotter Beamter vom Balkon seines Hauses herab die eifrigen Worte nach: „Da geht er, der Luther von Freiburg!“

Ein Mann von entschieden freier Richtung war auch der Moraltheologe Ferdinand Geminian Wanker, der von 1783—1824 den Lehr-

stuhl für Homiletik und Katechetik zierte, ein geborener Freiburger; seine beste Kraft setzte er für allgemeine Volksbildung, für Aufklärung und Neubelebung der herabgekommenen theologischen Wissenschaft ein. Im Auftrag der Regierung verfaßte er im Jahre 1794 eine christliche Sittenlehre, die dann an sämtlichen Hochschulen Österreichs als offizielles Lehrbuch eingeführt wurde. Er sucht in dem Buch die positiv christlichen Morallehren jeweils vor der Vernunft zu rechtfertigen; umgekehrt erfährt die Vernunftmoral in jedem Stück von seiten der Offenbarungsmoral die ihr notwendige Ergänzung. Das in anziehend populärer Form und Sprache gehaltene Lehrbuch übte längere Zeit erheblichen Einfluß auf die Geistesrichtung der heranwachsenden Kleriker aus. Aber zum Sieg gelangte Wankers versöhnliche, der Aufklärung holde, nach wissenschaftlicher Weiterentwicklung verlangende Auffassung leider nicht. Immerhin kam er ernsthaft in Frage, als es galt, der neugeschaffenen Erzdiözese Freiburg ihren ersten Erzbischof zu setzen: Wanker wäre es zweifellos geworden, wenn ihn nicht gerade jetzt der Tod abgerufen hätte. Wie viel er vielen in seiner milden, herzlichen Weise war, davon zeugt u. a. das stattliche Denkmal, das seine Schüler und Freunde über seinem Grab errichtet haben.



Leonhard Hug.
Nach einer Lithographie in der Städtischen Sammlung.

Ein Schüler Klüpfels war Johann Leonhard Hug, aus Konstanz gebürtig. Von 1783—1846, also über ein halbes Jahrhundert lang lehrte er an hiesiger Hochschule die biblischen Wissenschaften, ebenso gründlich, wie im Vortrag lebendig. Seine Hauptstärke war die Kritik, womit er scharfsinnig seine Gegner vor den Augen der Studenten zerzauste. Neben seinem obligaten Fach interpretierte er auch griechische und römische Klassiker, auch hier hauptsächlich kritisierend. So war er der richtige Antipode zu seinem Kollegen, dem Ästhetiker Jacobi, und die Studenten empfanden es mit Dank und Freude, wie die beiden Männer sich ergänzten: „bei Hug vor allem Prüfung des Textes dem Wort und der Sache nach, keine Stunde ohne ernste oder witzige Ausfälle auf Abschreiber, Herausgeber und Erklärer, stets lebhaft anregender Widerstreit; bei Jacobi störungsloser Genuß des Erhabenen und Schönen, Wanderung an des Lehrers Hand durch einen Blumengarten, wo ohne diese Leitung manches, was uns entzückte und begeisterte, vielleicht nicht aufgefunden worden wäre.“

Von Jacobi soll gleich die Rede sein. Vorher noch ein Wort über die damaligen Juristen und Mediziner. Unter den ersteren war vor allem **Joseph von Riegger** ein höchst respektabler, tüchtiger Mann. Er stammte aus einer altfreiburgischen Familie, war aber zu Innsbruck im Jahre 1742 geboren und in Wien erzogen worden. Seit dem Jahre 1765 dozierte er an der Freiburger Hochschule Kaiserliche Institutionen und peinliches Recht und war zugleich Vorstand des akademischen Gymnasiums. Vor allem aber war er die Seele aller Verbesserungen der 70er und 80er Jahre. Wir hörten schon (S. 68 f.), daß die Aufhebung des Jesuitenordens in sein Rektoratsjahr fiel: die Bemühungen, welche damals die Hochschule machte, um aus dem Nachlaß der Jesuiten sich ihre ursprünglichen Besitztitel zu wahren, sind in erster Linie Rieggers Werk gewesen. Aber seine Unermüdlichkeit erweckte ihm bei beschränkten Kollegen so viel Mißgunst, daß er sich im Jahre 1778 nach Prag versetzen ließ. Von dort wandte sich nach seinem Tode im Jahre 1802 seine in Dürftigkeit zurückgelassene Witwe an den Freiburger Senat mit der Bitte um „milde Aushilfe“, mußte aber wegen „diesseitiger Unvermögenheit“ auf bessere Zeiten vertröstet werden.



Joseph Anton Riegger.
Nach J. A. Riegger, Imagines.

Der andere bedeutende Jurist jener Epoche war **Johann Caspar Ruef**. Er wirkte seit 1776 am akademischen Gymnasium und an der Bibliothek, machte dann als Begründer des „Freimütigen“ und der „Freiburger Beiträge“ viel von sich reden (vgl. o. S. 82). Im Jahre 1792, als die Benediktiner in die Lehrstellen am Gymnasium einrückten, verlor er seine Professur; im Jahre darauf wurde ihm die weitere Herausgabe der „Beiträge“ und ähnlicher Werke „bei schärfster Bestrafung“ untersagt. Ruef sah sich jetzt ganz auf seine Tätigkeit als Bibliothekar beschränkt und leistete nun bei der ersten Bewältigung und Ordnung der aus den vielen damals aufgehobenen Klöstern zuströmenden Büchermassen vortreffliche Dienste. Schließlich, als er schon die fünfzig überschritten hatte, sattelte er nochmals um und las von 1797—1820 römisches Zivilrecht.

Am wenigsten ist auch in dieser Epoche vom medizinischen Studium

und seinen Vertretern zu berichten. Diese Wissenschaft wollte auch jetzt noch keinen rechten Aufschwung nehmen. Besonders kümmerlich war es um die Anatomie bestellt. Am 18. Dezember 1734 hatte zwar ein Dr. Blau einen Kadaver gekauft; als er aber um die Erlaubnis einkam, ihn zu sezieren, wurde ihm diese nur ungern erteilt; auch wurde ihm die Auflage gemacht, daß er die Anatomie daran bis auf den Vorabend vor Dreikönig absolviert haben müsse.

Endlich nahmen sich die breisgauischen Landstände des verwahrlosten Faches an. Zu dem ausdrücklichen Zweck, um an der Hochschule, diesem „Palladium des Landesglücks", neue Professuren begründen zu können, erhoben sie seit 1716 von jeder in den Vorlanden auszuschenkenden Maß Wein noch einen sechsten Heller Umgeld, was jährlich einen Ertrag von 6000 fl. abwarf. Mit diesem sexto obolo wurde im Jahre 1749 die Professur der Anatomie, die 100 Jahre lang unbesetzt geblieben war, neu dotiert. Dr. Franz Ferdinand Mayer, der schon seit einer Reihe von Jahren anatomische Privatkollegien in seiner Wohnung (!) gehalten, sie aber nicht am schwarzen Brett (ad valvas academicas) hatte ankündigen dürfen, wurde jetzt zum Extraordinarius für Anatomie ernannt. Gleichzeitig wurde bestimmt, daß „alle in den österreichischen Vorlanden justifizierte Körper ad anatomiam gratis eingeliefert, in Abgang derer aber die Leiber von den Soldaten, welche von keiner ansteckenden Krankheit verstorben, zu dem Ende hergegeben werden sollten."

Schwierigkeiten bereitete auch die Wahl des Lokals. Als genannter Dr. Mayer im Dezember 1749 die Leiche eines zu Au enthaupteten Hexenweibchens zur Stelle brachte und im Hörsaal der Logik in der alten Sapienz niederlegte, wurde ihm zuerst zugemutet, den Kadaver vor den Feiertagen noch wo anders unterzubringen, dann aber vom Senat vorgeschrieben, weil an dem besagten Ort Fenster und Läden fehlten und das Zusehen der Jugend „insonderheit ratione sexus" gefährlich werden könne, zu seinen Demonstrationen „keinen andern als Medicos et Chirurgos zuzulassen, beide Türen zu verschließen, und zwar die innere mit dem Riegel, die Fenster aber mit Tüchern zu verhängen, damit sich nichts Anstößiges ergebe".

Als die Landstände darauf drangen, daß für den von ihnen besoldeten Anatomen endlich auch ein Arbeitsraum bereitgestellt würde, wollte der Senat in dem genannten Logiksaal zwar die Traditio siccorum, die Vorweisung der trockenen Präparate, nicht aber die Anatomia humida, die Leichenzergliederung, gestatten. Und dabei blieb es bis zum Abgang der Jesuiten im Jahre 1773, wo dann endlich in der alten Sapienz ein notdürftiger Sezierraum mit schlechtem Licht und ohne Leichenkeller hergerichtet wurde.

Zunächst blieb auch den eifrigen Landständen nichts übrig, als wenigstens die Anschaffung von anatomischen Präparaten zu ermöglichen.

Seit 1759 stellten sie dafür jährlich 100 Reichstaler zur Verfügung. Der eigentliche Schöpfer der mit diesem Geld geschaffenen anatomischen Sammlung war „der Lehrer der Zergliederungskunst“ Joseph Anton Rodecker, der Oheim des Geschichtsschreibers Karl von Rotteck (s. u). Er war ein außerordentlich rühriger Mann, aber auch er mußte mit seinen Forderungen sehr bescheiden sein. Als ihm ein Skelett von wunderbarer Schönheit, „desgleichen kaum eines mehr in der Welt sein wird“, für zwölf Louisdors zum Kauf angeboten wurde, mußte er, da sein Aversum nicht genügte, die Universität um Erwerbung desselben angehen: diese aber beschloß zunächst: „Er möge sich gedulden“; und erst ein halbes Jahr später wurde der unvergleichliche Knochenmann wirklich angekauft.

Unter den von Rodecker angeschafften Präparaten waren einige recht merkwürdige Stücke, u. a. „das Skelett eines vier Wochen alten Kindes auf einem Felsen von Harnsteinen, das seine injizierten Eingeweide an einem Haar in der Hand hält und vor dem zwei eingespritzte Frösche Schildwache stehen“.

So unendlich bescheiden stand es noch vor 100 Jahren mit einer Fakultät, die heute eine der ersten ihrer Art in Deutschland ist und sich des Besitzes zahlreicher hervorragend ausgestatteter Lehrinstitute rühmen darf.

Weitaus die liebenswürdigste Persönlichkeit, die während der Josephinischen Periode an der Freiburger Hochschule lehrte, war der schon genannte **Johann Georg Jacobi**. Seine Wiege stand weit von Freiburg, in Düsseldorf, wo er als älterer Bruder des bekannten Glaubensphilosophen Friedrich Heinrich Jacobi im Jahre 1740 das Licht der Welt erblickte. Anfangs studierte er Theologie — und in seinen Gedichten predigte er später nur zu gern. Dann ging er, vom Aufklärungstaumel erfaßt und für das Pfarramt verdorben, zur Rechtswissenschaft über, die ihm aber bald noch gründlicher verleidete. Endlich erwirkte er von seinem guten Vater die Erlaubnis, ganz den schönen Wissenschaften zu leben. Die neueren außerdeutschen Literaturen zogen ihn besonders an: seine Erstlingsschrift, in lateinischer Sprache, galt dem Tasso. Früh versuchte er sich auch selbst im Dichten. Im Jahre 1766 wurde er in Halle als Professor für Philosophie und schöne Wissenschaften angestellt: seine dichterischen Versuche erregten jetzt Aufsehen. Gleim, der Dichter der preußischen Grenadierlieder, gewann ihn nach einem Zusammentreffen in Lauchstädt so lieb, daß er ihm zu Halberstadt, an dessen reichem Domstift er selbst Sekretär war, die Sinekure eines Kanonikus verschaffte. Nun hatte Jacobi volle Muße, sich der Dichtkunst zu widmen, und überschwemmte den Markt mit seinen erotischen Tändeleien ohne Kraft und ohne jeglichen sittlichen Halt. Wieland allerdings, der jetzt mit ihm in persönlichen Verkehr trat, rühmte seine Feinheit und Zierlichkeit, und die Damenwelt fand an seinen girrenden Liedlein ein Wohlgefallen, das uns

heute unbegreiflich vorkommt. Aber auch damals fehlte es nicht an strengeren Beurteilern. Klopstock machte aus seiner Geringschätzung kein Hehl; und Herder tadelte mit großem Ernst Jacobis erotische Spielereien, die eine entsittlichende Wirkung ausüben müßten. Dieser sehr begründete Vorwurf öffnete unserem Jacobi die Augen: er gab seinem lockeren Amor für immer den Laufpaß. Was er seit 1770 dichtete und schrieb, war voll rührender Unschuld und oft geradezu langweilig in seiner sentimentalen Tugendhaftigkeit. Seine Bilder des Kleinlebens, worin er Yoricks sentimental journey des Lawrence Sterne nachzuahmen versuchte, entbehren völlig des kräftigen Humors, der bei Sterne die Sentimentalität immer wieder durchbricht und genießbar macht. So mußte Jacobi über diese Kinder seiner geläuterten Muse viel Tadel und bitterbösen Spott erfahren, und zu dem literarischen Ärger kam anfangs der 70er Jahre noch Unglück in der Liebe. Aber alle diese Heimsuchungen wirkten auf Jacobis grundgutes, echtes Wesen nur läuternd, nicht verbitternd. Im Jahre 1774 wurde er mit Goethe bekannt, und dieser „Feuergeist mit Adlerflügeln" brachte ihn vollends zur Erkenntnis seiner eigenen bescheideneren Gaben. Er begann jetzt eine Zeitschrift für Damen herauszugeben, die den schönen Namen Iris führte, und es ist ja wohl bekannt, daß auch Goethe für diesen Damenalmanach schöne Beiträge lieferte. Einige der herrlichsten Lieder Goethes sind zuerst in der Iris erschienen, und wir besitzen noch den Brief, womit er sie einsandte. Gleichgiltig gegen den Ruhm des Augenblicks, wie er war, bat Goethe, seine Lieder unter verschiedenen Buchstaben einzurücken, damit die Herren und Damen etwas zu raten hätten. Die Folge dieser Sorglosigkeit war, daß über die Urheberschaft der Lieder in späterer Zeit unter den Mitarbeitern selbst Unklarheit herrschen konnte. Das schöne Lied:



Johann Georg Jacobi.
Nach dem Stahlstich in seinen gesammelten Werken.

Wie Feld und Au
So blinkend im Tau,

gilt heute allgemein für eine Dichtung Goethes. Aber auch Jacobi hat es unter seine Werke aufgenommen, im festen Glauben, daß er der Dichter desselben sei. Es wird wohl nie gelingen, diese Frage endgiltig zu entscheiden.

Einen neuen Anlauf nahm Jacobis Dichtung, als er sich Ende der siebziger Jahre mit seiner Cousine Karoline Jacobi in Celle verlobte. Aus seinen Liedern an Karoline, die er Chloë taufte, klingt ein so starkes, echtes Empfinden in so schlichter, wahrer Sprache, daß man hie und da wirklich an Goethe sich erinnert fühlt. Jacobis Lieder waren wie geschaffen, um komponiert zu werden, und eines derselben, das Hochzeitslied, soll noch jetzt in Norddeutschland von den Kindern gern gesungen werden. Als es entstand, fand es bei den Biedermännern jener Tage trotz seiner Harmlosigkeit allgemeinen Anklang:

Willst du frei und lustig gehn
Durch das Weltgetümmel,
Mußt Du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unterm Himmel;
Jedes hüpft und singt und heckt
Ohne Gram und Sorgen,
Schläft, vom grünen Zweig bedeckt,
Sicher bis zum Morgen. . .
Wie die Vöglein haben wir
Unsern Vater droben:
Laß ein treues Weib mit Dir
Lieben ihn und loben.

Jacobis Vermögensverhältnisse erlaubten es ihm nicht, seine Chloë heimzuführen: die Verlobung ging im Jahre 1778 zurück. Erst sechs Jahre später erhielt er eine Stellung, die ihm das Heiraten gestattet hätte, — in Freiburg. Joseph II. war es, der ihn berief und zum Professor der schönen Wissenschaften und Philologie an der Albertina ernannte. Nie hatte bisher ein Protestant eine Lehrkanzel zu Freiburg innegehabt, nie ein Sohn des deutschen Nordens. Aber gerade mit solchen Vorurteilen wollte der Kaiser aufräumen: und so mutete er der Freiburger Hochschule, die eben erst von den Jesuiten geräumt worden war, den aufgeklärten Protestanten und norddeutschen Poeten Jacobi als Professor zu. Jacobi verstand es, sich in kurzer Frist seiner katholischen Umgebung unendlich wert zu machen. Wie er die Studenten für die alten Klassiker begeisterte, hörten wir schon (o. S. 86). Der Welthistoriker Rotteck, der ihm später die Gedächtnisrede hielt, bekennt, ihm „das Erwachen manchen schönen Gefühls, die Entfaltung edlerer Geistesblüten, manchen guten Entschluß und im Gebiet der Erkenntnis wie der Empfindung viele der kostbarsten Genüsse seines Lebens zu verdanken". Mit kindlicher Verehrung und Liebe schauten alle Schüler zu dem Manne auf, „dessen innerstes Wesen Liebe war: nicht nur, was ihm näher angehörte, seine Gattin, seinen Sohn, seine Freunde, — auch seine Mitbürger, sein Vaterland, alle Guten, die ganze Menschheit, ja die gesamte Natur und alle ihre Gebilde, von dem herrlichen Tagesgestirn bis zur Blume des Feldes, liebte er

warm, herzlich, innig. Darnach auch das Leben, in welchem und durch welches er dies alles besaß und erkannte". Seine Kenntnisse waren umfangreich; „nicht nur Poesie und Kunst und die Schätze der klassischen Literatur, auch die ernsteren Disziplinen der Philosophie und Geschichte waren Gegenstand seines treuen und eifrigen Studiums. Nur die ganz trockenen, zumal positiven Fächer und die gar nichts der Phantasie darbieten, waren ihm zuwider; wie er denn mehrmals mit vergnügtem Lächeln erzählte, daß er als Jüngling, da man ihn zum kanonischen Recht hatte nötigen wollen, sein prächtiges corpus iuris in einer Anwandlung von Ekel zum Fenster hinaus auf die Straße geworfen". Bloße Mitteilung von Kenntnissen war nie seine Sache; ihm kam es bei allem Unterricht auf Veredelung der ihm anvertrauten jungen Menschenseelen an. Mit rührender Treue übte er das ihm köstliche Lehramt bis ans Lebensende. Als zunehmende Kränklichkeit ihm nicht mehr erlaubte, in den Hörsälen zu lesen, drängten sich die Zuhörer in ein Zimmer seiner Wohnung zusammen. Hier nahm der 73jährige vom Leben und Lehren Abschied mit den Worten: „Bleiben Sie den schönen Wissenschaften treu, ohne sich durch das Geschwätz des gelehrten und ungelehrten Pöbels abschrecken zu lassen. Studieren Sie die Alten als die Quelle alles Schönen und die Natur, die man nie ungestraft verläßt, und unter den Schriftstellern diejenigen, welche der Natur am sorgfältigsten folgen."

Jacobi besaß überall, wo er lebte, viele und warme Freunde. Auch in Freiburg fehlte es ihm daran nicht. Zu diesem Kreis literarisch interessierter und z. T. auch tätiger Männer, in dem er hier am liebsten verkehrte, zählte vor allem Georg Schlosser, der Amtmann im nahen Emmendingen, ein Enthusiast wie Jacobi, nur praktischer, nüchterner als dieser. Geistig ihm noch näher verwandt war Gottlieb Konrad Pfeffel, der Elsässer Dichter, der von Colmar fleißig herüberkam und noch von seinem letzten Lager aus an Jacobi einen Gruß sandte. Erheblich jünger als Jacobi war sein warmer Verehrer Joseph Albert von Ittner, der als Kanzler des Malteserordens im nahen Heitersheim residierte. Er legte dort einen großen Park an; ein romantisches Plätzchen dieses Parkes aber taufte er dem Dichter zu Ehren the Poets corner. Dort verkehrte Jacobi oft in vollstem Behagen. Auch in Freiburg selbst stand er vielen menschlich nahe und widmete ihnen bei frohen und traurigen Anlässen warm empfundene Gelegenheitsgedichte. Mit Pfeffel und Schlosser und andern Gesinnungsgenossen unterhielt er eine Zirkularkorrespondenz, wobei jeder Empfänger des Briefes seine Zusätze machte und dann den Brief weiter wandern ließ. Auf diese Art wußten sich die Freunde ohne große Kosten etwas wie ein Korrespondenzblatt zu schaffen.

Was Jacobis schriftstellerische Tätigkeit zu Freiburg anbelangt, so zeigt sie seine Eigenart in reiffster Abklärung. Auch jetzt ist seine

Phantasie nicht gerade von ungewöhnlichem Schwung, auch jetzt die Gedanken oft herzlich unbedeutend und die wasserklaren Verse, in denen er sie mit breitem Behagen ausströmen ließ, wirken auf den modernen Leser leicht ermüdend. Und doch besitzt seine Poesie einen eigentümlichen Vorzug in ihrer sonnigen Harmlosigkeit, in ihrer sicheren Lebensfreude und erwärmenden Freundlichkeit. Jacobi war ein unverbesserlicher Optimist, ein wahres Sonntagskind; was anderen öde und düster erschien, das schaute er mit seinen Kinderaugen liebewarm an — und siehe, es war verklärt, voll Anmut und Würde.



Frau Ursula Jacobi, geb. Müller.
Gemälde auf dem Universitätssecretariat.

„Keiner seiner Gesänge, sagt Rotteck, keiner seiner prosaischen Aufsätze, der nicht eine schöne Empfindung, eine erhebende Ansicht, eine zum Guten führende Betrachtung enthielte und erweckte; und sowie es unmöglich war, seines persönlichen Umganges zu genießen, ohne besser zu werden, also liegt in seinen Schriften ein freundlicher Zauber, der uns froher und tugendhafter macht.“

Die Schönheit des süddeutschen Lebens, der süddeutschen Landschaft packte sein empfängliches Gemüt mit großer Stärke. Der aus dem Norden doch erst im reifen Mannesalter Zugewanderte gehörte bald mit allen Fasern seines Herzens der neuen Heimat an. Zu ihrem Preis ist wiederholt seine Laute erklungen, und wir haben umso mehr Grund, diese seine lokal-poetischen Ergüsse zu beachten, als Freiburg sonst nicht gerade den Vorzug genießt, von großen Dichtern in klassischen Liedern gefeiert worden zu sein. Kein Schiller und kein Goethe, ja nicht einmal ein Scheffel oder Geibel hat Freiburgs Schönheit besungen. Im Kommersbuch des deutschen Studenten findet sich außer dem Freiburger Bummellied, von dem später zu sprechen sein wird, nur ein einziger Sang, der am Sitz der Albertina spielt, und der gereicht ihr nicht zu sonderlicher Zierde. Ich meine die alte, apokryphe Weise, die da anhebt:

Zu Freiburg lebt und tat viel Buß
Der Pfarrer Karl Pistorius.

Jacobi hatte freilich auch allen Grund, der neuen Heimat hold zu

sein; brachte sie ihm doch die endliche Erfüllung so manchen Jugendwunsches. Auch das Glück einer eigenen, erwärmenden Häuslichkeit, für die sein ganzes Wesen angelegt war, fand der angehende Fünfziger endlich zu Freiburg. Im Jahre 1791 heiratete er ein schlichtes, armes Landmädchen von St. Peter, Ursula Müller. Sie schenkte ihm zu seiner unendlichen Freude sogar noch einen Sohn, der nun der Abgott seiner Seele war. Die ganze Glückseligkeit seines Hausstandes schildert sein Schwarzwaldlied:

Dem Schwarzwald bin und bleib ich gut.
Einst kam von ihm herunter
Mit einem weißen Wälderhut
Ein Mädchen frisch und munter,
Rotwangig, kunstlos, sonder Arg,
Das nichts als Lieb im Herzen barg.

Wohl war es eines Blickes wert;
Ich fragte: „Willst du weilen
In unserm Tal, an unserm Herd?
Sollst alles mit mir teilen.“
Wir wußten nicht, wie uns geschah,
Das Wäldermädchen sagte: Ja!

In kurzem war es meine Braut —
Mein Weibchen drauf, und brachte,
Als wir sein Nestchen ihm gebaut,
Ein Knäblein mir, das lachte
Mich freundlich an auf ihrem Schoß
Und sprang umher und wurde groß.

Mein alles ist seit jener Zeit
Das Weibchen und der Knabe;
Nichts mangelt mir, denn mich erfreut
Das Kleinste, was ich habe:
Ein Sonnenblick in mein Gemach —
Vielleicht ein Sperling auf dem Dach.

Tagtäglich freute sich Jacobi von seiner Wohnung in der Herrenstraße aus des Münsters, und der Schönheit des Münsterturms hat er wiederholt poetischen Ausdruck verliehen:

Schön ist mein Turm, sobald der Flor
Der Morgendämmrung schwindet,
Und er die Sonne, die empor
Sich hebt, zuerst verkündet.

Schön ist er, wenn im Mittags-
glanz
Er zum Geläute strahlet,
Und schön, wenn ihn der Abend
ganz
Mit Purpur übermalet.

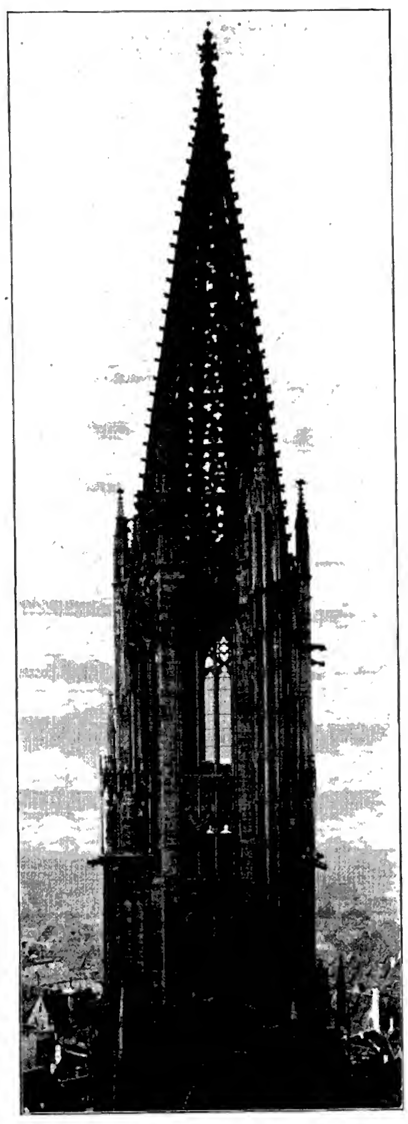
Auch wenn Gewitternacht uns
droht,
Steht ohne Furcht und Grauen
Er da und ist, vom Blitze rot,
Noch herrlich anzuschauen.

Sogar, wenn Schneegewölke
zieh'n
In kalten Wintertagen,
Sieht man vom Reif versilbert
ihn
Mit innigem Behagen.

Zwar sehn's vielleicht nicht
alle so;
Nicht jedem ists beschieden,
Ein Herz zu haben frei und
froh
Und mit sich selbst in Frieden.
u. s. w. u. s. w.

Mehr Glück als durch seine Verse dürfte der liebenswürdige Poet bei modernen Lesern durch seine Prosa machen. Wie versteht er so anschaulich, so urbehaglich zu plaudern! Die Schilderung seiner Wohnung in der jetzigen Herrenstraße Nr. 43 versetzt uns so lebendig in das Freiburg vor 100 Jahren und ist zugleich so echt im Lokalton, daß sie hier nicht fehlen darf.

„In Absicht der Lage meines Hauses, so schreibt er seinen Schwestern im August 1808,



Der Münsterturm von Osten.

bedarf es keiner Poesie; denn wirklich befindet es sich in einer der freundlichsten Gegenden unserer durchaus lustigen Stadt, und der durch alle hiesige Straßen geleitete Bach fließt in der meinigen vorzüglich rasch und hell. Nicht weit von mir habe ich einen, wegen des nahen Stadttors immer belebten Platz, Oberlinden genannt, von einer schönen hohen



Die Münsterbauhütte und das Münster.
Schräg gegenüber lag Jacobis Wohnung.

Linde, welche seit mehr als sechzig Jahren daselbst grünt und einen neben ihr rauschenden Brunnen in Schutz nimmt. Sie wurde einer abgelebten, ehrwürdigen Linde zur Nachfolgerin gegeben, die bereits im 16. Jahrhundert als Vereinigungspunkt für die um sie her wohnenden Bürger Zeuge von ihren frohen Unterhaltungen, ihren ernsten Beratschlagungen und öffentlichen Spielen gewesen war . . .“

„Das Haus, das ich bewohne, gehört zu dieser Bürgerschaft, ob-

wohl meine Gasse wegen des in ihr befindlichen Münsterpfarrhofes die Pfaffengasse heißt; ein Name, welchen sie zu der Zeit erhielt, als Pfaffe noch ein Ehrentitel und die Wörter pfäffisch und Pfafferei, wo nicht unbekannt, doch wenigstens solche waren, die man sich nur ins Ohr sagte."

„Die Nähe des Pfarrhofs möchte ich um vieles nicht missen, weil mit ihr die Nähe unseres Münsters verbunden ist. Täglich habe ich die Freude, den oberen Teil des herrlichen Turms mit seiner schönen, achteckigten Pyramide vor mir zu sehen. Die Pyramide ist ganz durchbrochen, welches dem Turm, ohne seinem majestätischen Aussehen zu schaden, das Traurige, Schwerfällige der gotischen Bauart (!) benimmt und ihn leichter und fröhlicher in die Höhe steigen läßt. So gestattet er allen Winden freien Durchzug und beobachtet zu seiner größeren Sicherheit die strengste Neutralität, woran selbst der mächtige Boreas ihn nicht hindert. Ich wünschte, ihr könntet euch mit mir an dem sonderbaren Anblick ergötzen, wenn abends alle die Vögel heimkehren, denen dieser Turm ein Nachtlager gewährt. In ihm hausen unzählige Raben, Krähen, Dohlen, wilde Tauben, Spatzen und andere gefiederte Geschöpfe. Kaum beginnt es dunkel zu werden, so eilen sie scharenweise herbei, fliegen anfänglich in weiteren und engeren Kreisen um die Pyramide herum, setzen sich dann zum Teil in die Öffnungen, zum Teil auf die von oben bis unten hervorstehenden Zacken; fliegen von neuem wie auf Kundschaft, und einige sogar sondern sich ab, um in kleineren Truppen die noch fehlenden einzuholen. Spät erst, wenn es beinahe finster ist, begeben sie sich zur Ruhe. Oft in der Nacht erhebt es mich, wenn ich den Turm anschaue, wie er still und ernst emporstrebt zu dem gestirnten Himmel, und der große Wagen, dessen Räder Welten sind, über der freilich unter ihm verschwindenden Ehrensäule dasteht, die menschliche Andacht dem gesetzt hat, der den Wagen in seinem Gleise hält."

„Was aber jetzt unser gotisches Gebäude mir besonders teuer macht, ist, daß solch' ein Riesenwerk Zeugnis gibt von deutschem Geist und deutscher Kraft. Sollte je durch ein unseliges Verhängnis uns alles geraubt werden, was deutsch ist, so wird dieses Denkmal doch bleiben. Aus der Sturmwolke, der es trotzet, wird es warnen und strafen die Abtrünnigen, die vergessen können, wer ihre Väter waren, und im Frühglanz, wenn es aus dem Nebel hervortritt, wird es in männliche Seelen Hoffnung strahlen und neuen Mut."

„Näher noch als das stolze Münster ist mir das Kapuziner-Kloster, und gleich daneben steht das ehemals Allen Heiligen geweihte Gotteshaus, jetzt in eine evangelische Kirche verwandelt. Da tönen oft die katholischen und protestantischen Glocken miteinander zum Lob der wahren christlichen Einigkeit, bei der man es sollte bewenden lassen, ohne auf eine Religionsvereinigung zu dringen . . ."

„Meine nächsten Nachbarinnen sind Klosterfrauen. Sie selbst bleiben unsichtbar; dennoch wird die Straße durch sie belebt und verschönert, indem die aufblühenden Töchter unserer Stadt ihre Schule besuchen."

„Nicht weniger zufrieden bin ich mit meiner übrigen Nachbarschaft, weil sie mehrenteils aus Kaufleuten, Krämern und Handwerkern besteht. Einem gar zu vornehmen Hause wohne ich nicht gerne gegenüber; denn es mangelt ihm an Leben und Munterkeit. Dafür sehe ich lieber meine geschäftigen Bürger, die Kunden, die bei ihnen aus- und eingehen, ihre Weiber, die nicht bloß den Namen von Gehülfinnen führen, und das Häufchen Kinder, deren einige schon mit Hand anlegen, andere am Bächlein spielen oder sich darin baden. Wenn ich dann abends die Gasse hinauf- und hinunterblicke, so sitzen sie nach vollbrachtem Tagewerk alle vergnügt vor ihren Häusern, und ich habe wirkliches Menschenleben vor mir: Arbeit und Ruhe."

So plaudert der Treffliche in vollstem Behagen noch manche Seite weiter über die besonderen Vorzüge der Kleinstadt, über die Schicksale seines Wohnhauses, über den Bilderschmuck seiner Studierstube, die Aussicht aus der Dachkammer, über die sieben Singvögel, die er in Käfigen hält, endlich über das Stübchen seines mit zärtlichster Inbrunst geliebten Sohnes. Er hing, wie uns Rotteck erzählt, mit allen Fasern am Leben: als ihm aber der Sohn im Blütenalter genommen wurde, da verlor unser Dichter zwar nicht das Gleichgewicht, aber mit Sehnsucht richtete er von jetzt an seinen Blick zu den Sternen. Am 4. Januar 1814 ist er gestorben, hochbetagt, von vielen betrauert und noch heute nicht vergessen.



Stucco aus der „alten Universität".
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten".

Die Jahre 1806—1820.

Sieh! um der Musen Sitz, wo lächelnd Apollo dahinwallt,
Höheres Leben erfüllt rings die gesegnete Flur.
Müßten sie aber je die geliebte Stätte verlassen,
Von einer grausamen Hand kalt in die Ferne gescheucht:
Trauern würden umher die Lande, der himmlische Zauber,
Der auf dem Breisgau ruht, würde mit ihnen entflieh'n.
Philippus Engentinus (16. Jahrh.).

Baden, das Land mit nicht viel mehr als einer Million Einwohner, erfreute sich seit dem Preßburger Frieden (1805) des kostbaren Besitzes von zwei Hochschulen: Heidelberg und Freiburg. Das schien für das kleine Land entschieden zuviel; wenn aber eine der beiden Universitäten aufgehoben werden sollte, so konnte kein Zweifel sein, daß Freiburg der an Alter und Frequenz und wissenschaftlichem Ruhm weit überlegenen Nebenbuhlerin am Neckar würde weichen müssen.

Man war sich dieser Gefahr in Freiburg alsbald bewußt und traf alle Maßregeln, die zur Aufrechterhaltung der hohen Schule ersprießlich schienen. Eine Deputation des Konsistoriums, bestehend aus dem uns bekannten Johann Georg Jacobi (s. o. S. 89 ff.) und dem Mediziner Alexander Ecker, reiste gleich im Jahre 1806 nach der Hauptstadt und machte dort an maßgebender Stelle geltend, daß bei Aufhebung der Albertina die Pfründeinnahmen aus den württembergischen Pfarreien der Universität und damit dem Kurstaat verloren gehen würden. Gleichzeitig suchte man bewährte Gönner der Hochschule, wie den bisherigen rector perpetuus Erzherzog Karl, zur Abwehr der drohenden Aufhebung mobil zu machen. Auch die rechtskundigen Mitglieder der Hochschule ließen es nicht an sich fehlen: der Kirchenrechtslehrer der Universität, Sauter, bewies in einer ausführlichen Abhandlung, daß der jetzige protestantische Landesherr ganz außer stande sei, die katholische Korporation der Albertina von sich aus aufzuheben. Das verfing nun freilich insofern kaum, als in den letzten Jahren nichts gewöhnlicher geworden war, als die gewaltsame Säkularisierung von Kirchengut. Glücklicher war die Beweisführung des Staatsrechtslehrers Mertens, der darauf abhob, daß die Hohe Schule eine öffentliche, gemeinnützige Anstalt sei, ihre Fonds aber größtenteils inkorporierte pfarrliche Einkünfte, die als solche den Staat direkt nicht berührten. Auch der Stadtrat verlegte sich in richtiger Erkenntnis der Gefahr aufs Petitionieren. Als dann am 15. April 1806 die feierliche Landesübergabe und Huldigung stattfand, unterblieb nichts, was irgend die Stimmung in Karlsruhe günstig beeinflussen konnte. Zum „Zeichen der Devotion" mußte Professor Ecker „Grundlinien zur Geschichte der albertinischen hohen Schule" verfassen und Jacobi ein tief empfundenes Festpoem schmieden: die vier Dekane aber stellten Einzelabhandlungen in Aussicht und zwar in deutscher Sprache, weil man unter der Hand vernommen hatte, daß der Kurfürst, wie auch die meisten seiner „größeren Staatsdiener nicht gern lateinische Ausarbeitungen lesen."

Alle diese redlichen Bemühungen hatten denn auch Erfolg: am 21. Mai 1806 kam die offizielle Zusicherung, daß man zunächst die auswärtigen Renten der Universität zu retten gedenke, und wenn dies gelinge oder sonst Aussicht wäre, ohne allzugroße Beschwer für die Staatskasse den Ausfall zu decken, wolle man die Universität fortbestehen lassen und ihrem Fortkommen allen möglichen Vorschub tun. Der Kurfürst selbst, so verlautete, tat damals, als von der Aufhebung einer der beiden Hochschulen die Rede war, den Ausspruch: „Mit nichten; sie gehören nicht unserm Lande allein, sie gehören der Menschheit an". Es war weise, daß man den hochherzigen Fürsten ersuchte, das Rektorat über die Hochschule zu übernehmen; dies geschah am 10. Januar 1807. Seitdem ist der Landesherr eo ipso Rector magnificentissimus und bestätigt den von der Universität erwählten Prorektor alljährlich in seiner Würde.

Aber die Finanzlage im Kurstaat war schlecht, die endlosen Kriege mit ihren Kontributionen machten sich geltend. Das bekam auch die Hochschule zu fühlen. Vakanzen wurden nicht besetzt, Pensionen oft lange nicht bezahlt, die Lehrsäle mit Leimfarbe statt mit Öl gestrichen, weil man den teuren Ölanstrich gern sparte.

Hatte schon Österreich in den letzten Zeiten der Herrschaft die Zügel der Regierung straffer angezogen und die Privilegien der selbstherrlichen Schule nicht immer pietätvoll geschont, so erlaubte sich auch der kurfürstliche Rektor und sein Ministerium, sehr entschieden in die gelehrte Korporation hineinzuregieren. Ein Kurator der Universität wurde ohne Befragen des Konsistoriums eingesetzt, ein besonderer Amtmann angewiesen, die Disziplinarsachen der Hohen Schule zu verwalten. Alles Sträuben der Professoren half nichts. Auch der Studienplan wurde immer mehr von der Regierung umgestaltet, und zwar, was besonders verschnupfte, nach dem Muster von Heidelberg. Für das Wintersemester 1810/11 wurde angeordnet, es solle kein Professor mehr nach eigenen Heften lesen: vielmehr wurden bestimmte Lehrbücher vorgeschrieben. Mit Schmerz sah man die alte Selbstherrlichkeit des privilegierten Lehrkörpers immer mehr abbröckeln. Auch glaubte man bei der Regierung eine parteiische Vorliebe für Heidelberg zu entdecken — und das war nicht bloß eine Eingebung der Eifersucht. Heidelberg galt, wie im Bewußtsein der ganzen deutschen Welt, so auch in den Augen der Behörde ungleich mehr als Freiburg. Die Frequenz, die hier in jenen Jahren zwischen 270 und 320 schwankte, betrug in Heidelberg gleichzeitig fast immer über 400. Darunter waren freilich mehr als die Hälfte Nichtbadener; aber gerade dieser Zuzug aus dem Ausland verlieh der Carola-Ruperta eigentümlichen Glanz und in den Augen der Behörde einen Vorzug vor der Albertina, die nach wie vor ausgesprochen Landesuniversität blieb und nur wenige Ausländer in ihrer Matrikel zählte. Diese allenthalben gehegte Vorliebe für die Nebenbuhlerin am Neckar erfüllte die Freiburger

mehr und mehr mit Sorge; und da war es denn ein wahres Labsal, daß der bekannte Phrenologe Gall, der im Jahre 1807 in Freiburg vielbesuchte Vorträge hielt, der Hochschule im ganzen und der medizinischen Fakultät im besonderen eine ganz große Zukunft prophezeite: „Heidelberg", so orakelte der vielweise Mann, „wird schwerlich jemals zu einer vollkommen medizinischen Studienanstalt gedeihen. Bedeutende Vorzüge scheinen mir für Freiburg zu entscheiden. Es wird gar nicht schwer sein, dort ganz passende Lokale zu finden, weil es an Gebäuden, die sogar mit Gärten umgeben sind, nicht fehlt. Freiburg hat außerordentlich reiche Stiftungen, die nicht weggenommen werden können, und nur noch einen sehr geringen Zuschuß von seiten des Staates erfordern, um alle Auslagen für die ganze Universität zu bestreiten. Die Zuchthäuser und Spitäler befördern den klinischen, anatomischen und physiologischen Unterricht, was in Heidelberg so äußerst mangelhaft ist. Es läßt sich auch nichts gegen die Biederkeit der Bewohner und gegen die unvergleichlich schöne und gesunde Lage, gegen die Wohlfeilheit der Lebensmittel sagen. Freiburg scheint daher geeignet, der wahre Sitz der Musen und der Kultur und vielleicht eine der vorzüglichsten Universitäten in Deutschland zu werden." Solche Worte und aus so hochgeschätztem Munde waren Balsam. Das Beste an ihnen aber ist, daß sie sich in der Hauptsache erfüllt haben; nicht alsbald und auch nicht ohne sehr große Zuschüsse der Staatskasse, aber schließlich, sie haben sich erfüllt.

An den Freiheitskriegen hat die studentische Jugend von Freiburg kaum teilgenommen. Da sie jetzt zu einem der Rheinbundsstaaten gehörte, war die Stadt und mit ihr die Hochschule vom nationalen Leben abgeschnitten. Und doch haben einige Musensöhne der Albertina, alle politischen Schranken überspringend, an den Kämpfen gegen den korsischen Bedränger sich zu beteiligen gewußt. Besonders der österreichische Feldzug des Jahres 1809 erregte die akademische Jugend: Europas Freiheit schien damals unter Österreichs Fahnen geflüchtet. Aus Studenten aller Fakultäten bildete sich alsbald ein Verein zur Befreiung des Vaterlandes. Er hielt seine geheimen Versammlungen in dem Bruderhaus der Lorettokapelle auf dem sogenannten Bergle ab. Die Verwegensten von ihnen zogen dann übers Gebirge nach dem Bodensee: in Radolfzell warnte sie ein wohlwollender Beamter: die Gefahr war groß, daß sie streifenden Truppen in die Hände fielen. Doch auf Umwegen kamen sie glücklich nach dem Vorarlberg, wo sie in ein Freikorps eingereiht wurden. In diesem machten sie eine glänzend gelungene Überrumpelung von Konstanz mit und fügten auch den bayerischen Ortschaften am See erheblichen Schaden zu. Der Kommandant von Lindau ließ zwei Schiffe mit 50 Mann und einer Kanone gegen sie auslaufen: doch widriger Wind hinderte die Verfolgung. So brachten sie ihre Beute unbehelligt in Sicherheit.

Die Zeitungen meldeten, dem Machtgebot Napoleons entsprechend,

von diesen Waffentaten der Freischärler nichts. Aber trotzdem gelangte Kunde davon und ebenso von späteren Taten des Freikorps nach Freiburg. Eines schönen Tages, als eben eine Anzahl von Studenten in ihrem Kosthaus beim Essen saßen, ließ sich eine Holzwarenhändlerin in Wäldertracht melden, die um jeden Preis die Studenten sprechen wollte. Endlich vorgelassen, öffnete sie zur allgemeinen Überraschung den Doppelboden eines mitgebrachten Wasserkübels und zog einen großen Brief daraus hervor. Die Handschrift wurde als die des Studenten Tritschler erkannt, der ausführlich über die Erlebnisse der Freischärler berichtete und besonders die Taten seines Freundes Hauger, ebenfalls eines Freiburgers, voll Begeisterung schilderte. Hauger, bereits zum Anführer einer Schützenabteilung ernannt, hatte bei der Lienzer Klause stundenlang dem überlegenen Feinde Widerstand geleistet, bis dieser durch eine unbesetzte Schlucht vordrang. Von allen Seiten umringt, mußte der unerschrockene Führer jetzt auf seinen Rückzug bedacht sein. Auf einer Höhe traf er andere Versprengte und Zuzügler an, welche vor einem Bildstock entmutigt knieten. Er forderte die Verzagten auf, ihm zu folgen; als dies nicht sogleich geschah, nahm er das Kruzifix aus dem Bildstock, schwang es hoch in der Linken, den Säbel in der Rechten und rief: „Wer ein echter Christ und Tiroler ist, folge mir nach.“ Keiner säumte, und der Rückzug wurde trotz feindlicher Übermacht erzwungen. Bald darauf gelang es demselben Hauger, eine vergessene, ehrwürdige Fahne, die oft in früheren Kämpfen den Tirolern vorangeweht hatte, aus dem schon von Feinden besetzten Lienz herauszuholen. Solches und anderes stand in Tritschlers langem Kriegsberichte zu lesen. Wie ein zündender Schlag fiel es in die erregten Gemüter der in Freiburg zurückgebliebenen Gesinnungsgenossen: wenn nicht gleichzeitig die Nachricht von Napoleons entscheidenden Siegen bei Aspern und Wagram gekommen wäre, hätte das Tiroler Freikorps wohl noch starken Zulauf von Freiburger Studenten erfahren.

Das Grab J. G. Jacobis
auf dem alten Friedhof zu Freiburg.
Die Grabschrift steht auf dem durchbrochenen Horizontalarm des Kreuzes.
Originalaufnahme von W. Hansen, Freiburg.

Als die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen war und nun auch die

Rheinbundsstaaten den Kampf gegen den Korsen aufnahmen, sah Freiburg zahlreiche Durchmärsche großer Armeen und auch das Hauptquartier der verbündeten Monarchen. Am 15. Dezember 1813 traf Kaiser Franz in Freiburg ein, von endlosem Jubel empfangen. Abends, bei allgemeiner Beleuchtung des Städtchens, zogen die Studenten vor das Regierungsgebäude, wo der Kaiser abgestiegen war, mit lodernden Fackeln und hellem Gesang. Die Abgeordneten der Studentenschaft wurden vom Adjutanten zum Kaiser selbst geführt: dieser erwartete sie stehend und nahm ihre einfache und herzliche Anrede mit Tränen in den Augen und mit dankenden Worten entgegen. Von der Straße herauf aber schollen die Verse jenes schönen Liedes:

Auf, erwache Geist der Lieder,
Steig hervor aus deutscher Brust:
Frohe Tage kommen wieder,
Deutsche Männer, uns're Brüder
Ziehn daher mit Siegeslust.
Uns're Ketten sind zerbrochen,
Und des Drängers Eisenhand
Wird uns nicht mehr unterjochen.
Juble laut, o Vaterland!
Nur nach einem Ziele streben
Laßt uns alle, Hand in Hand,
Laßt uns sterben, laßt uns leben
Für ein freies Vaterland!

Johann Georg Jacobi, der liebenswürdige Dichter (o. S. 89 ff), der stets über Deutschlands Erniedrigung tief getrauert, bei seinem hohen Alter aber nicht mehr gehofft hatte, des Vaterlandes Wiedergeburt zu erleben, sprach in jenen großen Tagen zu den ihn besuchenden Freunden: „Gern will ich nun sterben, denn ich sterbe als freier Deutscher“. Der Schwanengesang des edlen Barden galt den großen Eindrücken jener bewegten Tage:

Heil uns, durch Freiburgs Tore zogen
Die Cäsarn, brüderlich verbündet ein;
Denn ihnen soll der bald erfocht'ne Rhein
Trophäen, Säulen, Ehrenbogen
An seinen beiden Ufern weih'n u. s. f.

Wenige Tage nach Vollendung dieser begeisterten Hymne starb der edle Greis. Sein Begräbnis zeigte, welche Liebe und Verehrung die Universität und die ganze Stadt dem Entschlafenen zollte. Dem Sarge voran zog ein Chor junger Mädchen und sang Jacobis Allerseelenlied. Als der ansehnliche Zug an dem Hause vorbeikam, wo Friedrich Wilhelm III. abgestiegen war, trat der König auf den Balkon zu achtungsvollem Gruße.

Die Freiheitskriege mit ihrem Hin- und Herwogen der Heeresmassen legten den Bewohnern der Stadt, wie sich denken läßt, große Opfer auf.

Die finanzielle Not der Hochschule stieg wieder einmal aufs höchste. Kontribution auf Kontribution mußte aufgebracht werden; die Universitätskirche wurde damals, wie wir hörten (o. S. 73) in ein Kriegsmagazin umgewandelt. Die unaufhörlichen Klagen der Universität über Geldnot in allen Gestalten mußte in Karlsruhe den Gedanken an die Aufhebung wiederum nahelegen. Gegen Ende des Jahres 1816 hieß es sogar, diese Aufhebung sei in der Tat schon ausgesprochen; einer Deputation, die daraufhin nach Karlsruhe fuhr, erklärte der Minister von Hacke rundheraus: Baden habe an einer Universität genug, und diese müsse „was Rechtes sein". Freiburg werde „übervoll" entschädigt, wenn es einen Bischof und ein Regiment Soldaten erhalte.



Carl von Rotteck.
Jugendporträt im Besitz von Frau Präsidentin von Rotteck.

In diesem Jahre trat ein neuer Kämpe für Freiburg auf den Plan, der mit seiner Geschichte aufs innigste verwachsen ist: **Karl Rodecker von Rotteck**. Sein Vater schon gehörte als Mediziner der Albertina an; seine Mutter Charlotte Poirot d'Ogeron stammte aus Lothringen. Seine Studien machte der am 18. Juli 1775 geborene Karl Rotteck an der Hochschule seiner Vaterstadt, die er schon mit 15 Jahren bezog. Auf die Entwickelung des glänzend begabten Jünglings übte der liebenswürdige Johann Georg Jacobi nachhaltigsten Einfluß. Obgleich zum Juristen, wie er selbst gestand, nicht geschaffen, machte Rotteck im Jahre 1797 seinen juristischen Dr. mit der größten Auszeichnung, warf sich dann aber auf Rechtsphilosophie und erhielt, 23jährig, eine Lehrstelle für Weltgeschichte und vergleichende Geographie, ein Fach, für das er sich im besonderen nicht vorbereitet hatte und in dem er nach Ansicht von Fachgenossen zeitlebens Dilettant geblieben ist. Aber was ihm an positiven Kenntnissen abging, ersetzte er durch Freimut der Gesinnung und innerliche Wärme. Obgleich seine Stimme schwach und sein Vortrag eintönig war, riß er doch die Jugend hin durch seinen sieghaften Idealismus. Und was er seinen Zuhörern vorgetragen hatte, das begann er im Jahre 1812 in seiner allgemeinen Weltgeschichte zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Beispiellos war der Erfolg dieses in mehr

als hunderttausend Exemplaren gedruckten und durch Übersetzung in alle Kultursprachen in alle Welt verbreiteten Buches, das doch heute kein Mensch mehr in die Hand nehmen mag. In manchem Bürgerhause des Südens bestand der ganze Bücherschatz aus dem Gebetbuch und dem Rotteck. Er selbst kennzeichnet seine Weltgeschichte als nicht so fast wissenschaftlich, als vielmehr tendenziös und agitatorisch. Er beanspruche, so versichert er, nicht die geschichtliche Wissenschaft zu erweitern und zu vertiefen, sondern bezwecke nur, den vorhandenen historischen Stoff durch geeignete Behandlung dem Laien zugänglich zu machen und nicht nur den Geist der Leser von durchschnittlicher Bildung zu bereichern, sondern auch deren sittlichen Willen zu stärken, zumal auf Charakter und Gesinnung der heranreifenden Jugend einzuwirken. Diese Absicht erreichte Rotteck in vollstem Umfang. In den Jahren der Schmach, da ganz Europa unter dem korsischen Joche seufzte, wurde sein starker Appell an die idealen Kräfte der Volksseele, an Vaterlands- und Freiheitsliebe, von den Hunderttausenden, denen sein Buch zu Händen kam, als Trost im Leid, als Mahnung zum Ausharren, als Verheißung schönerer Tage empfunden. Und später, als nach den Freiheitskämpfen durch das reaktionäre Gebahren der Regierungen die schwere Ernüchterung kam und alle Hoffnung auf ein junges, schöneres Deutschland grausam enttäuscht wurde, da fand erst recht das Pathos der Rotteck'schen Geschichtsdarstellung, sein unermüdliches Loblied auf die freiheitliche Entwicklung des Volksgeistes, sein Kampfruf für Recht und Selbstbestimmung des Volkes gegenüber Tyrannenwillkür ein dankbares, ja begeistertes Publikum. Heinrich von Treitschke, dem Rottecks kleinstaatlicher Liberalismus höchst unsympathisch war und der ihm nie verzeihen konnte, daß er die allgemeine Wehrpflicht in ihrer sittlichen, erzieherischen Bedeutung nicht begriff und auch Preußens deutsche Mission damals ebensowenig ahnte wie alle anderen, dieser selbige Treitschke kann nicht umhin, dem Charakter Rottecks ein treffliches Zeugnis auszustellen und auch da, wo er die volle Schale seines gewaltigen Grolls über den süddeutschen Partikularisten auszuschütten für gut hält, seinem persönlichen Wert Worte ehrendster Anerkennung zu widmen. „Karl von Rotteck, so lesen wir in Treitschkes deutscher Geschichte, blieb zwei Jahrzehnte hindurch der hochangesehene politische Lehrer des süddeutschen Bürgertums, weil (!) er weder die Kraft noch die Neigung besaß, sich irgendwie über die Durchschnittsansicht der Mittelklassen zu erheben. Obgleich der Rechtschaffene niemals um Volksgunst buhlte, so standen seine Anschauungen doch immer von selbst im Einklang mit dem „gebietenden Zeitgeist“. Er nahm den wohlhabenden Kleinstädtern und Bauern des Südens das Wort von den Lippen und verkündete, was alle dunkel empfanden, mit unerschütterlichem Mute, mit der warmen Beredsamkeit eines ehrlichen Herzens. Dem französischen Blute seiner Mutter verdankte er eine unter den deutschen Gelehrten da-

mals noch seltene Leichtigkeit des Ausdruckes; unermüdlich wendete er den überaus bescheidenen Vorrat seiner Gedanken hin und her, bis den Lesern alles wasserklar und unanfechtbar schien.

Der Sohn eines ehrenfesten Altösterreichers war er im schönen Breisgau aufgewachsen, zu der Zeit, da die Reformen Josephs II. die Begeisterung der aufgeklärten Vorderösterreicher erweckten. Jenes System gewaltsamer Völkerbeglückung galt ihm immer als wahrhaft liberale Politik. Dann hatte er voll Schmerz mit angesehen, wie sein Heimatland mit Baden vereinigt wurde, und lebte nun unter einer Regierung,



Rottecks Schönehof.
Aquarell im Besitz von Frau F. Pfeifer, geb. Rotteck.
Der von Rotteck erworbene Bauernhof (links) liegt am Wege von Freiburg nach der Ruine Zähringen.
Das kleine Haus rechts oben hat Rotteck sich erbaut.

die er noch lange mißtrauisch als eine halbfremde betrachtete. Seine ehrliche Liebe zum deutschen Vaterland sprach er selbst unter dem Drucke der napoleonischen Zensur mannhaft aus, und als die Befreier in Baden einzogen, übernahm er sofort die Leitung der Teutschen Blätter und stellte sich dem Hauptquartier zur Verfügung. Ganz wohl ward ihm dennoch nur inmitten seiner alemannischen Landsleute; ihnen zuerst galt all sein Tun und Reden; mit rechter Herzensfreude schrieb er auf eines seiner Bücher die Widmung: Allen edlen Bürgern Freiburgs anspruchslos und liebend der Verfasser. Wenn der kleine schlichte Mann des Nachmittags nach den Kollegien rüstig auf die Vorhöhen des Schwarzwaldes zu seinem lieben Rebgute, dem Schönehof, hinaufstieg und von droben die liebliche Talbucht mit dem stolzen Münsterturme überblickte, dann meinte er die Perle Deutschlands zu schauen; und als dies herrliche Land nun gar

noch mit der ersehnten vernunftgemäßen Verfassung gesegnet wurde, da konnte er nur noch mit Geringschätzung an den fernen Norden denken, den er nach Landesart natürlich nie betreten hatte. Wie die Schwaben in Uhland, so erkannten die badischen Alemannen in ihrem Rotteck alle Züge ihres eigenen Wesens wieder: ihren tapfern Freimut, ihren demokratischen Trotz, ihre josephinische Aufklärung, aber auch ihre kleinstädtische Beschränktheit, ihre naive Unkenntnis aller politischen Machtverhältnisse und die Selbstgefälligkeit ihres harmlosen Partikularismus. „„Dann gehen wir eben zum Rotteck““ — hieß es unter den Schwarzwälder Bauern, wenn die Beschwerden bei den Beamten nichts halfen.“

Rotteck war es, der nun mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit und seines Namens für den bedrohten Fortbestand der Albertina eintrat, als im Jahre 1816 abermals die Gefahr ihrer Auflösung näher und näher rückte. In einem vortrefflichen Promemoria entwickelte er nochmals alle Gründe, die schon früher gegen diese Aufhebung vorgebracht waren, und fügte neue hinzu. Er wies auf die langgestreckte Form des Badener Landes hin, die zwei Universitäten sehr wohl gerechtfertigt erscheinen lasse. Er betonte den konfessionellen Unterschied: neben der ihrer Vergangenheit nach protestantischen Hochschule am Neckar sei die Pflege einer zweiten, im Kern katholischen eine Forderung der Billigkeit. Auch könne der Wetteifer, der zwischen zwei Landeshochschulen sich entfalten müsse, nur förderlich auf beide wirken.

Doch diese mutige Erklärung goß Öl ins Feuer. Die Regierung verbat sich unter strengem Verweis solche Vermahnungen. Als nun fast gleichzeitig in der Jenenser „Isis“ eine „anmaßende Verteidigung der Universität Freiburg gegen ihre Regierung“ erschien, da durfte man aufs Schlimmste gefaßt sein. Doch die Behörde erwies sich frei von kleinlicher Empfindelei; auch mochte Rottecks Darlegung ihr schließlich doch einleuchten. Kurz, am 23. Januar 1818 kamen von der nach Karlsruhe gesandten akademischen Deputation, die dort im Verein mit Abgeordneten des Stadtrats für den Fortbestand der Albertina sich bemühte, „unerwartet gute Nachrichten“: der Weiterbestand der Universität war durch ausdrückliche Verfügung gesichert.

Unbeschreiblich war der Jubel über diesen Erfolg in allen Kreisen der Stadt. Die zur Feier des Ereignisses veranstalteten Festlichkeiten wollten kein Ende nehmen. Im Münster, wohin die Akademiker fakultätenweise zogen, wurde ein feierliches Pontifikalamt mit Tedeum gehalten. Abends war glänzender Fackelzug und andere „würdige Vergnügungen“. Die Stadt war festlich dekoriert. Am Bertholdsbrunnen und anderwärts prangten Inschriften zu Ehren des Großherzogs Carl, der als Musagetes angesungen wurde, zu Ehren der Professoren, „der Jugend zweiten Vätern“, zu Ehren auch der Musensöhne, die eine Inschrift geschmackvoll als „Freiburgs Wahlkinder“ bezeichnete.

In demselben Jahre erhielt Baden eine Konstitution; dieselbe verlieh auch der Universität einen Vertreter in der zu errichtenden ersten Kammer und versprach die von alters bestehenden Dotationen der Hochschule „ungeschmälert“ zu erhalten. Aber leider waren diese für die Bedürfnisse der Neuzeit viel zu schmal. Immer lauter wurde daher der Ruf nach einem Staatszuschuß, wie ihn Heidelberg längst erhielt: im Jahre 1820 wurde ein solcher in der Höhe von 15000 Gulden jährlich bewilligt.

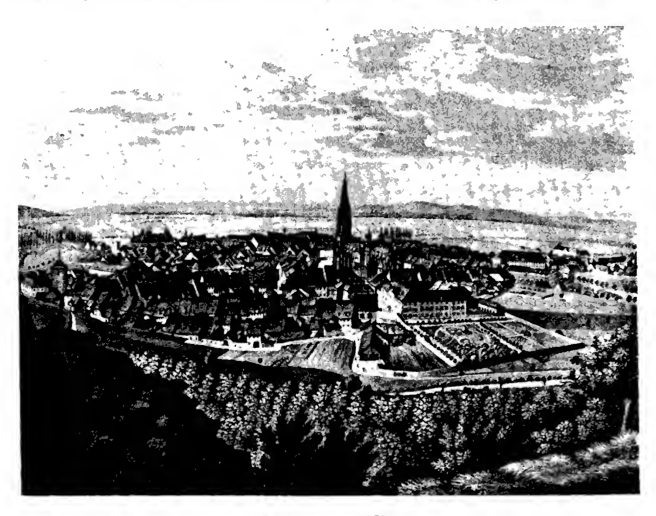


Großherzog Ludwig von Baden.
Steindruck in der Städtischen Sammlung.

Die Dankadresse, welche daraufhin das Plenum der Universität an Großherzog Ludwig, den derzeitigen Landesherrn, erließ, bat um die Erlaubnis, der bisherigen Benennung Albertina den Namen Ludoviciana hinzufügen zu dürfen. Seitdem führt unsere Universität ihren Doppelnamen.

Freiburg war damals so recht der Inbegriff einer deutschen Kleinstadt, mit allen Mängeln, aber auch mit allen Vorzügen einer solchen.

Sie trug noch ganz das Gepräge der ehemaligen Festung: ringsum ragten hohe Basteien, und tiefe Gräben umzogen in engem Kreis die Stadt. Aber ihren ausgesprochen lieblichen Charakter besaß sie auch damals schon, auch damals schon wurde sie als „Stadt der frischen Quellen" besungen; und mit stolzer Freude vernahmen die Bürger ihr Lob selbst aus fremdländischem Mund: Ah quelle jolie petite ville, hatten Moreau's durch Freiburg ziehende Truppen beim Anblick des Städtchens ausgerufen. Trotz stetigen Wachstums in den letzten fünfzig Jahren zählte es im Jahre 1823 doch erst 14000 Einwohner, über deren



Freiburg um 1825.
Steindruck in der Städtischen Sammlung.

Lebensart und Charakter der Medizinprofessor Alexander Ecker in einer Ortsbeschreibung von 1825 allerhand gemütvolle Mitteilungen macht. Nachdem er u. a. den schönen Wein als Hauptprodukt der Gegend gepriesen, „der, wenn er ein gewisses Alter erreicht hat, sich als gesunde Lebenswürze empfiehlt", fährt der launige Erzähler also fort: „Vorzüglich rühmt man dies von dem roten Schloßberger, der ehedem auf der Tafel der Bürger nicht fehlen durfte. Zwar sind die kleinen Krüge, die noch vor 30 Jahren zum Abendtrunk auf den Arbeitstischen unserer wohlhabenden Frauen sichtbar waren und oft die Wangen purpurn färbten, verschwunden und mußten den Tee- und Kaffeekannen Platz machen. Ob aber dabei unsere Frauen an Gesundheit und Stärke

gewonnen oder verloren haben, das ist eine andere Frage . . In den letzten zwei Jahrzehnten wurde auch viel Bier getrunken, besonders auch in jener Zeit, da wenig Wein gekeltert wurde; jetzt verdrängt der Wein wieder allmählich das Bier, das nie zu dem vortrefflichsten gehörte. Der Branntwein kann in einem so gesegneten Lande nie allgemein in Gebrauch kommen. Branntweinsäufer oder -Säuferinnen sind allgemein verachtet, selbst die zum Verführen verfeinerten Geister und Liqueure werden von wenigen und äußerst mäßig genossen."

„So wie sich die Frauen zum Kaffeetisch sammeln, so sammeln sich die Männer, wenn sie abends von der Arbeit ausruhen wollen, in Wein- und Gasthäusern, um da ein Schöppchen, vielleicht auch zwei, zu trinken. Diese Gewohnheit ist bei einem großen Teil der Beamten und des Mittelstandes, bei Handwerkern, ja selbst bei manchen, die dadurch ihrer Familien Wohlstand nicht verbessern, allgemein; ja man will sogar die Beobachtung gemacht haben, daß Frau und Kinder bisweilen der Abendmahlzeit entbehren, während der Mann die Hälfte des Tagverdienstes in der Schöppchen-Gesellschaft verzehrt. Hierbei wird auch manches Pfeifchen Taback geschmaucht. Überhaupt haben sich die Tabackraucher in den letzten Jahrzehnten so vermehrt, daß jetzt selbst Lehrjungen mit glühenden Pfeifen einherprunken und man dieses unausgesetzte Dämpfen unter den Krankheitsursachen aufführen muß.

Was die Kleidung betrifft, so weicht diese von der in anderen Städten nicht ab. Allmählich verlieren sich die eigentümlichen Kleidungen der Stände gänzlich; man kann den geputzten Schneidergesellen nicht von dem Sohne des Präsidenten, die Kammerzofe nicht von dem Fräulein, die ehrbare Handwerksfrau nicht von der achtbaren Handelsfrau unterscheiden. Bei dem weiblichen Geschlechte werden die Fischbeinkorsetten und die sich zwischen den Busen einklemmenden Stahlfedern, die das Brustbein dem Schöpfer und den predigenden Ärzten zum Trotz über den Unterleib verlängern, allgemeiner; bald werden sich auch die junonischen und aphroditischen Formen wieder verlieren, und wespenartige Gestalten mit verkrüppelten Hüften und Schultern, die das weise Gesetz Josephs, der solche Panzer verbot, seltener gemacht hatte, wieder unter uns umherwandeln.

Die blonde Haarfarbe ist immer noch die vorherrschende; auch die von den Römern so gesuchten roten Haare sind nicht selten; hellbraune kommen auch noch öfters vor, schwarze sieht man bei den Eingeborenen kaum. Die Körpergröße ist gewöhnlich eine mittlere, sehr große und sehr kleine sind Ausnahmen von der Regel; starke, robuste, athletische Körper trifft man unter der arbeitenden Klasse hie und da. Verkrüppelte kommen wenige, Kretinen und Taubstumme höchst selten vor. Im fortschreitenden Alter nimmt bei sehr vielen der Körper im Umfange zu; Rundbäuche sind nicht ungewöhnlich, vorzüglich werden Frauen gerne

orientalische Schönheiten. Die blauen und grauen Augen sind häufiger als die hellbraunen, schwarze sind schon seltener; große, stark gespaltene Augen sind nicht zu häufig. Adlernasen, Nasen, wie man sie in der römischen und griechischen Antike sieht, kommen viel weniger vor, als die starken, breiten und Stumpfnasen; die gestülpten, wie der berühmte Pitt eine hatte, sind äußerst ungewöhnlich. Der Mund ist in der Regel nicht zu groß, die Zähne gesund. Runde Gesichter trifft man öfter als längliche. Die Barthaare sind stark, oft rötlich.

Das weibliche Geschlecht ist im ganzen schön; besonders reizend ist die aufblühende Jugend, wie man sie bei religiösen Umgängen erblickt, in dem Alter der eintretenden Jungfräulichkeit, die in Freiburg zwischen das 13. und 15. Jahr fällt. In diesem Zeitraum ist auch der Wuchs schlank, später wird er voller und üppiger; die Haut ist gewöhnlich blendend weiß, die Wangen sind lieblich und nicht zu stark gefärbt, das Auge sprechend, glänzend.

Was nun den sittlichen Charakter unserer Mitbürger betrifft, so sind ein gewisser froher, heiterer Sinn, der oft in eine Lebsucht ausartet, Hang zur Geselligkeit und zu lautem Vergnügen, zum Wohlleben, Offenheit und Freimütigkeit in jedem Falle nicht zu verkennen. Lautes, frohes Wallen, von oft nicht unangenehmem Gesange begleitet, versetzt in den Dämmerungsstunden den hier durchwandernden Nordländer schon in die Vorhallen Italiens; man trifft da ein Leben im Freien an, wie man es nur im südlichen Klima erwartet. Der Hang zum geselligen Vergnügen bevölkert die Gasthöfe und Schenken um die Stadt mit frohen Menschen. Die natürliche Aufrichtigkeit belebt das Gespräch über die Ereignisse des Tages; daß es oft, wenn Partei genommen wird, sehr laut wird, versteht sich von selbst: doch sind unsere Politiker zu urban, als daß sie ihren Streit durch einen Gotteskampf entschieden.

Einer der Grundzüge im sittlichen Charakter des Freiburgers ist seine Wohltätigkeit. Der herzliche Anteil, den der Freiburger an jedem Leidenden nimmt, spricht sich am deutlichsten in den zahlreichen wohltätigen Stiftungen aus, die keine Lage des Menschen unberücksichtigt lassen.

Und dieser Wohltätigkeitssinn verliert sich nicht in die früheren Zeiten: die drei Hauptstiftungen des Krankenspitals entstanden in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts; der Stipendienfond der Universität hat sich jetzt zu der Summe von 350 000 fl erhoben.

Die schönen Umgebungen Freiburgs begünstigen die Vorliebe der Einwohner für Spaziergänge, für kleine Lustpartien, die man im Frühling, Sommer und Herbst so häufig sieht. Diese Liebe zur freien, schönen Natur ist auch Ursache, daß ungeachtet der Neigung der Freiburger für die Bühne, vorzüglich für die Oper, sich keine Gesellschaft im Sommer halten kann. Der Sinn für Musik, der sich durch die früher so vor-

züglichen Dilettanten-Konzerte bekundete, scheint in neueren Zeiten in Abnahme zu sein.

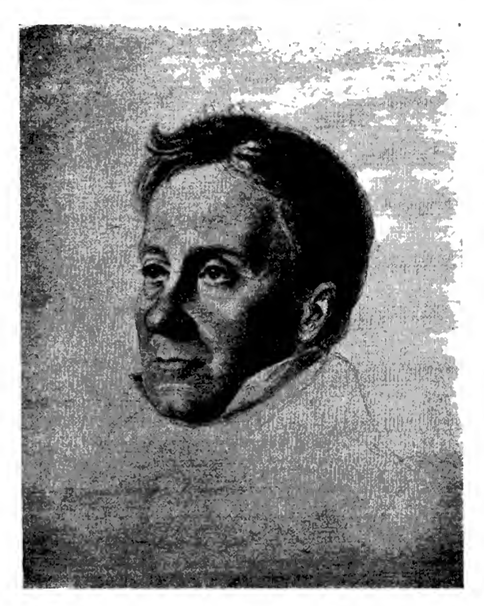
Offen und freundlich ist die Art, wie der Fremde aufgenommen wird; und ist nur einmal die erste Neugierde befriedigt, so darf der Gast der Stadt darauf rechnen, daß er ungestört und vielleicht zwangloser leben kann, als in mancher weit größeren Stadt. Die Gesetze, unter denen er hier lebt, sind mild; kein rechtlicher Mann darf unzarte Begegnung von der Polizei fürchten . . . Man hat Beispiele genug an Fremden, welche mit zerrüttetem Körper nach Freiburg kamen und bewunderungswürdige Fortschritte zu ihrer Herstellung machten, wozu freilich auch der Anblick der lachenden Fluren, die köstliche Bewegung an blumigen Bergpfaden und vor allem die heitern und lebenslustigen Gesichter ringsumher das Ihrige beitrugen. Freiburg kann daher mit Recht den Fremden als äußerst angenehmer und dem Geist und Körper gleich zuträglicher Ort empfohlen werden. Jeder, der sich einige Zeit hier aufhielt, wird nicht ohne Wehmut sich trennen, immer wieder gern zurückkehren und auch in den fernsten Gegenden und nach langen Jahren noch dem geliebten Freiburg ein freundliches Andenken weihen."

Den Vorwurf der Gedankentiefe wird niemand diesen etwas breitspurigen Auseinandersetzungen des Geheimen Hof- und Medizinalrats Ecker machen wollen: aber in ihrer sicheren Breite und behäbigen Gründlichkeit sind sie so bezeichnend für das kleinstädtische Wesen der damaligen Stadt Freiburg, daß sie hier nicht fehlen durften. Heute ist jene Kleinstädterei überwunden, die Bevölkerung auf das fünffache gestiegen, der Umfang der Stadt mindestens in demselben Verhältnis gewachsen: aber der einheitliche Charakter hat durch die modernen Mietskasernen und reichen Villen der zugewanderten Geldaristokratie mit nichten gewonnen. Auch die Natur, die ja nicht ganz zu verderben ist, hat durch dies Wachstum manche empfindliche Einbuße erlitten. Wer nicht mit Augen geschaut hat, wie einheitlich das Städtchen vor 30 oder 40 Jahren war, als noch smaragdgrüne Matten das ganze Dreisamtal bis zum Schwabentor bedeckten und sonniges Rebengelände allenthalben zwischen den Häusern lag, der wird auch heute nichts zu tadeln wissen. Wer freilich damals schon hier lebte, den trösten die großen Bauten der Gegenwart und alle Erleichterungen des Verkehrs nicht für den Verlust an stilvoller Einfachheit und an poetischen Stimmungswerten.

Die Jahre 1820—70.

Z' Friburg in der Stadt
Sufer isch's und glatt,
Riche Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
Z' Friburg in der Stadt.
J. P. Hebel.

Im Jahre 1818 war, wie wir hörten (o. S. 108), der Hochschule das Recht auf einen Vertreter in der neugeschaffenen ersten Landtagskammer zuerkannt worden. Es schien mehr als selbstverständlich, daß



Carl von Rotteck.
Zeichnung in der Städtischen Sammlung zu Freiburg.

Karl von Rotteck, der soeben seinen Lehrstuhl der Geschichte mit jenem der Staatswissenschaften und des Naturrechts vertauscht hatte, dieser Vertreter wurde. Die Gelegenheit zu praktischem Wirken, wie sie ihm jetzt sich darbot, entsprach seinem innersten Bedürfnis: alsbald trat er mit wichtigen Anträgen hervor. Ein Gesetz vom Jahre 1810 hatte bestimmt, daß zum Studium der Rechtswissenschaften ein Vermögen von wenigstens 8 000 fl oder ganz besondere Geistesgaben erforderlich seien:

dadurch war dieser Studienzweig gewissermaßen für die Wohlhabenden monopolisiert worden. Rotteck brachte das Gesetz zu Fall und damit die volle Studienfreiheit zu Ehren. Ganz besonders war er dann auf den Landtagen von 1819/20 und 1822/23 für die Aufhebung der Frohnden und der aus der Leibeigenschaft herrührenden Abgaben tätig. Er stellte sich hier rückhaltlos auf den Boden des Naturrechts, eiferte mit Zähigkeit dagegen, daß, wie vorgeschlagen war, die Staatsfrohnden zwar einfach aufgehoben, die Herrenfrohnden aber losgekauft werden sollten. Desgleichen betrieb er die Abschaffung aller Leibeigenschaftsabgaben, die, wie die Leibeigenschaft selbst, mit dem ewigen Recht unvereinbar seien. Wie zu erwarten, stand er mit diesen demokratischen Anträgen in der ersten Kammer ganz allein; er mußte, wenn er seinen Anschauungen zum Sieg verhelfen wollte, sie nicht unter den Standesherren, sondern bei den Landtagsboten der zweiten Kammer vertreten. Die Regierung tat, was sie konnte, um seine Wahl zu letzterer zu verhindern. Erst bei den Neuwahlen des Jahres 1831 zog Rotteck auch in die zweite Kammer ein, der er nun bis an sein Ende angehörte. Die Pause, die in seiner politischen Betätigung eingetreten war, kam seiner Weltgeschichte und dem „Lehrbuch der Staatswissenschaften und des Vernunftsrechts" zu statten, das er in jenen Jahren zu schreiben begann; erlebte das Lehrbuch auch nicht von ferne den Erfolg der Weltgeschichte, so war doch sein Einfluß auf die Beurteilung aller Tagesfragen in weiten Kreisen ein sehr bedeutender. Seit dem Jahre 1830 gab er außerdem „Allgemeine politische Annalen" heraus, in denen er nun über alle Angelegenheiten, welche die Welt bewegten, seine maßgebende, radikal liberale Ansicht verkündete; unverblümt erklärte er sich hier als „theoretischer Revolutionär" für die Revolution, sofern sie nur dem Vernunftrecht nicht widerstreite.

Im neuen Landtag von 1831 trat Rotteck zunächst für die Preßfreiheit mit der ganzen Entschiedenheit eines Mannes auf, dessen hervorstechendster Charakterzug der Abscheu gegen jede Art von Zwang war. Das daraufhin erlassene badische Preßgesetz, wenn es auch ganz so liberal nicht war, als Rotteck verlangt hatte, durfte er als das Ergebnis seiner mannhaften Bemühungen betrachten. Schon am 7. August 1831 hatten ihm die Akademiker vor seinem Haus am jetzigen Rottecksplatz das von Reichlin-Meldegg gedichtete Lied gesungen:

Tyrannen hat er nie geschonet,
Der Mann, in dem die Freiheit wohnet;
Der Mann, der sprach, als Sprechen Sünde war:
Im bringt der Freund des Dankes Zähre dar.

Als aber der Landtag zu Ende war und die vier Freiburger Abgeordneten am 4. Januar 1832 heimwärts fuhren, da zogen ihnen Konsistorium und Studentenschaft bis Emmendingen in geschmückten

Wagen mit Fahnen und Emblemen entgegen; am Abend bewegte sich ein Fackelzug durch die Stadt so groß und glänzend, wie ihn Freiburg noch nie gesehen hatte; den vier Abgeordneten aber wurde vor ihren Häusern unter Musik und Liedervortrag ein wiederholtes Lebehoch ausgebracht.

Nirgends im Land war der Jubel über die erlangte Preßfreiheit so laut wie in Freiburg. Mitternächtliche Freudenfeuer auf dem Schloßberge, Böllerschüsse bei Tagesanbruch, Ständchen der Akademiker vor den Fenstern Rottecks und der andern Abgeordneten, und ein großes Bürger-



Carl Theodor Welcker.
Steindruck in der Städtischen Sammlung.

fest gaben kund, daß Freiburg damals in der Tat eine Hochburg des Liberalismus geworden war. An demselben 1. März begann auch das von Rotteck mit seinen Kollegen Karl Theodor Welcker und Duttlinger gegründete neue Organ „Der Freisinnige, Freiburger politische Blätter" zu erscheinen. Aber die Tage seines Bestehens waren gezählt: die neue Zeitung, welche die Theorien Rottecks in die weitesten Kreise zu tragen drohte, erschien den politischen Angstmeiern des deutschen Bundestags ernsthaft gefährlich. Schon am 24. Juni desselben Jahres wurde der „Freisinnige" wegen Mißbrauchs der Freiheit von Frankfurt aus verboten. Desgleichen Rottecks Annalen; der Herausgeber aber wurde für die Dauer von fünf Jahren für unfähig erklärt, ähnliche Annalen herauszugeben.

In den Augen der Regierung gereichten die Freiburger Vorgänge, die stark nach Begünstigung der Opposition aussahen, der Stadt und Hochschule keineswegs zur Empfehlung. In einem Erlaß des Ministeriums vom 14. Juli 1832, dem man die gereizte Stimmung nur zu deutlich anmerkte, wurden alle „Aufzüge, Nachtmusiken, Fackelzüge und andere dergleichen Feierlichkeiten" bis auf weitere Weisung unbedingt untersagt und für den Fall der Widersetzlichkeit die Schließung der Universität auf unbestimmte Zeit in Aussicht gestellt. Aller Hinweis der akademischen Behörden auf die im ganzen tadellose Haltung der Studentenschaft verfing nichts mehr: das Mißtrauen war da und wartete nur auf einen geeigneten Anlaß, um loszubrechen. Der Anlaß kam. Am 29. August 1832, am Geburtstag des Großherzogs, bewegte sich ein lärmender Haufe, unter dem auch einige Akademiker bemerkt wurden, unter Absingen von Freiheitsliedern durch die Straßen und stellte sich schließlich herausfordernd vor der Hauptwache auf: es kam zum Kampf mit dem Militär, das die Tumultuanten rasch auseinandersprengte.

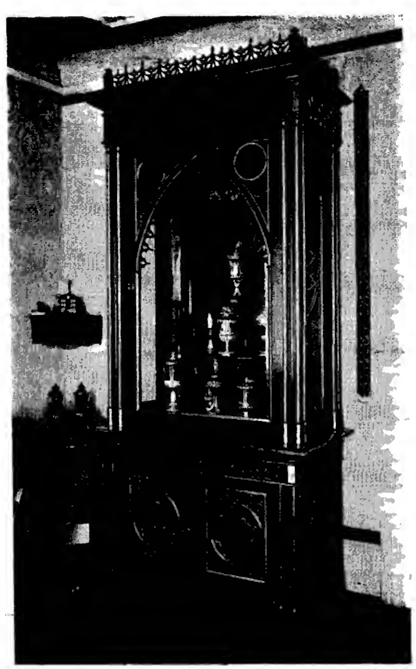
Durch Erlaß vom 12. September 1832 wurde die Schließung der Universität nun wirklich verfügt. Grund: „Die verderbliche Richtung, welche die Universität seit längerer Zeit in politischer und sittlicher Hinsicht dem größeren Teile nach genommen hat und der daraus hervorgegangene nicht minder verderbliche Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung der Studierenden." Zugleich wurde eine „zweckmäßige, die seitherigen Gebrechen beseitigende Reorganisation der Universität, sowohl in ob- als subjektiver Richtung" in Aussicht gestellt. Worin bestand nun diese Reorganisation? Seit 1767 hatte der Prorektor samt dem alle ordentlichen Professoren umfassenden Konsistorium die Regentschaft der Hochschule gebildet. Jetzt wurden die Geschäfte einem akademischen Senat übertragen, der aus dem Prorektor, Exprorektor und Vertretern der Fakultäten bestand. Die Ernennung dieser Senatoren behielt sich die Regierung bis auf weiteres selbst vor. Die Wirtschaftsbeamten und Diener der Hochschule, die bisher das Konsistorium angestellt hatte, wurden von jetzt an durch das Ministerium ernannt.. Disziplinarsachen durften in Zukunft unter keinen Umständen, andere Fälle nur mit Genehmigung des Kurators vor das Konsistorium gebracht werden.

Durch diese und einige andere Bestimmungen war tatsächlich die bisher republikanische Verfassung der Hochschule in eine mehr aristokratische umgewandelt. Man begreift es, daß Rotteck auf dem nächsten Landtag laut, gegen die despotische Verfassungsänderung protestierte. Aber weder dieser Protest noch Petitionen des Lehrkörpers vermochten das Geschehene wieder rückgängig zu machen.

Und worin bestand die Reorganisation in „subjektiver Richtung"? Die Regierung, der die Opposition, wie Rotteck und Welcker sie in der Kammer betrieben, längst in hohem Maße widerwärtig war, benutzte die

Gelegenheit, um den unbequemen Männern, denen sie als Abgeordneten nicht beikommen konnte, von seiten der Universität eins auszuwischen: beide wurden am 26. Oktober 1832 in Ruhestand versetzt. Bei jedem Anlaß bat in den nächsten Jahren die Hochschule, die beiden Lehrer zu rehabilitieren: doch die Regierung blieb bei ihrem Entschluß. Erst im Jahre 1840, zwei Monate vor seinem Tod, erhielt Rotteck sein Lehramt zurück.

Von 1832–1840 an seiner Dozententätigkeit verhindert, warf sich Rotteck um so energischer auf die Schriftstellerei und die Arbeit im Parlament. Im Verein mit seinem Kollegen Welcker begann der rastlos Tätige im Jahre 1834 sein „Staatslexikon", eine politische Encyklopädie, aus der unser deutscher Mittelstand viele Jahre lang fast ausschließlich über alle Fragen des Staatslebens sich belehrte und so mit Rottecks liberalen Ideen erfüllt wurde. Im Landtag erhob Rotteck wiederholt seine Stimme für die immer wieder gefährdete Preßfreiheit. Außerdem bemühte er sich für die Abschaffung der Zehnten, doch ohne in dieser wichtigen volkswirtschaftlichen Frage einen völligen Sieg des Vernunftsrechts über die Ungebühr des historisch Gewordenen zu erreichen. Immerhin kam es zu erheblichen Erleichterungen, und Rotteck, dem dieselben nach Ansicht des Volks zu verdanken waren, stand damals auf dem Höhepunkt seiner Popularität: allen Ernstes wurde der Vorschlag gemacht, jede Gemeinde solle an einem schönen Punkt ihrer zehntfreien Gemarkung eine „Rotteckseiche" pflanzen. In ganz Deutschland schlugen damals dem mutigen Volksfreund viel



Der Becherschrank Rottecks.
Mit Erlaubnis der Frau Präsidentin von Rotteck.

tausend patriotische Herzen entgegen. Die Leipziger schickten ihm einen silbernen Eichenkranz als Bürgerkrone; aus Rheinbayern und Nassau, aus Weimar und Altenburg kamen silberne Ehrenpokale für den „deutschen Rotteck". Mit den Bechern, die ihm die eigenen Mitbürger, die Bewohner der badischen Landstädte Lahr und Herbolzheim, Villingen und Hüfingen, ja selbst dörfliche Gemeinden widmeten, hatte er im Jahre 1834 nahezu ein Dutzend solcher kostbaren Andenken beisammen: da stifteten ihm seine Mitbürger einen in edelster Gotik geschnitzten Spiegelschrank, damit er sein Ehrengerät auch würdig aufstellen könne.

Wer wollte es den Freiburgern verargen, daß sie auf den Bürger, den ganz Deutschland ehrte, allmählich stolz wurden? Als Antwort auf seine Amtsentsetzung durch die Behörde wählten sie ihn zu Anfang des Jahres 1833 zu ihrem Bürgermeister. Selbstverständlich weigerte sich die Behörde, ihn zu bestätigen. Die Freiburger hätten ihn ein zweites Mal gewählt, doch er selbst widerriet die Wahl, um seiner Vaterstadt unabsehbare Schwierigkeiten zu ersparen. Das war eben auch ein echter Zug an diesem viel und mit Recht getadelten Manne, daß er, wo es sich um seine Person handelte, nachgeben konnte; in Prinzipienfragen dagegen fand man ihn jederzeit unerschütterlich.

Als Rotteck im Jahre 1840 gestorben war, verbot Ludwig I. seinem Bildhauer Schwanthaler die Ausführung eines Denkmals für ihn, da Rotteck „nicht ein Ehrendenkmal, sondern eine Schandsäule verdient hat". Doch die Universität ließ sich nicht hindern, vor dem alten Kollegienhaus auf dem Franziskanerplatz dem verdienten Landsmanne ein bescheidenes Denkmal zu errichten. Bei Nacht und Nebel wurde dies im Jahre 1851 durch die überängstliche Polizei abgebrochen und in Verwahrung genommen. Erst im Jahre 1862 erlaubte man, daß es unter erneuten Feierlichkeiten an der jetzigen Stelle auf dem „Rotteckplatz", unmittelbar vor dem einstigen Wohnhaus des Gefeierten, zum zweiten Male aufgerichtet wurde. Ein größeres Denkmal hatte sich Rotteck längst in den Herzen seiner Mitbürger gegründet, und dieses erwies sich als unzerstörbar; noch heute zählt sein Name zu denen, die das Volk mit Ehrfurcht nennt.

Wiederholt wurde auch in diesen dreißiger Jahren wieder die leidige, alte Frage aufgeworfen, ob Baden nicht eigentlich an einer Universität genug habe. Die Verdrießlichkeiten, welche zur strafweisen Schließung der Hochschule im Jahre 1832 geführt hatten, waren natürlich wenig geeignet, das Interesse der Regierung für den Fortbestand der Albertina zu erwärmen. Durch die Gründung der Universitäten Bern und Zürich, die in die Jahre 1833 und 1834 fiel, büßte Freiburg seine schweizerischen Zuhörer fast völlig ein. Gleichzeitig wurde den benachbarten Württembergern und Bayern der ausschließliche Besuch ihrer Landesuniversitäten zur Pflicht gemacht, sodaß auch von dort der übliche Zuzug jetzt aus-

blieb. Da im Jahre 1836 der philosophische Vorbereitungsunterricht der Universität abgenommen und den zwei neugeschaffenen Oberklassen des Gymnasiums zugewiesen wurde, minderte sich auch dadurch die Frequenz. Freiburg war jetzt lange Zeit die kleinste unter den deutschen Hochschulen. Zu allem Unglück hatten auch noch die Mitglieder des Lehrkörpers viel Streit untereinander, was nach außen hin gerade in so kritischer Zeit einen sehr schlechten Eindruck machen mußte. So wurden denn Stimmen laut, die aus der Universität eine theologische Spezialschule zu machen rieten; andere wieder wollten statt ihrer eine polytechnische Hochschule in Freiburg errichten. Zu der letzteren Ansicht bekannte sich auch Karl



Das Rotteck-Denkmal zu Freiburg.
Vornen rechts das alte Wohnhaus Rottecks. Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten".

Mathy, der spätere Staatsminister: er erklärte im Jahre 1844, nicht begreifen zu können, warum die Freiburger sich so sehr dagegen sträubten, einen Kreuzer herzugeben, um einen Gulden, nämlich das Polytechnikum, dafür zu nehmen. Zwei Jahre später beantragte gar die Budgetkommission, einen Teil der Dotation zurückzuziehen mit der Begründung, es fehle offenbar in Freiburg „an der rechten geistigen, wissenschaftlich-freien Lebensluft." Die Existenz der Universität hing wieder einmal an einem Haare. Bei der Abstimmung über die Dotation ergab sich Stimmengleichheit: und hätte nicht der Präsident Mittermaier damals seinen calculus Minervae zu Gunsten der Albertina abgegeben, so wäre ihr Untergang so gut wie besiegelt gewesen.

Die uns Heutigen so unbegreifliche Frage nach Sein oder Nicht-

sein hing noch weitere dreißig Jahre wie ein Damokles-Schwert über dem Nacken der kleinen Universität. Als am 31. Juli 1845 die Bahnlinie Offenburg—Freiburg eröffnet und damit die Stadt an den Weltverkehr angegliedert wurde, trug die Universität eine Inschrifttafel, deren Wortlaut jene Unsicherheit deutlich durchblicken läßt:

Albertina, die mit Würde
Seit Jahrhunderten bestand,
Bleibe fortan Stolz und Zierde
Für das schöne Oberland.

Das tolle Jahr 1848 brach an und damit eine Zeit neuer Drangsal, neuer Gefährdung. Sofort bei Beginn der Unruhen stockten die Einnahmen der Hochschule, um bald völlig auszubleiben. Gleich im März organisierten sich die Studenten als bewaffnetes Korps und wählten sich aus der Zahl der Professoren ihre Anführer. Obgleich nur mit sehr schlechten Flinten ausgestattet, trug dies Studentenkorps doch dazu bei, daß größere Ruhestörungen zunächst unterblieben. Aber es kam schlimmer. Freiburg befand sich an Ostern 1848 in den Händen der Freischärler, die nur nach heftigen Staßenkämpfen aus der Stadt verdrängt werden konnten. Das Sommersemester nahm am 8. Mai trotz aller Unruhe ringsum seinen Anfang. Die Regierung lockerte jetzt von sich aus die Zügel, um die Jugend nicht dem Radikalismus in die Hände zu treiben; während bisher jeder Student bei der Immatrikulation hatte schwören müssen, sich an keiner Burschen- oder Landsmannschaft beteiligen zu wollen, verzichtete man jetzt auf diesen verhaßten „Revers".

Bedenklicher noch standen die Dinge im Jahre 1849 infolge der Meuterei des Militärs. Wieder taten sich die Akademiker zusammen und baten den Stadtrat um Aufnahme in die Bürgerwehr und um Gewehre. Beides wurde bewilligt, nur mußte für jede Flinte 15 fl bar bezahlt oder aber Bürgschaft für Rückgabe in gutem Zustand geleistet werden.

Als am 14. Mai dieses Jahres die großherzogliche Familie außer Landes geflohen war und nun der revolutionäre „Landesausschuß" die einzige tatsächliche Regierung in Baden war, kam der Advokat Heunisch als ihr Kommissär nach Freiburg, enthob den Regierungsdirektor einstweilen seiner Stelle und wußte auch das Militär sich gefügig zu machen. Die große Unsicherheit und Verwirrung trieb jetzt viele Professoren und Studenten aus der Stadt; die übrigen hielten zwar aus; doch nachmittags um vier Uhr mußten alle Kollegien schließen, damit die akademische Jugend „zum Wehrdienst die nötigen Übungen machen könne." Am 21. Mai gelobten die meisten Dozenten und Universitätsbeamten in die Hände des vorher von Heunisch vereidigten Prorektors ihrerseits der neuen Landesregierung, soweit sie die Reichs- und Landesverfassung nicht verletze, Untertanentreue.

Am 4. Juni befanden sich zahlreiche Akademiker unter dem etwa 400 Mann starken Aufgebot der Freiburger Volkswehr, die nach Rastatt abzog, um die Murglinie, diese „Barrikade der Freiheit gegen hochverräterische Fürsten“, verteidigen zu helfen. Anfangs Juli, als die Sache der Freischärler schon so gut wie verloren war, kehrten sie in aller Stille zurück, mußten aber, soweit sie an Kämpfen teilgenommen hatten, vor einer Untersuchungskommission sich rechtfertigen, was den meisten unschwer gelang. Nur wenige waren in Rastatt gefangen worden und schmachteten nun in den dortigen Kasematten: doch der Prinz von Preußen, unser späterer Kaiser Wilhelm I., ließ sich durch die Bitten des Senats leicht bestimmen, den meisten auch von dort schon im August die Heimkehr zu gestatten.

In den Tagen vom 3. bis 5. August 1857 beging die Hochschule die Feier ihres 400 jährigen Bestandes. Alle deutschen Universitäten mit Ausnahme von Breslau und Königsberg schickten ihre Vertreter; auch von den österreichischen und schweizerischen kamen Abgesandte. Und alle diese Gäste waren erstaunt, wie viel gesundes Leben an dieser kleinsten unter den deutschen Hochschulen sich regte, und wie schön es in diesem „Nest“ sich leben ließ. Nach einer vielverheißenden Vorfeier auf dem Jägerhäuschen, wo bei herrlichstem Wetter die Musensöhne malerisch mit ihren Gläsern auf den Rasenabhängen gelagert waren und von ihrem Gesang den nahen Wald erklingen ließen, kam der 4. August, der erste eigentliche Festtag, heran. Böllerschüsse vom Schloßberg kündeten ihn an. Zur Kirchenzeit ordnete sich der Festzug der Professoren und Studenten: vom Kollegienhaus in der Bertholdstraße bewegte er sich zwischen den Spalier bildenden Zünften dem Münster zu, wo das Tedeum gesungen wurde und ein Kirchenchor Beethovens missa sollemnis ertönen ließ. Darauf begab sich die Festgesellschaft zur Universitätskirche, um der Fest- und Gedächtnisrede des Mediziners Baumgärtner zu lauschen. Ein Festmahl in der besonders reich geschmückten Sängerhalle gab dann Anlaß zu zahlreichen Toasten. Ein großartiger Fackelzug und Beleuchtung des Münsterturms beschlossen diesen ersten Tag. Am Vormittag des 5. August fanden in der Universitätskirche die Ehrenpromotionen statt; diesen Festakt ehrte auch Großherzog Friedrich durch seine Gegenwart: er ließ es sich nicht nehmen, auch dem Bankett anzuwohnen, das am Abend nochmals alle Gäste in der Sängerhalle vereinigte. Nach dem feierlichen Toast auf den Landesherrn wurde ihm hier ein flotter Salamander gerieben, worauf der jugendliche Fürst, dem kurz zuvor sein Thronerbe geboren war, eine seiner ersten öffentlichen Reden hielt: sie galt dem ferneren Flor der Alberto-Ludovicia. Bald sind es nun 50 Jahre, daß Großherzog Friedrich an den Schicksalen unserer Hochschule Anteil nimmt. In guten und in bösen Tagen hat er in all der Zeit ihr Wohl bedacht, vielfach persönlich ihre Angelegen-

heiten gefördert, ein guter Genius ist er ihr geworden. Niemand aber, der damals im Jahre 1857 seine schlichten Worte mitanhörte, ahnte in dem jungen Redner den späteren Mitbegründer des deutschen Reiches.

Die Hochschule sollte ihm schon zwei Jahre später Gegenstand ernstester Sorge werden. Er hatte im Herbst 1859 mit dem päpstlichen



Großherzog Friedrich von Baden als Regent 1885.
Steindruck in der Städtischen Sammlung.

Stuhl das sogenannte Konkordat geschlossen, das der römischen Kirche in Baden die gewünschte Unabhängigkeit in vollstem Maße zusicherte. Über ein Drittel aller Kirchenpfründen wurde danach dem Erzbischof zur Vergebung überlassen, die Heranbildung des Klerus vollständig in seine Hand gelegt. Bis zur Herstellung eines eigenen Priesterseminars nach tridentinischer Vorschrift sollten die künftigen Geistlichen an der

Universität Freiburg studieren, wo sie zu einem Konvikt vereinigt wurden; nur dieser Hochschule schlechthin katholischen Charakter beizulegen, hatte die Regierung für jetzt verweigert. Dafür wurde aber nicht bloß die theologische Fakultät der Aufsicht des Erzbischofs bedingungslos unterstellt, nein, die Regierung versprach auch Rücksicht auf seine Beschwerden für den Fall, daß ein Mitglied einer anderen Fakultät in seinen Vorträgen mit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre in Widerstreit geriete.

Diese zwischen der badischen Regierung und dem päpstlichen Stuhl nach langen Verhandlungen endlich getroffene Vereinbarung entfesselte alsbald einen gewaltigen Streit. Am 28. November tagten vierhundert liberale Männer aus allen Landesteilen zu Durlach und erklärten sich mit Nachdruck gegen das Konkordat. Von katholischer Seite blieb man die Antwort nicht schuldig: das Freiburger Domkapitel dankte dem Großherzog für seine wahrhaft landesväterliche Tat; eine wahre Lawine von Dankadressen mit angeblich 85000 Unterschriften wurde in Bewegung gesetzt. In Freiburg, das zunächst von der gesteigerten Aufsichtsgewalt der Kurie betroffen war, gingen die Wogen der Erregung besonders hoch. Am 1. Januar 1860 versammelten sich einige hundert Bürger im Gasthaus zum Lamm und beschlossen, das Ansuchen an den Gemeinderat zu stellen, für Abwehr dieses die Hochschule bedrohenden Schlages besorgt zu sein. Der Magistrat unterbreitete daraufhin dem Landesherrn eine Bittschrift zu gunsten der bedrohten Lehrfreiheit an der Hochschule; die große Mehrheit der Professoren aber unterzeichnete ein Promemoria, worin sie den Schutz des Großherzogs gegen diesen „Zwang an der Wissenschaft" anrief. Außer den Theologen schlossen sich nur die Professoren Buß und Schwörer von diesem Promemoria aus. Buß hatte sich schon im Jahre 1846 öffentlich für „die Erhebung der ihrem katholischen Prinzip entrückten Universität Freiburg zu einer großen, rein katholischen Universität deutscher Nation" ausgesprochen; Schwörer aber hatte im Jahre 1845 als Prorektor, auch damals schon im Widerstreit zu vielen Kollegen, erklärt: die Eigenschaft der Universität als einer katholischen Stiftung sei als einer der vorzüglichsten Rechtsgründe ihres Bestehens öffentlich anerkannt (vgl. u. S. 126). Es half nichts, daß die katholische Presse die Aufregung belächelte, welche diese nach ihrer Ansicht ganz selbstverständlichen dem Erzbischof gemachten Zusagen im liberalen Lager hervorriefen, daß sie sich über die Bürgerversammlung lustig machte, die da vermeinte, der Großherzog werde dem „Zweckessen im Lamm" zu lieb sein Abkommen mit dem Papste abändern. Daß es sich in diesem Streit um nichts geringeres als um die Frage handelte, ob Freiburg eine freie Stätte wissenschaftlicher Forschung bleiben oder aber ein katholisches Seminar werden sollte, das konnte auf die Länge niemand verkennen. Man suchte nun freilich der Bürgerschaft einzureden, „wenn die

Universität einen etwas katholischeren Charakter annähme, dann erst sei eine rechte Frequenz zu erwarten". Aber dieser Trost verfing nur bei wenigen, und die seitherige Entwicklung gibt ihnen Recht. Denn wem ist die heutige hochgesteigerte Frequenz in der Hauptsache zu verdanken, wenn nicht dem Zuzug aus dem protestantischen Norden?

So war es denn für die Weiterentwicklung der Alberto-Ludovicia von einschneidender Bedeutung, daß unser Großherzog die Entscheidung in diesem Streit den Landständen zuwies und, als diese mit großer Mehrheit das Konkordat mißbilligt hatten, auf dies mit dem Papst geschlossene Abkommen verzichtete. Wie wahrhaft fürstlich und groß unser Landesfürst in diesem unseligen Hader nur das Wohl des Landes bedacht hat, wie lediglich er es war, der durch den Adel und die Würde seiner Stellungnahme dem erregten Gezänke ein Ziel setzte, das gehört zu den schönsten Erfolgen dieses gesegneten Fürstenlebens. Die neue Vereinbarung aber, die mit der Kurie geschlossen ward, überließ zwar die Fachbildung der Priester nach wie vor völlig der Kirche; aber von einer gesetzlich festgelegten Berechtigung des Erzbischofs, sich über Lehräußerungen nichttheologischer Professoren bei der Regierung zu beschweren und von einem Anspruch auf „jede tunliche Abhilfe" gegen solche Beschwerden war jetzt keine Rede mehr. Wohl tauchte später noch hin und wieder der Wunsch auf, Freiburg zu einer rein katholischen Anstalt zu machen: aber je unzulänglicher die ursprüngliche Kirchpfründdotierung erscheint, je stärker von Jahr zu Jahr die Mittel des paritätischen Staates zur Unterhaltung der Lehranstalt in Anspruch genommen werden — einem Staatszuschuß von 727000 M. standen im Jahre 1906 nur 45000 M. Grundstocksrenten gegenüber —, je mehr die Blüte Freiburgs auf dem Zuzug aus dem protestantischen Norden ganz wesentlich mit beruht, um so stiller ist es mit jenem Wunsche geworden.

Wenden wir uns von diesen mehr äußeren Schicksalen der Hochschule wieder ihrem Innenleben und ihrer wissenschaftlichen Betätigung zu, so muß vor allem daran festgehalten werden, daß auch in diesem Zeitraum der bescheidenen Frequenz ein herzlich bescheidener Lehrbetrieb entsprach. Alte Freiburger, die sich der 50er und 60er Jahre noch erinnern können, müssen unumwunden zugeben, daß damals hier „nichts los war": mangelhaftes Studentenmaterial, durchaus unzulängliche Lehrinstitute, fast gar keine Lehrer von Ruf und wissenschaftlicher Bedeutung. Daß ein Freiburger Professor nach einer anderen Universität berufen wurde, kam vor 1870 so gut wie gar nicht vor. Es verlohnt also nicht, daß wir für diesen Zeitraum die einzelnen Fakultäten Revue passieren lassen. Wir dürfen uns darauf beschränken, einige wenige Männer von ausgesprochener Eigenart herauszuheben.

Zu diesen zählt vor allem **Heinrich Schreiber**, der Historiker Freiburgs und seiner Hochschule. Wohin man greift, überall ist man auf ihn

und seine Forschung angewiesen. Auch die vorliegende Monographie wäre nie ohne Schreibers umfassende Vorarbeiten geschrieben worden. Im Jahre 1793 war er zu Freiburg als Kind bescheidener Leute geboren; schon als Gymnasiast half der liebenswürdige Knabe seiner Mutter durch Privatstunden den Lebensunterhalt der kleinen Familie verdienen. Für den Studenten war Rotteck trotz ungenügenden Quellenstudiums, trotz mangelnder Objektivität eine Leuchte. Aber persönlich trat er ihm nicht nahe; das war nicht Rottecks Art. Unter den Theologen imponierte ihm Leonhard Hug (s. o. S. 86); aber auch er war persönlich ohne



Heinrich Schreiber.
Mit Erlaubnis des Breisgauvereins Schauinsland.

Einfluß auf seine Schüler. Am meisten persönliche Anregung verdankte Schreiber dem Moraltheologen Wenker. Neben seinem Brotstudium widmete sich der vielseitig begabte Jüngling fleißig den Naturwissenschaften, wagte sich auch unter der Anleitung Jacobis (s. o. S. 89 ff) an poetische Versuche. Nach einem längeren Aufenthalt im Priesterseminar zu Meersburg, wo er den hochbetagten Fürstprimas Dalberg und durch diesen den Magnetiseur und Charlatan Mesmer kennen lernte, in seinem eigentlichen Fache aber herzlich wenig Förderung erfuhr, kehrte er nach Freiburg zurück, um zuerst als Hauslehrer und Redakteur des Freiburger Wochenblattes, dann als Professor am Gymnasium und als Bibliothekskustos sein Brot zu verdienen. Im Jahre 1821 habilitierte er sich nach wohlbestandenem Doktorexamen in der philosophischen Fakultät und hielt

nun Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur und über Ästhetik. Im Jahr darauf wurde er Präfekt des Gymnasiums. Obgleich die Theologie strenggenommen sein Beruf nicht war, so nahm er doch im Jahre 1826 die ihm angebotene Professur für Moraltheologie an. Auch in diese Materie arbeitete er sich schnell ein und schrieb sogar ein Handbuch über Moraltheologie, worin er die kirchliche Lehre vom Zölibat bekämpfte. Diese Auflehnung gegen ein bestehendes, wenn auch oft mangelhaft genug beachtetes Gebot, sollte sein Verhängnis werden. Denn die erzbischöfliche Kurie, welche es im Jahre 1835 glücklich durchgesetzt hatte, daß ihr alle theologischen Vorlesungsbücher zur Begutachtung vorgelegt werden mußten, forderte Schreiber auf, sein Handbuch künftig im Kolleg nicht mehr zu Grunde zu legen. Dessen weigerte sich natürlich der ehrliche Mann; zweierlei Sprache zu führen, eine im Buch, eine andere im Kolleg, war ihm unmöglich. Die Studenten, angetan von seinem Mannesmut, überreichten ihm damals einen silbernen Ehrenbecher. Auch der Senat der Universität hatte anfangs seine Genugtuung darüber ausgesprochen, mit welcher Energie Schreiber die Rechte der Universität als selbständigen Lehrkörpers gegen die Ansprüche der Kurie verfocht. Aber durch das unablässige Drängen des Ordinariats mürbe gemacht, forderte er ihn schließlich im Jahre 1836 auf, die anstößigen Paragraphen seines Kompendiums „mit passendem Übergang" in Zukunft zu überschlagen. Als Schreiber hierzu nicht zu bestimmen war, wurde das Ministerium ersucht, den unbotmäßigen Theologen in die philosophische Fakultät zu versetzen. Dies geschah, und Schreiber las fortan hauptsächlich über historische Hilfswissenschaften. Im Jahre 1845 warf er sich dem von Ronge begründeten Deutschkatholizismus in die Arme. Als er seinen Übertritt zu dieser Sekte dem Erzbischof ankündigte, wurde er nach vergeblicher Vermahnung am 9. Mai exkommuniziert. Schreiber hatte für das Sommersemester ein Kolleg über Ethik am schwarzen Brett angekündigt: eigenmächtig ließ der Prorektor Schwörer schon einige Tage vor seiner Exkommunikation diesen Anschlag entfernen. Die Regierung, deren Entscheidung nun angerufen wurde, mißbilligte zwar die Maßregel des Prorektors, bestimmte aber, daß Schreibers Vorlesung über Ethik unverzüglich zu inhibieren sei, und versetzte den noch durchaus rüstigen Gelehrten am 16. Januar 1846 in den Ruhestand. In demselben Jahre noch tat Schreiber einen weiteren Schritt, er heiratete. Die Akten über seine Absetzung legte er im Jahre 1849 in seinen „Denkblättern aus dem Tagebuch eines Hochschullehrers" der Mit- und Nachwelt vor. Im übrigen suchte und fand er Trost in der Pflege seines Gartens und bei der Schriftstellerei.

Das Münster, die Universität, die ganze Stadt und weitere Umgebung machte er zum Gegenstand eingehendster Behandlung; auf 97 Nummern beläuft sich die Zahl seiner großen und kleinen Arbeiten; immer verfügt

er über ein reiches, mit unendlichem Fleiß zusammengetragenes Quellenmaterial, und wenn er auch hier und da einmal ungenau oder gar falsch zitiert, so werden so kleine Mängel mehr als aufgewogen durch die Klarheit der Darstellung, die herzliche Wärme, den guten Geschmack des Verfassers.

Am 29. November 1872, nachdem er noch die Wiederkehr des Reiches mit voller Freude miterlebt hatte, starb der liebenswürdige Gelehrte, dessen ehrliche Geradheit uns ebensoviel Anerkennung abnötigt,



Alban Stolz.

wie seine Leistung als Lokalhistoriker. Keine Ehrung wurde je besser verdient als das bescheidene Denkmal, das ihm in der Nähe seines Wohnhauses in den „Schreiberanlagen“ errichtet worden ist.

Ein korrekter Katholik, aber im übrigen eigenartig genug war der Pastoraltheologe **Alban Stolz** (1808—83): man hat ihn den „originellsten Vertreter des ultramontanen Katholizismus“ genannt. Schon sein Vater, seines Zeichens Apotheker in der kleinen Stadt Bühl bei Baden, gehörte zu den Originalen: „Ich habe, bezeugt der Sohn, wenige Bekannte, mit denen ich verhältnismäßig so wenig und so selten gesprochen habe als mit ihm.“ Die Mutter war kränklich; wirklichen Einfluß auf ihn, auch in religiöser Hinsicht, übte nur seine um 20 Jahre ältere Schwester. Das Gymnasium besuchte er zu Rastatt als „ein

ziemlich träger Student". Im Sommer ging er dort täglich in aller Herrgottsfrühe einsam in den Wald, um seinen Schiller oder Goethe zu lesen. Auch als Student fand er seinen schönsten Zeitvertreib in der Einsamkeit: er stand immer sehr früh auf, um dann beschaulich stundenlang „unter dem Fenster zu liegen und seinen Phantasien und Gedanken zuzuschauen". Die Jurisprudenz, die er anfänglich studierte, deuchte ihm „trocken und langweilig". Er entschloß sich bald umzusatteln und „provisorisch" Theologe zu werden und ließ sich nun „drei Jahre lang mit dem Stroh und den Disteln der Freiburger Theologie und entsprechender Schriften füttern". Nachdem er trotz dieser suffisanten Denkweise seine Examina bestanden hatte, ging er noch ein Semester nach Heidelberg, um dort privatim noch etwas nach Behagen zu studieren. Im Juli 1830 schrieb er in sein Tagebuch: „Jetzt ist mein Körper gesundet und mein Geist erstarkt; gewaltig und froh schreitet er einher auf den selbst gemachten Ruinen des zerstörten Glaubens; nur drei Türme ließ er stehen: Unsterblichkeit, Freiheit, Gott. Aber jetzt strebt er eine neue Stadt aufzubauen, und die alten Säulen stehen wieder auf und das zerstörte Gebäude wird wieder werden, nur schwächer und ungeschmückt. Ich fürchte sehr, daß ich eine eigene Kirche mir bleiben werde, wo ich Papst und Volk und alles bin." Da auf einmal, im November des nächsten Jahres, geht ihm der Standpunkt auf, den er nun sein Leben lang einnehmen sollte: „alles Suchen und Grübeln für immer abzutun, sich einfach der Autorität der katholischen Kirche zu unterwerfen und, wenn das Ungeziefer der Zweifel wieder in die Seele krieche, es einfach zu zertreten, statt damit zu disputieren". Der so Bekehrte wurde im Jahre 1833 Priester und bestand 1841 die Pfarrkonkursprüfung als der einzige unter 45 Kandidaten mit der Note „vorzüglich". Nachdem er noch Doktor der Theologie geworden, wurde ihm trotz Widerspruchs zweier Mitglieder der Fakultät und achtzehn anderer Professoren der Lehrstuhl für Pastoraltheologie und Pädagogik übertragen. Er war ein fleißiger, aber keineswegs ein hinreißender Dozent. Seine theologischen Kenntnisse blieben, wie sie es von Anfang an waren, dürftig. Nachdem er sein Kollegheft einmal „gegründet", gab er sich nach seinem eigenen Geständnis „keine Mühe mehr, bei bewährten Schriftstellern das Beste zusammenzusuchen, um es bei den Zuhörern nützlich anzulegen"; er zog es vielmehr vor, „seine eigenen Ansichten und Einfälle im Kolleg auszusäen". Auf seinem Zimmer befanden sich zwei nicht sehr geräumige Büchergestelle, in denen mehr geschenkte als gekaufte Bücher standen; waren sie überfüllt, so verschenkte er davon an dürftige Studenten. Von „Büchergelehrten" sprach er nur mit Verachtung. Aus purer Unwissenheit trug er mitunter Ansichten vor, die mit der herrschenden Kirchenlehre nicht zusammenstimmten, so daß gelegentlich seine kirchliche Gesinnung angezweifelt werden konnte.

Die Hauptbedeutung des Mannes liegt nicht in der Forschung und nicht im Kathedervortrag, sondern in der volkstümlichen Schriftstellerei. Durch sie ist er nicht nur Katholiken, sondern auch vielen Protestanten lieb geworden. Er besaß eine ungewöhnliche Fähigkeit, derb volkstümlich und dabei packend zu schreiben; was man „Kalenderton" im besten Sinne nennt, beherrschte er wie wenige. Schon die Titel, die er wählte, entsprachen der Vorliebe weiter Volkskreise für das Absonderliche, Überraschende. Seinem „Kalender für Zeit und Ewigkeit", der seit 1843 regelmäßig in riesigen Auflagen erschien, eröffneten die „Abführmittel gegen Todesangst". Seine Herbstreise im Jahre 1853 beschrieb er unter dem Titel: „Spanisches für die gebildete Welt"; seine Reise ins heilige Land (1857) als „Besuch bei Sem, Ham und Japhet". Die eigentliche Reiseschilderung war dabei Nebensache und nur Gerüst für allerlei witzige und humoristische, oft geradezu barocke Reflexionen. Auch der kirchlichen Polemik diente seine gewandte Feder. Gegen den Deutschkatholizismus richtete sich die Streitschrift: „Der neue Kometstern mit seinem Schweif oder Joh. Ronge und seine Briefträger" (1846); gegen den Heidelberger Theologen Schenkel die „Klinge ohne Heft" oder „Der papierene Fels des Herrn Schenkel" (1852); gegen die Civilehe „Der Wechselbalg, womit Baden und Österreich aufgeholfen werden soll" (1868) u. s. w. Besonderen Wert legte er selbst auf eine Sammlung von einigen hundert Unglücksfällen, worin der „Finger Gottes" sich deutlich offenbart haben sollte. Er hatte vorher in den Tagesblättern Geistliche und Laien aufgefordert, ihm solche Fälle zu berichten, und druckte nun mit Behagen auch die dunkelsten Geschichten ab: „Schreibende Hand auf Wand und Sand" taufte er diese 1874 erschienene Kuriositätensammlung, die faustdick zeigte, „daß er die geist- und geisterlose Aufklärung glaubensscheuer Erdenmenschen nicht respektiere".

Als Probe seines oft wirklich weihevollen Stils sei hier eine Stelle mitgeteilt, die in seinem Buch „Das Vaterunser und der unendliche Gruß" sich findet: „Bist Du noch nie, so schreibt er da, an einem Frohnleichnamstag in Freiburg gewesen, die Prozession zu schauen? Wenn Du da mit der Prozession einziehest in den großen Tempel, wie magst Du erstaunen und Dich freuen über die Herrlichkeit um Dich herum! Weithin in langem Gang reihen sich die mächtigen Säulen und neigen sich oben zusammen und formen das hohe prächtige Gewölb. An jeder Säule steht schön und ernst ein Apostelbild von Stein und brennt eine Kerze davor und ragt eine schlanke Birke mit weißem Schaft und grünen Blättern empor — Du gehest wie in einem Wald von grünen Bäumen, von brennenden Kerzen, von felsengroßen Säulen und Statuen der Heiligen. Von den Fenstern funkelt und strömt das Licht in zahllosen Farben und Bildern. Und schaust Du weit vor Dich hin zum großen Chor, so siehst Du dort den Hochaltar — es schimmert von dorther Reichtum, Kunst und Pracht



Blick ins Münster zu Freiburg.
Mit Erlaubnis des Münsterbauvereins.

in Gold und Silber und funkelnden Steinen, und hochhinauf wie goldige Bäume streben in Aesten und Zweigen seine kunstvollen Säulen und Bogen. Und aus der Brust des gewaltigen Turmes wühlen sich tief und schwer die Glockentöne, als hätte das große, halbtausendjährige Münster selbst eine Stimme bekommen; von innen braust groß und mächtig die Orgel — und Musik und Gesang tönt nah und fern, die schönsten Töne winden und flechten sich durch einander und loben Gott in ihrer Weise."

Alban Stolz war, wie gesagt, ein Original und gefiel sich darin, „nicht wie alle andern zu sein und so viel wie möglich gegen den



Adalbert Maier.
Steindruck in der Städtischen Sammlung.

Strom zu schwimmen". Ein altmodischer Rock, ein sehr uneleganter Cylinderhut, große Vatermörder, aus denen die spitze, bei kühler Witterung gerötete Nase eigentümlich herausragte, machten ihn kenntlich. Zeitlebens wohnte und speiste der gänzlich ungesellige Sonderling wie ein Student: die reichen Erträge seiner in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten Schriften opferte er wohltätigen und kirchlichen Zwecken.

Eine kaum weniger originelle Erscheinung war der Exeget Adalbert Maier. Die Freiburger nannten den unheimlich hageren und mageren Gelehrten nur „das Mannele". Er war 1811 geboren, lernte hauptsächlich bei Leonhard Hug (s. o. S. 86) Bibelkritik und vertrat von 1837 bis 1889 an der Hochschule das Fach der Exegese. An Genialität und allseitiger Gelehrsamkeit kam er seinem Vorgänger und Lehrer nicht gleich;

aber seine positiv-kirchlichen, dabei in der Form mustergiltigen Kommentare sind noch immer lesenswert. Innerhalb des akademischen Trienniums pflegte er seine Hörer in alle großen Bücher des Neuen Testaments einzuführen. Nachdem er als Priester, Doktor und Dozent sein 50. Jubiläum unter großen Ehrungen begangen hatte, starb er im Jahre 1889.

Eine Hauptzierde der Universität war, freilich erst nach 1870, der Kirchen- und Kunsthistoriker **Franz Xaver Kraus.** Er war als Sohn eines Malers im Jahre 1840 zu Trier geboren, hatte in der alten Kaiserstadt unter reichlicher künstlerischer Anregung seine Jugend verbracht, dann in Bonn bei Ritschl und Jahn eine gründliche philologische Schulung sich erworben und im Jahre 1862 in Freiburg den philosophischen und drei Jahre später auch den theologischen Doktorhut erlangt. Im Jahre 1872 war er an die neugegründete Straßburger Hochschule als christlicher Kunsthistoriker berufen worden, erfreute sich aber dort als junger Dozent eines sehr mäßigen Zulaufs. Um so fleißiger förderte er eine Reihe literarischer Arbeiten: ein Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende, worin er zum erstenmal den Monumenten den ihnen gebührenden Platz anwies; ferner eine statistische Aufnahme der Kunst- und Altertumsdenkmäler der Reichslande in vier stattlichen Bänden, endlich eine verdeutschte, aber vielfach erweiterte Ausgabe der Roma sotterranea von Northcote Brownlow. Im Jahre 1878 folgte er einem Ruf als Kirchenhistoriker an die Freiburger Hochschule, und hier sollten ihm nun seine bedeutendsten Arbeiten gelingen. Den Kunstdenkmälern des badischen Landes wandte sich jetzt seine Fürsorge zu, wie früher schon den elsaß-lothringischen, und für die statistische Herausgabe derselben, die noch nicht abgeschlossen ist, hat Kraus die wichtigsten Richtlinien gezogen. Im besonderen interessierten ihn die christlichen Altertümer der Bodenseeinsel Reichenau. Aber auch der Universitätskapelle des Freiburger Münsters hat er eine sorgfältige Monographie gewidmet. In zwei Quartbänden gab er von 1882—86 eine Realencyklopädie der christlichen Altertümer heraus, die eine vollständige Kulturgeschichte der ersten sechs christlichen Jahrhunderte bietet. Andern Kunsthistorikern gegenüber zeichnete ihn vor allem eine sichere Vertrautheit mit den liturgischen Einrichtungen seiner Kirche aus, deren Kenntnis protestantischen Autoren zu ihrem erheblichen Nachteil abzugehen pflegt. Sein gesamtes



Franz Xaver Kraus.
Medaillon von Joseph von Kopf.

archäologisches, kirchen- und kunsthistorisches Wissen hat er dann in seiner „Geschichte der christlichen Kunst“ zusammengedrängt, die er leider nicht mehr vollenden sollte; seine souveräne Beherrschung des Stoffes feiert hier wirkliche Triumphe; zumal in bezug auf Ikonographie und Symbolik der mittelalterlichen Kunst ist hier für lange hinaus eine solide Grundlage für weitere Forschung gelegt. Neben der Kunstgeschichte pflegte Kraus in Freiburg die Danteforschung; Dante war der eigentliche Leitstern seines Lebens, zumal im Alter, als er, vereinsamt, in eine sentimentale Schwermut sich einspann. Wie Dante, so hatte auch Kraus das Bedürfnis, über die Schäden seiner Kirche nachzudenken und schriftstellerisch sich zu äußern. Der Reformkatholizismus, der für wissenschaftliche Kritik und für Abkehr von den lediglich politischen Machtbestrebungen des Ultramontanismus wirkt, erkennt in Kraus einen seiner vornehmsten Führer. Mit zunehmender Schärfe hat er gegen die ecclesia politica seine gewandte Feder in Bewegung gesetzt, zumal seit die wohlbegründete Hoffnung, Freiburger Erzbischof zu werden, sich zerschlagen hatte. Das größte Aufsehen erregten seine kirchenpolitischen Briefe, die er hauptsächlich unter dem Pseudonym „Spectator“ in der Münchner Allgemeinen Zeitung erscheinen ließ. Das System seiner Kirche hinderte ihn bis zum Tode, sich als Verfasser dieser kühn kritisierenden Briefe zu bekennen, und seine korrektgläubigen Freunde wollen ihn noch heute nicht dafür gelten lassen. Die Palme des eigentlichen Märtyrertums blieb dem pseudonymen Kritiker versagt und muß auch von uns ihm versagt werden. Seine Größe liegt durchaus auf dem Gebiet der Forschung, der Kritik und der schriftstellerischen Arbeit. Die Versuche, ihn auch zu einem großen Charakter und Helden zu machen, sind als verfehlt zu bezeichnen. Kraus besaß eine merkwürdige Gabe, mit hohen und allerhöchsten Personen zu verkehren, er war ein vollendeter Hof- und Weltmann, mit seiner geschmeidigen Gestalt und dem feingeformten, schönen Kopf die Zierde jedes Salons und auch in den Boudoirs schöngeistiger Damen außerordentlich gern gesehen. Seine Beziehungen umspannten die Welt. Aber seine Stärke war doch auch seine Schwäche. Die in Freiburg mit ihm lebten, mußten erfahren, daß er stark nach oben schielte, daß er in allem und jedem die Hand gern im Spiel hatte, daß er nicht immer das Prädikat einer geraden, zuverlässigen Persönlichkeit für sich in Anspruch nehmen konnte.

Die Freiburger Universität hat sich Kraus, der im Jahre 1901 auf einer letzten Studienreise nach seinem geliebten Italien starb, durch sein Testament dauernd zu Dank verpflichtet. Er bestimmte, daß ein beträchtlicher Teil seiner kostbaren Büchersammlung an die Hochschule fallen solle und das von ihm hinterlassene Vermögen zur Fundierung eines Lehrstuhles für christliche Archäologie zu verwenden sei. Diese letztwillige Schenkung sollte ein Ausdruck des Dankes sein, „welchen er

seinem gnädigen Landesherrn, dem Großherzog, zollte“; zugleich ein Ausdruck der Sympathie für das Land, welches ihm eine zweite Heimat geworden sei. Er knüpfte an sein Vermächtnis die charakteristische Bedingung, daß der Dozent für den neu zu schaffenden Lehrstuhl „an keiner von Jesuiten geleiteten Anstalt gewesen sein darf“. Es wird später zu schildern sein, in wieweit diese in so schöner Gesinnung voll-



Franz Joseph Buß.
Lichtdruck in der Städtischen Sammlung.

zogene Stiftung dem Theologiestudium zu Freiburg dauernd zu statten kommt (u. S. 156).

Unter den Juristen spielte seit 1846 eine große, wenn auch nicht immer rühmliche Rolle Franz Joseph Buß. Ein großer Gelehrter war er nicht, trotz geradezu blendender Vielseitigkeit: in omnibus aliquid, in toto nihil lautete das Urteil der Fachgenossen. Aber ein Agitator war Buß, wie er im Buche steht. Rastlos verfolgte er das Ziel, die „ihrem katholischen Prinzip entrückte Universität Frei-

burg zu einer großen rein katholischen Universität deutscher „Nation zu machen. Buß besaß eine erhebliche Popularität: zur Zeit der großen Hungersnot im Winter 1846/7 bereiste er die am schwersten heimgesuchten Schwarzwaldorte und linderte die Not durch Geldsammlungen größten Stils. Seine großdeutsche Gesinnung, die ihn für die Einigung Deutschlands unter Österreichs Führung unentwegt tätig sein ließ, machte ihn seinen südwestdeutschen Landsleuten erst recht wert. Hunderte von Vereinen in Baden, in Westfalen und anderwärts hat der eifrige, unermüdliche Mann ins Leben gerufen, um den Katholiken Waffen der Abwehr und Organe der Propaganda zu schaffen. In seinem verzehrenden Eifer war Buß ziemlich skrupellos in der Wahl der Mittel, und Karl Mathy hat ihn einmal vor versammeltem Landtag der plumpsten Lüge überführt. Er mußte zu seinem Ingrimm erleben, daß von allem, was er erstrebte, so ziemlich das Gegenteil eintrat; sein Österreich, „dessen Fahne hochzuhalten er selbst in schweren Zeiten nie gezaudert hatte“, wie Kaiser Franz Joseph ihm bei der Adelserhebung bezeugte, wurde aus dem neuen Reiche ausgeschlossen, und seine Hochschule Freiburg verlor seit 1866 immer mehr den Charakter einer ausschließlich katholischen Bildungsstätte.



Heinrich von Treitschke
als Freiburger Dozent.

Zu den großen Toten der Freiburger Hochschule zählt auch **Heinrich von Treitschke**. Er stand im Jahre 1863, wo er hier über Politik und Staatswissenschaften zu lesen begann, erst im dreißigsten Lebensjahr, hatte sich aber bereits in weiten Kreisen als Publizist bekannt gemacht. Sein erster Eindruck ließ ihm die Verhältnisse an der Freiburger Hochschule sehr klein erscheinen; verglichen mit Leipzig, seiner bisherigen Wirkungsstätte, waren sie es in der Tat. Aber er hoffte, hier Zeit zu finden zu tüchtiger literarischer Arbeit — und so kam es dann auch. Seine Wohnung in der Luisenstraße Nr. 8 blickte auf das Münster hinüber: er dachte sich in seinen vier Wänden recht traulich zu befinden, und die Briefe, die er in jenen Jahren von Freiburg aus an Gustav Freytag richtete, zeigen den jungen Stürmer auch in leiblichem Behagen. Aber freilich, der Rahmen war ihm zu eng, die Umgebung zu fremdartig. Und so entströmen ihm in seiner temperamentvollen, leidenschaftlichen Weise des öfteren briefliche Äußerungen, die ebenso ur-

wüchsig und kernig, wie unbequem für den Lobredner auf Freiburg sind. Ich glaubte, die schlimmsten dieser Äußerungen unterschlagen zu sollen, da sie starker Korrektur bedürfen: in Wahrheit befand sich Treitschke in Freiburg viel wohler, als er es in seinen Briefen an Freytag meist wahr haben will.

„Gestern, so schreibt er dem Freund am 20. Januar 1864, ist die Antrittsvorlesung überstanden; es ging vortrefflich, und ich sah zu meiner Freude, daß ich mit der großen Mehrzahl meiner Kollegen vortrefflich stehe. Nur ein halb Dutzend Ultramontane waren nicht erschienen, und ich bin ihnen herzlich dankbar dafür: wir hätten uns doch unmöglich nach dem Usus die Hände schütteln können. — Solch' eine Sache (die Antrittsvorlesung nämlich) wird an kleinen Universitäten noch mit vielem Lärm getrieben: Anzeige in allen Zeitungen, dann feierliche Auffahrt. Dann marschiert das corpus academicum, einen Pedell mit dem Szepter voran, aus dem Konferenzzimmer in die Aula, ich als Delinquent zwischen dem Dekan und dem Prorektor mit seinem Gnadenkettlein. Nach der Vorlesung folgt die Vereidigung. Es war sehr voll, obgleich der Erzbischof den Konviktstheologen verboten hatte, zu erscheinen. Unsere Aula ist das alte Refektorium der Jesuiten; das Jesuitenzeichen prangt noch großmächtig inmitten der Decke (Abb. S. 85). Es war mir eine absonderliche Freude, in diesem Raum von den niederländischen Helden des Protestantismus zu reden und von der ältesten Freistatt konfessioneller Duldung." Treitschke schloß seine Antrittsrede über die Geschichte der Vereinigten Niederlande mit den stolzen Worten:

„Notwendiger denn alle Logik wohldurchdachter Verfassungsformen ist für den Staat der lebendige Gemeingeist. Und dies sei uns Deutschen in unserm ungeheuerlichen Staatenbunde eine Hoffnung zugleich und eine Mahnung: noch nie ist ein Staat gesunken, solange in seinen Bürgern der werktätige Glaube lebte, daß hoch, hoch über allen irdischen Dingen Eines steht: das Vaterland."

Auch in das gesellige Leben der kleinen Stadt fand Treitschke sich nach und nach hinein. In der Karnevalszeit hat er einmal bis fünf Uhr morgens gelanzt. Er nahm den Eindruck mit, daß die Rheinländerinnen es verstünden, „mit Anstand sehr lustig zu sein". Überhaupt gefielen ihm die Frauen hier in Freiburg besser als die Männer.

Am 13. November 1864 schrieb er an Freytag: „Ich weiß jetzt, daß mein Wirken hier nicht ganz fruchtlos vorübergeht. Schon reicht die Aula nicht mehr, um die Zuhörer meines publicum zu fassen. Aber freilich, die Studenten sind sehr schülerhaft und kranken an schläfriger Völlerei, wie immer auf Landesuniversitäten. Die Philister sind mir kein Ersatz für ein gutes Studentenpublikum; sie kommen doch voreingenommen in die Aula, mit dem festen Vorsatze, jedes Wort, das ich über Preußen sage, als eine Lüge aufzunehmen."

Von den Kollegen wurde Treitschke, wie gesagt, sehr liebenswürdig empfangen; einige von ihnen besuchten regelmäßig seine Vorlesungen, darunter Adolf Kußmaul, der berühmte Kliniker, dem freilich störend war, daß der temperamentvolle Redner seinen Zuhörern keine Ruhepausen gönnte: „Der Geschichtsforscher von Treitschke", schreibt Kußmaul in seinen Erinnerungen aus der Dozentenzeit, „ein Meister der Rede wie wenige Zeitgenossen, stürmte in den öffentlichen Vorträgen, die er in den sechziger Jahren als Professor in Freiburg hielt, wie ein Roß ohne Zügel und Bügel ungestüm so darauf los, daß man zuletzt in Sorge geriet, es müsse ihm Atem und Rede ausgehen, und diese peinliche Empfindung schwächte den Eindruck seiner mächtigen Worte."

Der Erzbischof hatte, wie nicht anders zu erwarten war, seine Vorlesungen den katholischen Theologen verboten, und die Gehässigkeit der Presse entlud sich mit gewisser Regelmäßigkeit etwa alle acht Tage in Artikeln, die ihn abwechselnd als Scheusal oder als Dummkopf schilderten. „Wir sind, so bemerkt Treitschke in einem andern Brief, diese Verhältnisse sehr lehrreich; ich lerne hier einige Schattenseiten des deutschen Lebens gründlich kennen, wovon Ihr im Norden kaum eine Ahnung habt . . . Es wird mir hier immer klarer: Der Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus ist leider unendlich viel tiefer als die gutmütigen Leute glauben."



Adolf Kußmaul.
Plaquette zu seinem 80. Geburtstag.

In demselben Monat erschienen Treitschkes historisch-politische Aufsätze, darin die berühmte Abhandlung „Bundesstaat und Einheitsstaat". Man hat sie, und mit Recht, „den Höhepunkt der ganzen publizistischen und historisch-politischen Schule genannt, ohne deren Hilfe das deutsche Reich nicht zustande gekommen wäre". Es ist wirklich ein Gedanke von erbaulicher Kraft, daß dieser mächtige Aufruf zur Gründung des Reichs durch Unterwerfung unter eine nationale Zentralgewalt von den Ufern der Dreisam aus ins deutsche Volk erging. Unter andern schickte Treitschke den fertigen Band, trotz der darin enthaltenen scharfen Verurteilung der Kleinstaaterei, auch dem Großherzog von Baden: „Mir schien dieser offene Weg anständiger und klüger, und die Erwartung hat nicht getrogen: er hat das Buch gelesen, wie ich sicher weiß, und mir dennoch eine sehr liebenswürdige Antwort geschickt. Er ist in der Tat ein vortrefflicher Mann, der jeder ehrlichen Überzeugung ihr Recht läßt".

Unter rastlos fleißiger Arbeit kam das Jahr 1866 heran. Für den leidenschaftlichen Preußen und geschworenen Feind Österreichs wurde der Freiburger Boden immer heißer. Am 12. Juni schrieb er: „Die Unsicherheit und Unklarheit der Lage hat auch sehr lebhaft in mein Leben hinübergespielt. Ich habe ein paar schwere Tage hinter mir. Bismarck wollte mich in sein Hauptquartier haben; ich sollte die Kriegsmanifeste schreiben, für die deutsche Politik der Regierung arbeiten u. s. f. . . . kurz, die Versuchung war sehr groß, um so lockender, da der Aufenthalt hier sich allmählich kaum mehr ertragen läßt . . . Aber ich mußte ablehnen; ich konnte nicht mich einer Politik verpfänden, deren letztes Ziel nur Ein Mann kennt . . . In dem Augenblick, da ich den Ruf eines unabhängigen Mannes verliere, geht meiner Feder jede Kraft verloren."

Immer mehr erhitzte sich in Freiburg die Stimmung gegen Treitschke. Plakate und Drohungen richteten sich gegen ihn. Doch das war es nicht, was den unerschrockenen Redner schließlich aus Freiburgs Mauern trieb. „Von dem Augenblick an", schrieb er am 4. Juli, „da Baden in das Rheinbundslager überging, war mein Entschluß entschieden. Ich kann mit meinem Eide nicht spielen, also nicht Staatsdiener bleiben in einem Rheinbundsstaate, den ich als Patriot nach Kräften zu schädigen suchen muß. Ich kann nicht den politischen Selbstmord begehen, mich in solcher Zeit in Feindesland zu vergraben. Dies meine, wie mir scheint, einfachen und durchschlagenden Gründe. Was Sie vielleicht in den Zeitungen von Bedrohungen meiner Person gelesen haben, war sehr übertrieben. Dergleichen Erfahrungen hätten mich nur bewegen können zu bleiben; es war mir ein ganz ungewöhnlicher Genuß, daß meine Wohnung durch Patrouillen der überängstlichen Polizei bewacht wurde. Nun bin ich auf weitem Umwege, über Frankreich und Köln, hier in Berlin eingetroffen und habe heute früh schon die Redaktion der Preußischen Jahrbücher übernommen.

. . . Was mir diese Wochen ganz besonders hart machte und jeden radikalen Entschluß sehr erschwerte, will ich Ihnen, aber nur Ihnen, noch gestehen. Am 18. Juni, unmittelbar bevor ich meine Entlassung nahm, habe ich mich verlobt. Sie haben Emma Bodmann einmal gesehen, und sie hat Ihnen gefallen. Ich liebe sie schon lange mit allem, was gut und tüchtig ist in mir". . .

„Das war eine sehr frohe Nachricht", erwiderte Freytag nach Empfang von Treitschkes Brief, „und sie hat mir einen Tag voll verhängnisvoller Neuigkeiten mit stiller Freude gefüllt. Das und gerade das habe ich für Ihr Leben immer ersehnt, erst jetzt ist Ihnen die Bürgschaft geworden zu dem rechten Gleichgewicht zwischen Eigenleben und Weltgeschichte. Da war also Freiburg doch keine schlechte Station auf Ihrem Wege, und der Ort und seine Bewohner sollen uns schon um der Einen willen gelobt sein."

Alles in allem war die Freiburger Zeit für den „Propheten unserer Einheitskriege" keineswegs verloren. Seine Kenntnis des deutschen Volkscharakters ward durch diese jahrelange Berührung mit dem süddeutschen Leben wesentlich ergänzt: vieles fand er an den Süddeutschen unerfreulich, zumal ihre mangelhafte Würdigung der Bedeutung Preußens, ihre Selbstüberhebung gegenüber dem ärmeren Norden; „aber es sind trotz alledem herrliche Menschen, und ich habe sie herzlich lieb gewonnen". Und noch eines gewann er in Freiburg, was so vielen Norddeutschen in maßgebender Stellung zu ihrem Schaden nie geworden, was auch unserm Bismarck mehr oder weniger zeitlebens mangelte: einen klaren Einblick in die Machtstellung der katholischen Kirche und in die Taktik des Ultramontanismus. Durch die rücksichtslose Wucht, mit der er seinen Überzeugungen Ausdruck lieh, reizte er freilich seine Gegner zum erbittertsten Kampfe und erfuhr von ihnen viel Kränkendes: aber der weitherzige Mann hat am letzten Ende auch hieraus nur gelernt. Treitschke steht schon im Vorhof der neuen Zeit, die mit 1870 auch für Freiburg beginnen sollte. Er fühlte sich als protestantischer Preuße noch reichlich isoliert: doch schon war er nicht mehr, wie einst Jacobi, der einzige seiner Art an der Hochschule. Die Beschränkung auf einheimisch badische Dozenten und ausschließlich badische Hörer war grundsätzlich zu seiner Zeit schon aufgegeben und verlor sich seitdem mehr und mehr.



Anton de Bary
als Freiburger Docent.

Wie viele glänzende Gelehrte aus allen Landen deutscher Zunge sind seitdem durch die Alberto-Ludoviciana durchgezogen, wie viele haben hier in der ersten Kraft ihre wissenschaftlichen Sporen verdient, um nach kurzen Jahren weiter zu wandern und sonstwo im Vaterland zu Bannerträgern ihrer Disziplin sich auszuwachsen. Freiburg hat allen Grund, auf diese Gattung wissenschaftlicher Zugvögel, die in Treitschke ihren ersten großen Vertreter hierher sandte, stolz zu sein.

In diese Gattung gehört auch Anton de Bary, der große Botaniker. Er stammte aus einer Frankfurter Familie. Von 1855—67 lehrte er an der Freiburger Hochschule. Er schuf hier das erste botanische Laboratorium in modernem Sinn, wo er einen zahlreichen Kreis bedeutender Schüler nach neuer, verbesserter Methode beobachten

lehrte, wo er selbst das Material sammelte zu einer Reihe bahnbrechender Schriften über die Anatomie der höheren Pflanzen, über den Entwicklungsgang der Pilzformen, über Algenkunde. Hier in Freiburg gelang ihm auch im Jahre 1866 sein klassisches Buch über Morphologie und Psychologie der Pilze, Flechten und Myxomyceten; durch dies Werk, das viel Einzelforschung in genialer Weise zusammenfaßt, hat sich de Bary den Namen des bedeutendsten Mykologen seiner Zeit erworben. Der Lehre von der Urzeugung, die früher viel Unheil angerichtet hat, ist seitdem aller Boden entzogen, über das Leben der niedersten Tiere ganz neues Licht verbreitet. Daß er neben aller seiner Gelehrsamkeit auch ein vornehmer, edler Mensch gewesen ist, darf nicht verschwiegen werden.



Adolf Kußmaul
als Freiburger Docent.

Ein echter Sohn des badischen Landes war Adolf Kußmaul, der von 1863 bis 1876 die Freiburger Klinik leitete. Er war ein Mediziner von Weltruf. Nachdem er als Militärarzt während der kriegerischen Jahre 1848 und 49 sowohl in seiner badischen Heimat als in den Elbherzogtümern merkwürdige, reiche Erfahrungen gesammelt hatte und darauf drei Jahre lang in Kandern praktischer Landarzt gewesen war, wandte er sich der akademischen Laufbahn zu. Eine Reihe hervorragender Untersuchungen über Augenkunde, Epilepsie, die Kuhpockenimpfung und über gynäkologische Phänomene hat er in Erlangen und dann hier publiziert. Durch eine Freiburger Studie über die Behandlung der Magenerweiterung führte er die Magenpumpe in die Medizin ein. Kußmaul war ebenso genial als Forscher wie als behandelnder Arzt; aus aller Welt kamen die Kranken, um ihn zu konsultieren. Daß er nicht bloß ein großartiger Mediziner, sondern auch ein prächtiger, feinsinniger, poesie- und humorvoller Mensch war, daß seine einzige Menschenkenntnis nur durch seine aufopfernde Nächstenliebe übertroffen wurde, das hat der betagte Gelehrte durch die „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ aller Welt verraten. Nur über seine Freiburger Jahre hat er leider Erinnerungen nicht aufgezeichnet.

Eine führende Rolle, nicht nur in der medizinischen Fakultät, sondern im ganzen Leben der Stadt und Hochschule, behauptete lange Zeit der Anatom Alexander Ecker. Schon sein Vater war hier medizinischer Dozent gewesen und hatte seine leidenschaftliche Heimatliebe auch schriftstellerisch (s. o. S. 109ff.) betätigt: der Sohn überbot ihn womöglich noch an Freiburger Lokalpatriotismus. Als Siebziger, aus dem „Altenstübli", wie man im Schwarzwald sagt, musterte er rückblickend des Vaters und sein eigenes Leben und schrieb das freundliche Buch: „Hundert Jahre



Alexander Ecker.
Steindruck in der Städtischen Sammlung.

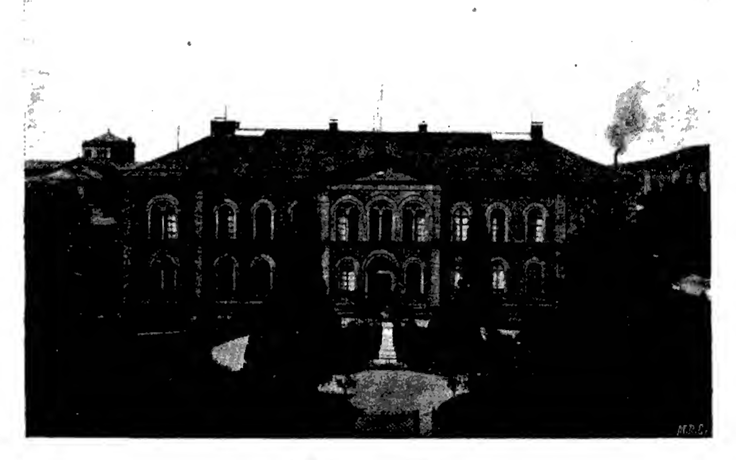
einer Freiburger Professorenfamilie". Es ist keine hochbedeutende Biographie, die uns da vorgesetzt wird; aber sie bekundet den Mann von viel Herz und Gemüt, der Heimat und Häuslichkeit, Beruf und Leben mit starker Liebe umklammert. Über Pädagogik hatte man im Hause Ecker immer viele und eigene Ansichten: der „Struwelpeter" fand keine Gnade, „Max und Moritz" vollends nicht. Dafür legte Großvater Ecker ein „Unartenbuch" für seine Enkel an, in dem er die bei ihnen auftretenden Unarten besang und illustrierte. Eine Volksschule hat Ecker nicht besucht. Der Vater war der Meinung, der Nachteil des Umgangs mit ungesitteten Knaben sei in dieser Vorschule des Lebens schwerer wiegend als der eventuelle Vorteil besserer Schulung. Im Rechnen war er schwach,

als er zum Gymnasium kam, und blieb es sein Leben lang. Am Gymnasialunterricht gab es auch nicht viel zu loben: im Griechischen zuviel Accente, in den modernen Sprachen keine Sicherheit im Sprechen, Mathematik und Naturwissenschaften ungebührlich vernachlässigt. Nach umfassenden Studien, die den jungen Arzt nach Paris, England und Wien führten, habilitierte sich Ecker im Jahre 1839 in seiner Heimatstadt; zwei Jahre später verlobte er sich mit einer Enkelin von Johann Heinrich Voß; das junge Paar mußte zuerst sechs Jahre lang in Basel das Brot der Verbannung essen, bis es im Jahre 1850 glücklich der Heimat wiedergeschenkt wurde. Ihr blieb nun Ecker bis an sein Lebensende treu, ihr diente nun der ganze Mann. Bei allen Anlässen, wo es galt, in der Öffentlichkeit einen guten Zweck zu fördern, war Ecker auf dem Plane. Er hielt die Festrede zu Hebels hundertstem Geburtstag (1860); er trat an die Spitze des Komitees, das von 1872 an die Errichtung des Siegesdenkmals betrieb, und als dies im Jahre 1876 endlich enthüllt werden konnte, war selbstverständlich Ecker der Festredner. Vor allem widmete er sich den Lebensfragen der Alberto-Ludovicia. Wir hörten früher (o. S. 88), wie kümmerlich es im 18. Jahrhundert mit dem Anatomiestudium in Freiburg bestellt war. Die Anatomie befand sich noch zu Eckers Zeit in dem nördlichen Flügel der alten Universität, nachbarlich nahe den Hörsälen anderer Disziplinen. Die Notwendigkeit eines eigenen Gebäudes



Das Freiburger Siegesdenkmal
von Moest in Karlsruhe.

leuchtete ein; aber wer sollte es bezahlen? Der Staat lehnte die Baupflicht ab, solange die Universität eigenes Vermögen besitze: und so mußte denn ein großes Rebgut geopfert werden, das die Hochschule unmittelbar vor der Stadt besaß. Es geschah nicht leichten Herzens, und manche Professorenfamilie hätte lieber noch länger auf ein eigenes Anatomiegebäude verzichtet, als das Rebgelände veräußert, an dem so viel liebe Erinnerung haftete. Jeder ordentliche Professor erhielt nämlich aus dem Ertrag dieser Reben 6 Ohm Weißwein und eine Ohm Roten. Die Weinlese, die feierliche Weinprobe, die Verteilung der Kompetenz, das waren



Die Anatomie in Freiburg.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten".

lauter kleine Festlichkeiten. Auf diese sowie den schönen Haustrunk mußte also jetzt der Anatomie zu liebe verzichtet werden. Doch keine Stimme wagte sich gegen den Neubau zu erheben, der im Jahre 1866 begonnen und schon das Jahr darauf zur hellen Freude Eckers vollendet wurde.

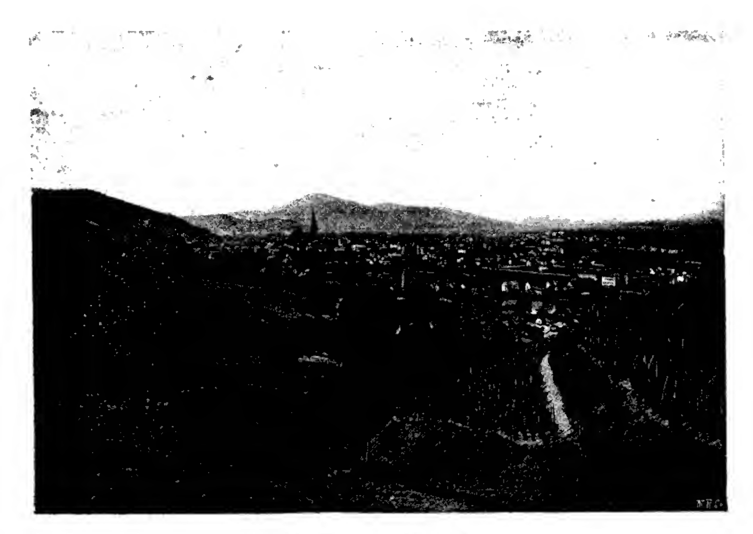
In den alten Räumen des Jesuitenkollegiums und der Sapienz hingen eine ganze Anzahl Bildnisse fürstlicher Personen und früherer Hochschullehrer ohne gute Ordnung verzettelt umher: da war es Ecker, der beantragte, dieses zerstreute Gut in der Weise zu sammeln, daß die Bilder der Fürstlichkeiten in der Aula, die der Professoren aber im Sitzungssaal der Fakultäten, dem sogenannten Konsistorium, vereinigt

würden. Wenn diese beiden Repräsentationsräume der Hochschule bei aller Bescheidenheit der Höhe und Ausstattung immerhin eine gute Wirkung tun, so wird das niemand anders als dem rührigen Ecker verdankt.

Und als im Jahre 1872 die Reichsuniversität Straßburg eröffnet wurde, da war es wiederum Ecker, der gegen diese in der Tat gefährliche Konkurrenz die Bürger Freiburgs alarmierte. Doch davon unten ein Genaueres. Wenn Eckers eherne Büste jetzt vor dem Anatomiegebäude steht, das seinem hingebenden Eifer so recht eigentlich sein Dasein dankt, und wenn eine Straße der Stadt Freiburg Eckers Namen führt, so sind das Ehrungen, die der treffliche Mann vollauf verdient hat.



Das Ecker-Denkmal
vor der Anatomie in Freiburg.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten".



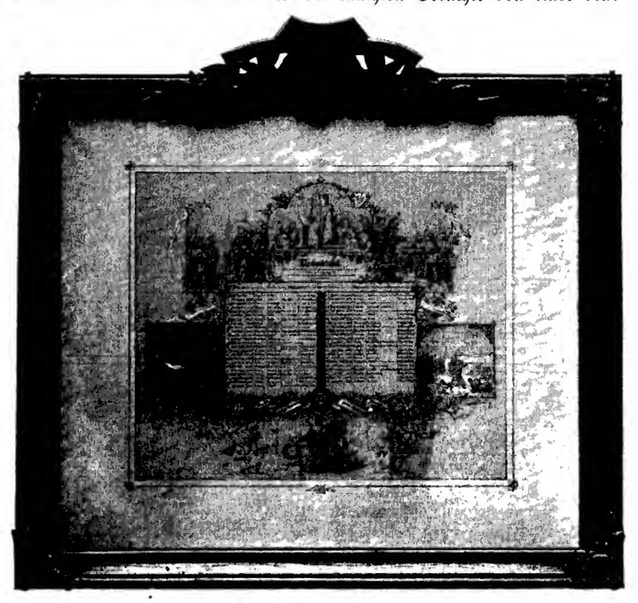
Freiburg vom Hebsack aus.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten".

Die Zeit des großen Aufschwungs.

Zu Freiburg an dem Dreisamstrand
Nimmt das Studieren überhand.
Karl Mayer (Marius) 1898.

Das Reich war gegründet. Auch Freiburger Studenten hatten auf den Schlachtfeldern Frankreichs geblutet. Die Stadt Freiburg aber hatte, so nahe der Grenze und so unmittelbar unter den Kanonen von Belfort, manchen Tag schwerer Sorge durchlebt. Doch auch Bourbakis verzweifelte Scharen hatten zuletzt vor General Werder und seinen braven Kriegern weichen müssen: der Friede war da, mit allen seinen Segnungen, und das Elsaß war wieder unser. Durch die Wiedergewinnung dieses schönen Grenzlandes schienen die einst so regen Beziehungen, die zwischen den stammverwandten Bewohnern rechts und links vom Oberrhein in alten Zeiten bestanden hatten, neu geknüpft. Auch die Alberto-Ludovicia durfte hoffen, aus diesem wieder deutschen Land, wie einstens im 16. und 17. Jahrhundert, ein neues Kontingent von Studierenden zu erhalten — da tauchte der Plan auf, in den Reichslanden, im ehrwürdigen Straßburg, patriae et litteris eine große deutsche Hochschule zu errichten, um so mit den Waffen des Geistes die wiedergewonnenen Gaue zu sichern. Auch in Freiburg hatte man volles Verständnis für

die Kulturmission der Reichsuniversität; auch Freiburg gab zwei seiner hervorragendsten Dozenten, Anton de Bary und Adolf Kußmaul, an die neue Anstalt ab: aber man war sich in Freiburg auch sehr wohl der Möglichkeit bewußt, daß diese aus Reichsmitteln begründete, von der Sympathie der ganzen Nation getragene patriotische Schöpfung nur allzu leicht der badischen Landesuniversität Freiburg eine gefährliche Konkurrentin werden könnte. Wieder tauchten Gerüchte von einer beab-



Gedenktafel für 1870/71
im Audienzzimmer des Prorektors.
Drei von den 47 akademischen Kombattanten sind fürs Vaterland gefallen.

sichtigten Aufhebung der Alberto-Ludoviciana auf, und wenn auch Staatsminister Jolly dieser Fama sofort mit aller Schärfe entgegentrat, die Gefahr einer Schädigung durch Straßburg blieb bestehen.

Da war es nun wieder Alexander Ecker (s. o. S. 141), der es unternahm, die Freiburger Hochschule zum Wettbewerb mit der neuen Nebenbuhlerin nach Möglichkeit zu stärken. In einem vortrefflichen „Mahnwort an seine Mitbürger" legte er die Existenzberechtigung kleiner Universitäten, wie Freiburg eine war, mit einwandfreien Worten dar, zeigte, auf wie gesunder Grundlage die nicht bloß durch ihr hohes Alter ehrwürdige

Anstalt sich erhebe, appellierte an das verständnisvolle Interesse der Freiburger Bürgerschaft, für die der Fortbestand und die Blüte der Hochschule eine Lebensfrage sei. Anstatt den kommenden Möglichkeiten mit fatalistischer Apathie entgegenzusehen, anstatt immer nur nach dem Staate zu rufen, gelte es alle Kräfte zur Selbsthilfe energisch zusammenzufassen. Er schlug die Gründung einer akademischen Gesellschaft vor, um einen Mittelpunkt für alle die Universität fördernden Betätigungen zu besitzen.

Diese Gesellschaft wurde denn auch alsbald ins Leben gerufen: sie besitzt heute ein Vermögen von beiläufig 100000 Mark und hat in den 34 Jahren ihres Bestehens wiederholt ausgeholfen, wo die Anschaffung kostspieliger Lehrmittel auf Schwierigkeiten stieß. Ihre Hauptbestimmung hat sie freilich nicht erfüllt, die Aufhebung der Universität hat sie nie zu bekämpfen gehabt, weil diese Aufhebung im Ernst nie wieder in Frage kam. Was man von der Konkurrenz Straßburgs befürchtet hatte, traf nicht ein. Ja, im Gegenteil. Die neue Hochschule der Reichslande lockte die Söhne unseres Volkes aus allen deutschen Gauen nach der Südwestecke des Reiches; aber es hielt sie nicht fest. Der Student ist ein praktisches Geschöpf; für die Dauer vermochte der Gedanke an Gottfried von Straßburg, an Goethe und das wiedergewonnene Elsaß auch den größten Idealisten nicht an eine Stadt zu fesseln, wo sein Dasein so wenig Behagen besaß, die Bevölkerung dem Studio so unfroh begegnete, wo das Leben zudem recht teuer war. Am wohlsten fühlte sich der Straßburger Student auf altdeutschem, auf badischem Boden. Lieber als in die sagenumwobenen Vogesen mit ihren zahlreichen Burgen und altertümlichen Stadtbildern zog das junge Volk nach dem Schwarzwald. So entdeckten sie unser Freiburg und fanden hier, was Straßburg fehlte: volles Behagen, herrliche Gegend, billige Preise.

Ja, die Straßburger Studenten der siebziger Jahre haben mehr oder weniger Freiburg erst entdeckt. Wie schön es sich hier lebe und wie viele Möglichkeiten des Lernens auch hier geboten werden, das war außerhalb Badens so gut wie unbekannt. Altheidelbergs zauberischer Reiz stand verdunkelnd dem weniger gefeierten Freiburg im Lichte. Doch jetzt mit dem gesteigerten Verkehr, mit dem regen Austausch zwischen Nord und Süd und Süd und Nord, jetzt kam auch die kleinste der Hochschulen im äußersten Südwesten des Reichs zu der ihr gebührenden Würdigung. Die Universität, von deren Aufhebung noch im Jahre 1872 vielfach die Rede war, ist jetzt die fünftgrößte im Deutschen Reich geworden: statt der 272 Studenten im Jahre 1876 zählt sie heute 2424 Hörer.

Am meisten hatte nächst der Hochschule selbst die Stadtgemeinde Grund, sich dieses Wandels zu freuen. Sie gelobte, als die Frequenz so stetig stieg, den tausendsten Studenten durch ein städtisches Fest zu feiern. So geschah es am 6. und 7. Juni 1885. Das gesamte corpus

academicum wurde in die Sängerhalle zu Gast geladen und mit kalten Platten, vortrefflichem Bier, schöner Musik und erhebenden Reden aufs beste regaliert. Alexander Ecker, der vor andern seit Jahren seine Kräfte dem Aufblühen der Hochschule gewidmet hatte, mußte, von Krankheit gebrochen, dem Feste fernbleiben. „Aber, so schrieb er der Festgemeinde, auch die kranken Kampfgenossen fühlten sich neu belebt, als die Kunde sie erreichte, daß unsere alma mater des tausendsten Söhnchens genesen. Auch mich, zwar leider flügellahm, aber noch frischen Herzens, hat diese Nachricht mit innigster Freude erfüllt, und nicht minder der Beschluß der Väter unserer Stadt, dieses frohe Ereignis durch einen solennen Akt, so zu sagen eine Tauffeierlichkeit des millesimus, festlich zu begehen“.

Unter den Reden, die an jenem Abend gehalten wurde, ragte besonders die des Historikers von Holst hervor: „Wir waren, so führte er aus, eine spezifisch badische Universität; wir sind im Laufe der letzten 15 Jahre eine deutsche Universität geworden. Wir wurden es mit dem Jahre 1870, das hineinfuhr wie ein Wetter vom Himmel herab bis in die untersten Schichten und anfangend am höchsten der Paläste gleich einem Blitzesfunken durch alle Schlösser des alten Adels, durch die Häuser des schlichten Bürgers bis in die allerletzten der deutschen Hütten schlug. Eine deutsche Universität, wir sind es geworden in jenem großen Jahre 1870. Aber das volle Bewußtsein dafür brauchte etliche Jahre, um Platz zu greifen, so daß Deutschland seine Söhne hierher auf die südwestlichste Hochwarte des deutschen Geisteslebens sandte. Und wie sie das begriffen und immer mehr begriffen, sind sie aus allen Gauen in immer helleren Haufen hierhergeströmt“.

Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, sammelten sich gegen Abend alle Festteilnehmer auf dem Karlsplatz. Umklungen von den schmetternden Tönen der Musik, umweht von stolz sich bauschenden Fahnen, mit Eichenlaubreisern bekränzt zogen die Tausend in langem Zuge durch die Straßen der Stadt. Ein Regen von Blumen und Sträußen, von schöner Hand geworfen, ging auf die frohen Gesellen nieder. So wanderten sie hinaus zum Waldsee, wo bei Einbruch der Dunkelheit eine zauberhaft schöne Beleuchtung dem Fest seinen würdigen Abschluß gab.

Im Jahre 1898 hatte die Frequenz bereits die Zahl 1500 überschritten, und da man in Freiburg gerne Feste feiert und ein unverkennbares Talent für festliche Veranstaltungen besitzt, so ließ man auch diese schöne Gelegenheit nicht unbenutzt. Wieder war die Stadt die Festgeberin. Am 9. Juli, dem Geburtstag des badischen Erbgroßherzogs, zogen die 1500 Jünglinge mit ihren Chargierten und Fahnen und mit Musik durch die Straßen. Blumen regneten auf sie nieder, es war die helle Lust. Draußen am „Wasserschlößle“, dem Hochreservoir der Stadt im Sternenwald, begrüßte der Oberbürgermeister Winterer die Gäste und trank ihnen aus dem Brunnen selbst das erste Prosit zu: statt

Quellwassers lief heute edelster Gerstensaft aus dem Brunnenrohr! „Wenn das heutige Familienfest“, so äußerte der Bürgermeister, „das wir in dieser Busenfalte des Schwarzwalds mit einander feiern, manchem den Eindruck des Kleinstädtischen macht, so wollen wir Freiburger in diesem Sinne immer Kleinstädter bleiben“. In der Tat, einen guten Rest jener behaglichen Intimität, die bei der Großstadt wegfällt, hat das Freiburger Leben sich zu bewahren gewußt, und darin besteht einer seiner echtesten Reize. Noch intimer ging es natürlich 30 Jahre früher in Freiburg zu, wo jeder Student, wie einer der Redner erzählte, den andern kannte und wo der Musensohn wohl mit dem Handkorb den Philister auf den



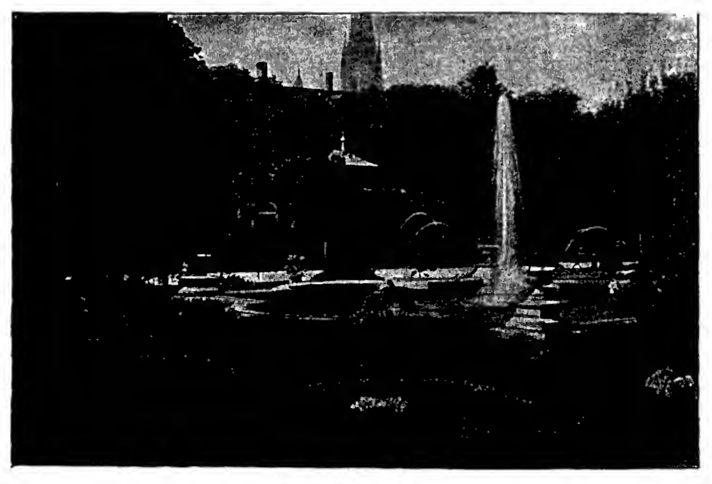
Der Waldsee bei Freiburg.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten“.

Wochenmarkt begleitete. Damals waren der Studenten nur 300; jetzt aber erklang fünfzehnhundertstimmig der Jubelkantus:

Zu Freiburg an dem Dreisamstrand
Nimmt das Studieren überhand!
Das kommt just vom Dozieren.
Der flotte Professorenstand
Verleitet zum Studieren!

Nur fünf Jahre gingen ins Land, und zum Staunen der Welt ward zu Freiburg der 2000. Student immatrikuliert Wiederum am 9. Juli (1904) erfolgte das übliche Fest. Auf den Blumenbeeten des Stadtgartens wurde die städtische Festtafel improvisiert, an der die

Akademiker, Sträußchen in allen Knopflöchern, sich niederlassen durften. Der Platz war ideal, das Wetter unvergleichlich, der Anblick der langen Tischreihen mit lauter fröhlichen Gästen unvergeßlich. „Der Segen, so meinte der Oberbürgermeister, der in einem von Rosen umrankten Sorgenstuhl inmitten seiner Gäste thronte, der Segen scheint manchem schon zu groß: aber ein großes Volk bedarf großer Werkstätten — der Stadtgemeinden — und großer geistiger Arsenale — der Universitäten." Auch der Prorektor Thurneysen bat scherzend gewissermaßen um Entschuldigung, daß die alma mater, wie manche alte Dame, etwas



Partie im Stadtgarten.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten".

expensiver Natur sei: „alles Modernste, alles Neue in Wissenschaft und Erfindung will sie sich sofort zu eigen machen, um die stets wachsende Schar ihrer Kinder damit geziemend auszustatten". Aber alles freute sich doch des sichtlichen Aufschwunges und allerseits sich regenden Lebens. Jubelnd wurde der Zweitausendste begrüßt, als er leibhaftig aufs Podium trat. Posaunen riefen nach den vier Winden und zitierten den Tausendsten. Und richtig er kam, bereits zum behäbigen Philister ausgewachsen, in einer alten Droschke angefahren. Man rief den Fünfzehnhundertsten — und nach einigem Verzug sauste er im Automobil heran, unmittelbar von einer Forschungsreise in den Anden. Nun wagte Stadtrat Gruber, der den Scherz erdacht, auch nach dem Dreitausendsten auszuschauen: eine riesige Kinderfrau in Schwarzwaldtracht

fuhr im Wägelchen den Säugling herzu, der allerdings, nach der Amme zu schließen, ein „kapitaler Kerl“ zu werden versprach. Die Stimmung in dem frohen Kreise erreichte ihren Höhepunkt, als bei Einbruch der Nacht die Münsterpyramide über den Bäumen des Gartens in bengalischer Beleuchtung erglühte: Stoßt an, Freiburg soll leben, hurra hoch — so brach es sich los aus begeisterten Kehlen.

Je erfreulicher so die Frequenz der Hochschule stieg, um so schwieriger war es, die für die wachsende Hörerzahl genügenden und den gesteigerten Ansprüchen der Wissenschaft entsprechenden Auditorien und Arbeitsräume bereit zu stellen. Vor allem verlangte die rasche Entwickelung, welche die naturwissenschaftlichen und medizinischen Einzeldisziplinen in unserer Zeit erfahren haben, gebieterisch größere Räume und eigenartige Einrichtungen: für sie wurden nach und nach im nördlichen Stadtteil zahlreiche, große Institutsbauten aufgeführt und dadurch die alten Gebäude entlastet.

Die „alte Universität“ am Franziskanerplatz konnte im Jahre 1892 ganz geräumt werden; sie ging jetzt in den Besitz der Stadt über, die den alten Bau zur Erweiterung des benachbarten Rathauses verwendet hat. Im Kollegienhaus der Bertholdstraße ist vorläufig von allen naturwissenschaftlichen Disziplinen nur noch das pharmakognostische Institut zurückgeblieben, im übrigen dient der ausgedehnte Gebäudekomplex ausschließlich den Zwecken der theologischen, philosophischen und juristischen Fakultät. Aber selbst für diese will er nicht mehr ausreichen; denn auch in diesen Disziplinen haben sich einzelne Zweige zu selbständigen Fächern entwickelt, und zudem hat sich als heilsame Ergänzung des Kollegbesuchs der Unterricht in den sogenannten Seminarien ausgebildet. Jedes Lehrfach mußte so nach und nach seinen eigenen Seminarraum erhalten, wo die Handbibliothek des betreffenden Faches aufgestellt ist, wo jeder Student seinen Arbeitsplatz beansprucht und Gelegenheit hat, mit seinem Professor in unmittelbaren Austausch zu treten. So reicht das Kollegienhaus, das einst wohl unschwer alle Fakultäten hätte beherbergen können, zur Zeit nicht einmal mehr für die Bedürfnisse der genannten drei Fakultäten.

Aber auch der bauliche Zustand dieses alten Jesuitenklosters ruft immer lauter nach einem Neubau. Wohl besitzt er in seinen meterdicken Mauern, den überwölbten Gängen und verblichenen Resten früheren Wand- und Deckenschmuckes etwas reizvoll Altertümliches; aber die niedrigen, schwer zu lüftenden Räume entsprechen den Anforderungen in keiner Weise, und das Äußere nimmt sich neben den schmucken, ja prächtigen Schulbauten, die sonst von Stadt und Staat in Freiburg neuerdings errichtet worden sind, geradezu armselig aus.

Daß man im alten Hause nicht auf die Dauer bleiben könne und daß diesem durch bloße Ausbesserungen nicht mehr zu helfen sei, war seit dem Jahre 1889 von allen Seiten anerkannt; doch die Vorarbeiten,

die Wahl des Platzes, die Beschaffung der Mittel bereitete noch manche unvorhergesehene Schwierigkeit. Erst im Jahre 1901 war das Bauprogramm fertig, sodaß jetzt an alle deutschen Architekten ein Preisausschreiben ergehen konnte. 132 Entwürfe liefen ein, unter denen das Preisgericht den des Karlsruher Architekten Friedrich Ratzel als den geeignetsten bezeichnete. Nach Ratzels Plan wird das neue Gebäude u. a. eine Aula mit 588 Sitzen und Raum für mehrere hundert Stehplätze enthalten, ferner 23 Hörsäle mit zusammen 2458 Sitzen, 22 Seminarräume mit ihren Direktorenzimmern, Musik- und Zeichensaal. Für alle Stockwerke sind weite Hallen und lichte, luftige Gänge vorgesehen. Die



Friedrich Ratzels Entwurf zum neuen Kollegienhaus.
Zeichnung von L. Zorn, Freiburg.

Gesamtkosten sind auf 2 Millionen Mark veranschlagt; davon wird der badische Staat die Hälfte tragen; 300000 Mark hat die Stadt Freiburg bewilligt; den Rest wird die Universität aus dem Erlös für die alten Gebäude und aus ihrem Grundstocksvermögen aufbringen.

Als Platz für das neue Haus ist die Stelle der alten Rempartkaserne mit dem Exerzierplatz davor ausersehen: abseits vom eigentlichen Geschäftsleben und doch in der Mitte der Stadt, der herrlichen Anlage des sogenannten Alleegartens und der Bibliothek benachbart und zugleich in erreichbarer Entfernung von den naturwissenschaftlichen und medizinischen Instituten, scheint er in vieler Hinsicht sehr glücklich gewählt; nur ist nachträglichen Erweiterungen durch die Beschränktheit des Raumes eine enge Grenze gezogen.

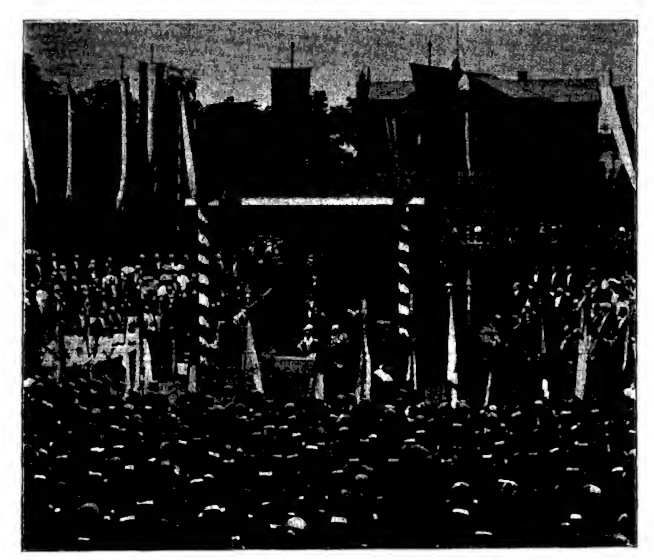
Im Frühjahr 1906 wurde endlich mit dem Abtragen der alten

Kaserne begonnen, und am 3. Juni war es soweit, daß man den Grundstein zum neuen Kollegienhaus legen konnte. Ein Fürstengezelt für das großherzogliche Paar und Tribünen für den Lehrkörper und seine Gäste wurden erbaut, mit Fahnen, Guirlanden und Tannenreis der kahle Platz nach Kräften ausgeschmückt. Die Teilnahme des Publikums war ungeheuer: an allen Fenstern, ja auf den Dächern der nächsten Häuser drängten sich die Menschen, und im Gezweig der benachbarten Bäume wimmelte es von schaulustiger Jugend.

Die Festrede hielt der Physiker Himstedt: er gab zunächst einen Überblick über die bisherigen Geschicke der Hochschule, ihre anfängliche Blüte, ihren Tiefstand unter dem Druck der Jesuiten, ihren Aufschwung in unseren Tagen, um schließlich dem anwesenden Landesherrn, den Vertretern des Landes und der Stadt für alle Förderung der Hochschule geziemend zu danken.

In den Grundstein wurde u. a. eine Urkunde gelegt, die in edelster Sprache Zeugnis ablegt „von den Gedanken und Absichten derer, die heute die ersten Anfänge des neuen Hauses umstehen". „Wir gedenken", so heißt es da zum Schluß, „hochschlagenden Herzens als allgemeinster Ursache für den Aufschwung unserer Universität der Erneuerung des Deutschen Reiches und der Kraft, die von dem Gesamtleben der politisch geeinigten Nation auf alle Gebiete hinüber wirkt. War Freiburg ehedem zumeist auf die Söhne des badischen Oberlandes angewiesen, so zeigt sich nach dem Kriege von 1870 und 1871 bald eine ganz neue Anziehungskraft, die es in den größeren und freieren Verhältnissen des wiedererstandenen Reiches ausübt. Mit Genugtuung können wir heute sagen, daß die alte Albert-Ludwigs-Universität eine der großen gemeindeutschen Universitäten geworden ist. Wenn der Schwarzwald seinen Frühlingsschmuck anlegt, und wenn die Trauben reif sind im Markgräflerland, sehen wir Jünglinge aus allen deutschen Gauen zu uns wandern, denen ein frohes und gesundes akademisches Leben hier winkt. Darin übt die Jugend ihr Recht; uns aber, ihren Lehrern, liegt es ob, auch das Verlangen nach dem in ihr zu wecken, was, einmal lebendig, niemals altert, nach Wissenschaft, die aus dem Innern quillt. Wir legen den Grundstein des neuen Gebäudes in dem Wunsche, daß es vielen Geschlechtern genüge als Stätte einer sich selbst nie genügenden geistigen Arbeit. Und wir fügen diese Urkunde zu dem Grundstein mit dem Gefühle, das den für die Zukunft Schaffenden ergreift im Hinblick auf die Schranken alles menschlichen Tuns. Denn sie wird, wenn sie wieder das Licht erblickt, zu Geschlechtern reden, die vielleicht eben das Haus zerstört haben, in dessen Tiefe wir sie möglichst lange geborgen wünschten. Aus dem Untergange unseres Werkes soll ihnen noch ein Hauch des Lebens entgegenwehen, dem es entsprang. Wir grüßen sie über den Abgrund der Zeiten hinüber mit froh-ernstem Sinne und fahren fort, an dem zu bauen, was der Tag von uns fordert".

Nachdem der Prorektor diese Urkunde nebst andern Dokumenten in der Höhlung des Grundsteins geborgen, traten drei Steinmetzen herzu und schlossen den Stein mit zierlicher Hantierung. Aus dem Fürstenzelt, wo er bisher geweilt, trat jetzt der Großherzog, empfing den vergoldeten Hammer und eröffnete die Reihe der Weihesprüche. Es war ein Moment von unvergeßlicher Größe, als der ehrwürdige Herrscher bedächtig zu dem Grundstein schritt und von der Höhe seiner 80 Jahre der studentischen



Großherzog Friedrich am Grundstein des neuen Kollegienhauses, 3. Juni 1906.
Originalaufnahme von G. Röbke, Freiburg.

Jugend schlichte, aber durch echte Empfindung ergreifende Worte widmete. Er begann mit Dank gegen Gott — und nahm dabei in edler Demut den Helm vom Haupte — mit Dank gegen Gott der ihn auch diesen Tag noch erleben ließ. Er erinnerte an die weniger schöne Zeit der Hochschule, die nicht viele der Anwesenden gleich ihm gesehen, und die doch der Beginn war der jetzigen Blüte. „Daß wir nun hier an diesem Grundstein stehen dürfen, ist eine Gnade, die wir nicht hoch genug anschlagen können. Und so empfinde ich es, wenn ich den Hammer ergreife, um zu sagen: Gott behüte die Universität und was sie zu leisten hat als ihre Pflicht. Er schaue herab auf uns mit seiner Gnade, gerade heute, wo so viele Tausende von jungen Männern sich hier

vorbereiten, um stark zu sein zur Erhaltung dessen, was geschaffen worden ist: des deutschen Reiches. Und so schlage ich nun zum drittenmale und sage Ihnen allen, wir haben heute auch noch an den zu denken, der an des Reiches Spitze steht. Rufen Sie mit mir ein dreifaches Hoch auf unsern Kaiser: Hoch, hoch, hoch!"

Die Tausende junger Männer, die lautlos diesen Worten lauschten, haben gewiß das Einzigartige dieser Stunde voll gewürdigt: der letzte große Mitbegründer des Reichs war unter sie getreten, jene glorreiche Vergangenheit hatte sich leibhaftig ihnen dargestellt; derselbe Mund, der vor 35 Jahren das erste Hoch auf den ersten Hohenzollernkaiser ausbringen durfte, hatte auch sie jetzt zum Kaiserhoch entflammt. Und nach dem Großherzog trat jenes ersten Kaisers edle Tochter, auch sie ein beredter Zeuge aus unseres Volkes größter Zeit, zum Grundstein hin und widmete dem neuen Lehrgebäude den schönen Wunsch: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen."

Die Universität in ihrem jetzigen Bestand.

> Ihre Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.
>
> Daniel 12, 3.

Nachdem wir so das Werden und Wachsen der Alberto-Ludoviciana durch die Jahrhunderte verfolgt haben, gilt es, von ihrer augenblicklichen Gestalt und von ihren derzeitigen Lehrern in Kürze zu berichten. Ich muß dabei mit mehr Zurückhaltung verfahren, als für den Glanz der Freiburger Hochschule an und für sich erwünscht ist. Aber wie es mit Recht für geschmacklos gilt, wenn großen Männern, die noch in voller Leibes- und Geisteskraft unter uns weilen, hie und da schon zu Lebzeiten Denkmäler gesetzt werden, so kann ich es nicht über mich gewinnen, noch lebenden Gelehrten und Kollegen Weihrauch zu streuen. So fehlt denn den Häuptern der Freiburger Dozenten, die ich im folgenden nach dem Umfang ihres Wirkens zu schildern versuche, der bald dichtere, bald bescheidenere Lorbeerkranz; ihn nach Gebühr zu erteilen, überlasse ich berufeneren, objektiveren, späteren Richtern.

Wir beginnen, wie üblich, mit der

Theologischen Fakultät.

Sie zählte im Sommersemester 1906 im ganzen 243 immatrikulierte Studenten, war also für sich allein schon ebenso stark, wie vor

50 Jahren die gesamte Universität. Von diesen 243 Theologen stammten 153 aus Baden, 90 aus dem übrigen Reich. Man sieht, auch innerhalb der theologischen Fakultät hat sich Freiburg aus einer badischen Landesuniversität zu einer allgemeinen Reichsanstalt entwickelt. Die Hauptbestimmung der Fakultät ist freilich nach wie vor, Priester für die badische Landeskirche zu erziehen. Die badischen Theologen haben sämtlich in dem klösterlich eingerichteten Konvikt am Fuß des Schloßbergs Wohnung zu nehmen und erfreuen sich hier, wenn sie unbemittelt sind, völlig freier Station. Über Lebensweise und Bildungsgang der Konviktsgenossen übt die erzbischöfliche Kurie durch ihre Organe die ihr gesetzmäßig zugebilligte Aufsicht.

Die Vorlesungen für die Theologen finden im alten Kollegienhaus der Bertholdstraße statt; die Seminarräume nehmen hier einen großen Teil der dritten Etage ein und enthalten die kostbare Handbibliothek des im Jahre 1901 gestorbenen Kirchen- und Kunsthistorikers Franz Xaver Kraus: Bilder und Andenken aus dem Arbeitszimmer dieses großen Gelehrten schmücken die Wände. Der Lehrstuhl für christliche Archäologie, den Kraus (s. o. S. 133) in so schöner Gesinnung gestiftet und dotiert hat, konnte bis jetzt nicht errichtet werden, weil der Nachlaß des Verstorbenen sich vorderhand dafür nicht als ausreichend erwies. Aber sein gelehrtes Rüstzeug, seine geliebten Bücher, kommen schon jetzt den Studierenden zu statten. Manches seltene Werk ist darunter; besonders die christliche Archäologie ist nahezu lückenlos vertreten, und bei den nahen Beziehungen, die der Stifter zu den meisten Fachgenossen in allen Ländern unterhielt, ist der Schatz an Monographien und schwer erhältlichen Einzelstudien ungewöhnlich groß: von manchem Autor, wie von de Rossi, E. Müntz u. a. ist die gelehrte Lebensarbeit vollständig hier beisammen. So lebt Kraus mit dem besten, was er hatte und vermochte, in diesen theologischen Studiensälen weiter: möchte von seinem echten Gelehrtensinn und rastlosen Forschertrieb recht viel auf den theologischen Nachwuchs übergehen, der in diesen Räumen aus seinen Büchern Kirchengeschichte und christliche Kunst sich anzueignen bemüht ist.

An der Stelle von Kraus steht jetzt als Kirchenhistoriker Georg Pfeilschifter, dessen besonderes Arbeitsgebiet die frühchristliche Kirchengeschichte ist. Die Kunstgeschichte wird innerhalb der theologischen Fakultät jetzt hauptsächlich durch Joseph Sauer vertreten, den Herausgeber der literarischen Rundschau für das katholische Deutschland. Der junge Gelehrte, der von seinem Lehrer Kraus u. a. die Vertrautheit mit der Symbolik des Mittelalters überkommen hat, wird die christliche Kunstgeschichte seines Meisters in seinem Sinne fortzusetzen suchen. Auch Karl Künstle, der die Professur für Patristik und kirchengeschichtliche Spezialitäten bekleidet, pflegt neben Kirchengeschichte mit Vorliebe kunst-

geschichtliche Studien; er hat auf der Reichenau neuerdings sehr alte Wandgemälde entdeckt und herausgegeben.

Im exegetischen Seminar, das in eine alt- und eine neutestamentliche Abteilung zerfällt, vertritt Gottfried Hoberg zurzeit die alttestamentliche Exegese; mit philologisch gerichteten Publikationen über Moses und den Pentateuch und über andere Probleme aus seinem Gebiet ist er an die Öffentlichkeit getreten. Der biblischen Topographie gelten hauptsächlich die Studien Karl Theodor Rückerts, des neutestamentlichen Exegeten: wiederholte Reisen nach den Stätten des Urchristentums, nach Palästina und Afrika, kommen ihm dafür zu statten. Sein bedeutender Vorgänger war der im Jahre 1889 gestorbene Adalbert Maier (s. o. S. 131f).



Cornelius Krieg.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Das dogmatische Seminar leitet Karl Braig, der früher den philosophischen Lehrstuhl innerhalb der theologischen Fakultät bekleidete: seine Arbeiten sind apologetischer und spekulativer Natur. Cornelius Krieg, der Senior der Fakultät, ist Vorstand des homiletischen Seminars. Er hat über frühchristliche Theologie, aber auch über moderne Gottesgelehrten Einzelarbeiten publiziert. In drei Auflagen ist seine Theorie der Pädagogik verbreitet, und von seiner „Wissenschaft der Seelenleitung“ oder Pastoraltheologie ist ein erster Band erschienen. An der Spitze des kanonistischen Seminars steht Franz Xaver Heiner. Er redigiert das Archiv für katholisches Kirchenrecht. Sein Grundriß über katholisches Eherecht ist in fünf, sein Lehrbuch des Kirchenrechts in vier Auflagen verbreitet. Sein Fach legt es ihm nahe, im Tagesstreit über die Grenzen der



Franz Xaver Heiner.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

kirchliche Rechtssphäre Stellung zu nehmen; seine Schriften haben daher vielfach hochaktuellen und polemischen Charakter. Seit 1896 leitet Heiner das sogenannte Collegium sapientiae in der Karthäuserstraße. Wie der Name, so erinnert auch die Einrichtung dieser Anstalt an die alten Bursen von ehedem. Deutsche Bischöfe haben diese neue Sapienz ins Leben gerufen und mit Freiplätzen ausgestattet, Freiburger Bürger das Haus und die nötigen Geldmittel zur Verfügung gestellt. Katholische Priester, die sich in nichttheologischen Fächern ausbilden wollen, finden hier billige, unter Umständen selbst unentgeltliche Unterkunft; eine wertvolle Bibliothek, an deren Vervollständigung fleißig gearbeitet wird, steht ihnen im Hause selbst zur Verfügung.

Die Moraltheologie, welche Wenker (s. o. S. 85f), Heinrich Schreiber (o. S. 125) und Alban Stolz (o. S. 127f) im vorigen Jahrhundert mit Auszeichnung vertreten haben, wird jetzt von Julius Mayer doziert. Derselbe ist Herausgeber des Archivs der Diözese Freiburg. Wir besitzen von ihm u. a. eine Studie über den hl. Konrad, den Patron des Konstanzer Bistums.

Die Apologetik schließlich ruht in den Händen von Simon Weber, dessen Publikationen sich auf orientalische Kirchengeschichte, im besonderen die von Armenien, erstrecken. Auch der sozialwissenschaftlich interessanten Frage über „Evangelium und Arbeit" ist er nachgegangen.

Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät,

zu der hier in Freiburg auch die Nationalökonomie und Kameralistik gehören, war vor dreißig Jahren noch die schwächste in ganz Deutschland, hat es aber im Sommer 1906 auf 795 Hörer gebracht, worunter nicht weniger als 654 Nichtbadener sich befanden. Entsprechend dieser ungewöhnlich starken und von Jahr zu Jahr steigenden Frequenz sind alle Lehrfächer doppelt besetzt. Der Seminarbetrieb, der im Bereich der Jurisprudenz erst vor kurzem Aufnahme gefunden hat, ist hier in einem Umfang entwickelt, wie auf wenigen deutschen Hochschulen: der Gründlichkeit der juristischen Ausbildung wird dadurch in erfreulichster Weise Vorschub geleistet. Für den strebsamen Rechtsbeflissenen bietet Freiburg auch sonst in mancher Hinsicht Vorteile: ein sehr beschäftigtes Landgericht, an dem auch einer der Dozenten als Richter fungiert (s. u.), gibt Gelegenheit, die juristische Praxis sich anzusehen; auch die mustergiltige Strafanstalt am Orte ist für künftige Richter ein wichtiges Studienobjekt; die großartigen industriellen Anlagen, welche im nahen Elz- und Wiesental und noch mehr im benachbarten Oberelsaß bestehen, werden von den angehenden Nationalökonomen unter Führung

ihrer Lehrer mit Erfolg studiert: kurz, es begreift sich daß neuerdings die Juristen in so großer Zahl nach Freiburg strömen.

Der Senior unter den Freiburger Lehrern der Rechtswissenschaft ist Fridolin Eisele. Er liest über römisches und deutsches bürgerliches Recht, und zwar in Verbindung mit praktischen Übungen. Literarisch hat er verschiedene Probleme aus der römischen Rechtsgeschichte behandelt. Die Verwaltung der ungewöhnlich zahlreichen Stiftungen, die von alten Zeiten her an der Freiburger Universität für unbemittelte Studenten bestehen, liegt in seinen Händen. Gustav Rümelin doziert römisches Recht, Zivilprozeß und bürgerliches Recht, auch er mit praktischen Uebungen. Er vertritt seit Jahren die Interessen der Hochschule in der badischen ersten Kammer;



Fridolin Eisele.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

als Vorsitzender der akademischen Baukommission hat er an den Vorarbeiten, die endlich im Jahre 1906 zur Erbauung eines neuen Kollegienhauses führten, hervorragenden Anteil genommen.

In Kolleg und Seminar vertritt Woldemar von Rohland das Straf- und Strafprozeßrecht. Außerdem liest er über Rechtsencyklopädie und Völkerrecht. Seine literarischen Arbeiten sind hauptsächlich strafrechtlicher und rechtsphilosophischer Natur.

Als Professor der staatsrechtlichen und germanistischen Fächer, des deutschen bürgerlichen Rechts und des Völkerrechts wirkt Heinrich Rosin. Auch rechtsgeschichtliche Arbeiten werden ihm verdankt. Hoch-



Gustav Rümelin.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

aktuell sind seine Untersuchungen über das Recht der Arbeiterversicherungen.

Zivilprozeß und Strafprozeß, daneben allgemeine Rechts- und Staatslehre vertritt Richard Schmidt. Seine „Aktenstücke zur Einführung in den Strafprozeß", sein „Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechts" sind in mehreren Auflagen verbreitet. Außerdem hat er eine allgemeine Staatslehre in zwei Bänden verfaßt. Schmidt ist ständiger Richter am Freiburger Landgericht und wahrt so die dem Rechtslehrer so nötige Fühlung mit der praktischen Rechtspflege.



Richard Schmidt.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Professor des deutschen Rechts, einschließlich des Handels- und Kirchenrechts, ist Alfred Schultze. Er gehörte sieben Jahre lang dem Oberlandesgericht in Jena an, kennt also gleichfalls die juristische Praxis aus nächster Nähe.

Badisches und deutsches bürgerliches Recht, daneben Prozeß- und Handelsrecht dozieren Rudolf Merkel und Erwin Riezler. Auch nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches muß natürlich der badische Jurist die Satzungen des früheren badischen Rechtes sich zu eigen machen, und eben dafür besteht in erster Linie dieser doppelt besetzte Lehrstuhl.

Das kameralistische Seminar leiten alternierend Carl Johannes Fuchs und Gerhard von Schulze-Gävernitz. Literarisch und durch Vorträge wirkt ersterer für die nationale Wohnungsfrage und für Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Von Schulze-Gävernitz gibt es ein zweibändiges Werk „Zum sozialen Frieden", das seit Jahren vergriffen ist; seine „volkswirtschaftlichen Studien aus Rußland" und sein im vergangenen Jahre erschienenes Buch über den englischen Imperialismus behandeln brennende Fragen der politischen Gegenwart.

— — —

Die medizinische Fakultät.

Alexander Ecker, der 37 Jahre lang das Fach der Anatomie an der Freiburger Hochschule mit Begeisterung und bestem Erfolg vertreten hat, kann in seinem früher von uns erwähnten Mahnwort (S. 146) nicht genug die günstigen Vorbedingungen rühmen, die in Freiburg für medizinische Studien vorhanden seien: verlockende Gelegenheit zu naturwissenschaftlicher Vorbereitung, reiches klinisches Material aus Stadt und weiter Umgegend, gut eingerichtete klinische Institute und als Folge der nicht zu starken Frequenz die Möglichkeit individueller, sorgsamer Schulung.



Robert Wiedersheim.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Mit der bescheidenen Frequenz ist es nun freilich schon längere Zeit anders geworden: während noch vor dreißig Jahren der Dekan der medizinischen Fakultät gelegentlich sämtliche Dozenten und Studenten der Heilkunde in einem mäßig großen Saale an einem Tische bewirten konnte, betrug im Sommersemester 1906 die Zahl der medizinischen Studierenden erheblich über 600. Aber dieser gesteigerten Studentenzahl entspricht ein Lehrkörper von nicht weniger als 47 Professoren und Dozenten, ihr entsprechen vergrößerte und in jeder Beziehung verbesserte Studieneinrichtungen, und wenn man die stattliche Reihe der medizinischen Lehrinstitute überblickt, die jetzt einem ganzen Stadtteil geradezu sein Gepräge verleihen, wenn man die enormen Summen bedenkt, die alle zwei Jahre für den zeitgemäßen Ausbau der Kliniken von der badischen Volksvertretung bewilligt werden, so kann man auch heute noch, wie zu Eckers Zeiten, den Schülern Äskulaps in allen deutschen Landen den Besuch der Freiburger Hochschule aufs wärmste empfehlen.

Auch die Stadt ist bemüht, durch mustergültige hygienische Einrichtungen sich der großen medizinischen Anstalt, die sie birgt, in jeder Beziehung würdig zu zeigen. Kaum eine zweite deutsche Stadt stellt ihren Bewohnern eine solche Fülle des reinsten und doch schmackhaften Quellwassers zur Verfügung. Durch viele Straßen strömen in starkem

Gefäll die kristallklaren Stadtbäche und fördern zu allen Jahreszeiten die Reinlichkeit der Gehwege.

Z' Friburg in der Stadt
sufer (sauber) isch's und glatt,

hat schon Peter Hebel sehr richtig gesungen. Der große Wasserreichtum ist auch für eine in ihrer Art vollkommene Kanalisation nutzbar gemacht. Die übelriechenden Dunggruben, die ekelhaften Abfuhrpumpen und Tonnenwagen kennt man zu Freiburg nicht: alle Abwasser werden unterirdisch zu den Rieselfeldern westlich vor der Stadt hinausgeleitet und ermöglichen dort üppig gedeihende Kulturen und die Zucht geschätzter Mastochsen.

Das grundlegende Fach der Anatomie, das noch Ecker in seinem ganzen Umfang allein bewältigte, wird jetzt von einer ganzen Reihe von Dozenten in zwei gesonderten Gebäuden gepflegt. In dem ursprünglichen Haus, von dessen Erbauung in den Jahren 1865—67 oben S. 143 die Rede war, befinden sich jetzt die Lehrräume für normale Anatomie. Aus dem Giebel des Hauses schaut die Büste des Andreas Vesal, des genialen Begründers der modernen Zergliederungskunst († 1564); darüber aber setzte Ecker die Inschrift: Mortui vivos docent, wodurch die Bestimmung des Gebäudes vortrefflich ausgesprochen wird. Hauptvertreter des Faches ist zur Zeit Robert Wiedersheim. Sein Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere ist in sechs Auflagen verbreitet und in die meisten Kultursprachen übersetzt. Der eine der beiden Prosektoren ist Franz Keibel, der auf dem Gebiet der Entwicklungsgeschichte als Autorität gilt. Vergleichende Anatomie, Anatomie am Lebenden und plastische Anatomie für Künstler behandelt der andere Prosektor, Ernst Gaupp.

Ernst Ziegler,
weiland Professor der pathologischen Anatomie.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Die pathologische Anatomie hat seit 1883 ein eigenes Gebäude bezogen. Ihr hervorragender Vertreter war bis vor kurzem Ernst Ziegler, ein ausgezeichneter Lehrer und Gelehrter, zugleich Redakteur mehrerer wichtiger Fachzeitschriften. Sein Lehrbuch der pathologischen Anatomie erlebte 9 Auflagen. Selbst aus Japan kamen junge Mediziner, um zu seinen Füßen zu sitzen. Der Nachfolger dieses gefeierten, leider

allzufrüh verstorbenen Meisters ist seit vorigem Jahre Ludwig Aschoff, der in seinen Schriften teils allein, teils im Verein mit Fachgenossen wichtige anatomische Probleme behandelt hat.

Ein stolzer Neubau ist das physiologische Institut, mit allem eingerichtet, was der momentane Stand der Wissenschaft erfordert. Den Lehrstuhl für Physiologie ziert seit 22 Jahren Johannes von Kries, ein Schüler des berühmten Leipziger Physiologen Ludwig. Er ist der Freiburger Hochschule auch treu geblieben, als nach dem Tode Du Bois-Reymonds dessen Berliner Lehrstuhl ihm angeboten wurde. Die Wissenschaft verdankt ihm wichtige Untersuchungen über die Physiologie der Sinnesorgane und über experimentelle Psychologie; so hat er die Zeitdauer einfacher psychischer Vorgänge, die Erkennungszeiten der Tastempfindungen, Gehör- und Lichtreize, die Ermüdung des Sehnerven u. a. studiert; daneben haben ihn die „Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung“ beschäftigt, und wie er hierin als Mathematiker sich betätigt, so steht er mit andern seiner Arbeiten ganz auf dem Boden der Philosophie.



Johannes von Kries.

Ein äußerlich einfacher, aber im Innern mit viel Raffinement ausgestatteter Bau ist das hygienische Institut, das in den Jahren 1895 auf 96 erbaut wurde. Man hat darauf Bedacht genommen, in den verschiedenen Räumen verschiedene Beleuchtungs-, Heizungs- und Lüftungssysteme anzuwenden und auch den Bodenbelag in verschiedenen Stoffen auszuführen, damit diese Einrichtungen in ihren Vorzügen und Nachteilen zur Belehrung herangezogen werden können. Ein besonderer Teil des Instituts ist die bakteriologische Station für Tierkrankheiten, so daß also Menschen- und Tierhygiene hier neben einander studiert werden können; auch erhält damit die Anstalt eine erhebliche Bedeutung für die Landwirtschaft. Ein eigener Weiher liefert den Bedarf an Eis; ein großer Garten bietet Gelegenheit, die verschiedenen normalen und außergewöhnlichen Verhältnisse des Erdbodens, welche für die Gesundheit des Menschen in Betracht kommen, anschaulich vorzuführen und zu studieren. Direktor der schönen Anstalt ist Max Schottelius; die Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege, die Infektionskrankheiten und ihre Bekämpfung bilden hauptsächlich den Gegenstand seiner Forschung.

Schon Maria Theresia hatte im Jahre 1767 darauf hingewiesen, wie unentbehrlich für den Studenten der Medizin die praktische Unterweisung am Krankenbette sei. Auf ihre Anregung hin wurden zunächst im städtischen Armenhaus und dann in einem für 30 Betten berechneten Spitalgebäude in der Nußmannstraße klinische Kurse abgehalten. Erst in den Jahren 1826—29 konnte aus Stiftungsgeldern, die vor allem aus dem Nachlaß des Freiburger Künstlers Christian Wenzinger stammten, das heutige Städtische Krankenhaus erbaut werden. Der für seine Zeit stattliche und vollkommene Bau hat sich inzwischen wiederholt als unzulänglich erwiesen. Für einzelne Zweige der Krankenpflege, so besonders die chirurgischen, mußten eigene Neubauten aufgeführt werden. Auch der Hauptbau selbst hat mehrfache Veränderungen und Erweiterungen erfahren; mehr und mehr sind Nachbarhäuser hinzuerworben worden, die man, so gut es ging, für medizinische Zwecke adaptierte. Der ganze Gebäudekomplex, der jetzt als klinisches Hospital in Benutzung ist, trägt die Spuren seines allmählichen Entstehens nur zu deutlich an sich: ein großer Neubau aus einem Guß wird auf die Dauer nicht zu umgehen sein.



Christian Bäumler.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Von 1863 bis 1876 stand die Freiburger Klinik, wie wir schon hörten (o. S. 140) unter Leitung von Adolf Kußmaul, einem Manne von Weltruf. Den durch ihn berühmt gewordenen Lehrstuhl hat seit 1876, also jetzt schon 30 Jahre, Christian Bäumler inne. Typhus und Tuberkulose, Krankheiten des Herzbeutels und der Blutgefäße hat er u. a. zum Gegenstand seiner eingehenden Forschungen gemacht. Er dringt bei seinen Schülern auf peinlich gewissenhafte Diagnose. Die Klinik sucht er in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit zu halten: neuerdings hat er in einem der klinischen Neubauten auch eine hydrotherapeutische Abteilung ins Leben gerufen.

Die chirurgische Klinik leitet seit 1893 Paul Kraske. Er hat u. a. eine verbesserte Methode zur Behandlung des Mastdarmkrebses und zur Entfernung der Schilddrüse in die Chirurgie eingeführt. Eine

besondere Abteilung dieser Klinik, die man an kleinen Universitäten in dieser Weise nicht ausgebildet findet, ist die orthopädische; sie untersteht der Leitung von Alexander Ritschl.

Der Senior der medizinischen Fakultät ist Albert Schinzinger. Er war schon 1848 und dann wieder 1870 an einem Kriegslazarett zu Schwetzingen als Chirurge tätig. Trotz seiner 80 Jahre leitet er noch heute eine chirurgische Privatklinik.

Von der chirurgischen Klinik hat sich als wichtigstes Spezialfach schon lange die Gynäkologie abgezweigt. Seit 1868 besitzt diese Wissenschaft in Freiburg ihr eigenes, seitdem wiederholt vergrößertes Institutsgebäude. Von 1864 bis 1905 unterstand es der Leitung von Alfred Hegar, der als gynäkologischer Operateur eine europäische Berühmtheit geworden ist. Sein Nachfolger ist Bernhard Krönig, der u. a. mit Döderlein zusammen ein Handbuch der operativen Gynäkologie herausgegeben hat. Außerdem erteilen die Extraordinarien Ernst Sonntag und Gustav Bulius, die beide auch Leiter starkbesuchter Privatkliniken sind, theoretischen und praktischen Unterricht in der Geburtshilfe.



Paul Kraske.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Die badische Regierung war eine der ersten in Deutschland, die für die Augenheilkunde ein eigenes Institut erstellte. Die Freiburger ophthalmologische Klinik wurde schon im Jahre 1876 bezogen; ihr Erbauer und langjähriger Leiter war Wilhelm Manz; seit 1901 ist Theodor Axenfeld an seine Stelle getreten. Er ist Mitredakteur der „Klinischen Monatsblätter für Augenheilkunde“. Durch seine ophthalmologischen Arbeiten erwarb er sich schon früh den Gräfepreis. Neuerdings erschien von ihm ein Werk über die Bakteriologie des Auges. Zur Behandlung der ägyptischen Augenkrankheit hat er mit Glück neue Wege gewiesen.

Für Ohrenleidende sowie für Nasen- und Rachenkranke sind neben der chirurgischen Klinik besondere kleine Institute eingerichtet; die Ohrenklinik leitet Emil Bloch, die Nasenklinik Gustav Killian, der die

Spiegeluntersuchung der Luftröhre und ihrer Verzweigungen überraschend vervollkommnet hat.

Auch für Hautkrankheiten besitzt die Hochschule eine eigene Klinik unter Leitung von Eduard Jakobi.

Ein Hauptfach ist endlich seit den letzten Dezennien die Psychiatrie geworden. Im Vorort Herdern, nördlich von Freiburg, ist in möglichst stiller und ländlicher Lage seit 1887 eine eigene psychiatrische Klinik erbaut, die über 100 Kranke aufzunehmen vermag. Auch für Nervenkranke ist in der Nähe der Klinik eine kleine provisorische Pflegeanstalt errichtet: ein großer Neubau, für den die Mittel schon genehmigt sind, wird demnächst an ihre Stelle treten. Beide Anstalten, die für Irre sowohl als die für Nervenleidende, unterstehen der Leitung von Alfred Hoche, einem Schüler Erbs, der über sein Spezialfach zahlreiche, z. T. mehrfach aufgelegte Schriften publiziert hat.



Alfred Hegar.
Marmorbildwerk, von Schülern dem Meister an seinem 70. Geburtstag gewidmet.
Nach einer Aufnahme von Gustav Rauscher, Freiburg.

Auch ein verbreitetes Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie hat ihn zum Verfasser. Ehrenvolle Berufungen nach Halle, Straßburg und Bonn hat der Gelehrte ausgeschlagen, um sich dem weiteren Ausbau seiner hiesigen blühenden Anstalt und Lehrtätigkeit zu widmen.

Die Poliklinik, welche aus der in beinahe amerikanischem Tempo sich vergrößernden Stadt einen von Jahr zu Jahr größeren Zulauf von Kranken erfährt, leitete bis vor kurzem Ludwig Thomas, der zugleich spezieller Kinderarzt war und dem seit 1887 eröffneten Hilda-Kinderhospital vorstand; ein plötzlicher Tod hat zu Anfang dieses Jahres den liebenswürdigen Arzt und

Alfred Hoche.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

warmherzigen Menschenfreund den Seinigen und der Hochschule entrissen.

Das Bild, das wir von den medizinischen Einrichtungen Freiburgs zu entwerfen versuchten, wäre nicht vollständig, wenn nicht auch des evangelischen Diakonissenhauses (s. n. S.) kurz Erwähnung geschähe. Der evangelische Bund Deutschlands hat das ausgedehnte, von herrlichem Garten umgebene Krankenhaus vor 7 Jahren ins Leben gerufen. Es besitzt aufs höchste vervollkommnete Einrichtungen für Operation und Krankenpflege. Eine geräumige Veranda mit herrlicher Aussicht auf Stadt und Gebirge zieht sich um die Süd- und Ostseite des Baues; die Kranken können in ihren Betten hierhergebracht und in Licht und Luft zur Genesung gefördert werden. Der chirurgische Leiter der Heilanstalt ist **Edwin Goldmann**, dem eine ganze Reihe chirurgischer, aber auch pathologisch-anatomischer Fachschriften verdankt wird; Oberarzt der inneren Abteilung ist **Adolf Schüle**. Da beide Herren auch als Dozenten an der Hochschule wirken, so kommen die mustergiltigen Einrichtungen ihrer Anstalt und das große Krankenmaterial, das ihr aus allen Schichten der Bevölkerung zuströmt, mehr oder weniger auch den Studierenden zu gut.



Theodor Axenfeld.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Alles in allem dürfte schon aus diesen wenigen Andeutungen eines Laien die Tatsache erhellen, daß es um die medizinische Schule Freiburgs vortrefflich bestellt ist. Sie besitzt unter ihren Dozenten anerkannte Koryphäen der heutigen Medizin, und sie verfügt über Lehrinstitute, die den Vergleich mit den besten ihrer Art nicht zu scheuen brauchen.

Die philosophische Fakultät

entspricht im allgemeinen der Artistenfakultät der früheren Jahrhunderte. Nur haben die naturwissenschaftlichen Fächer in den letzten hundert Jahren eine solche Ausdehnung und Bedeutung erlangt, daß sie den

Rahmen der alten Philosophenfakultät zu sprengen drohen. An andern Hochschulen hat man daher eine fünfte, mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät geschaffen. In Freiburg ist das nicht geschehen, doch wird von der philosophischen Fakultät außer dem Dekan jeweils noch ein Prodekan gewählt, der alternierend bald aus den Reihen der Philologen und Historiker, bald aus den Mathematikern und Naturforschern hervorgeht, so daß tatsächlich jede der beiden Fakultätshälften ihre eigenen Geschäftsführer und Vertreter hat. Die Gesamtfrequenz der Fakultät belief sich im Sommer 1906 auf 692 Hörer, wovon 452 Nichtbadener waren.

Wie früher schon bemerkt, kam der seminaristische Lehrbetrieb, der



Das Evangelische Diakonissenhaus in Freiburg.
Nach einer Aufnahme von G. Röbke, Freiburg.

jetzt fast in allen Fächern zur Herrschaft gelangt ist, zuerst bei den Philologen auf: das philologische Seminar der klassischen Sprachen ist das älteste am Platze. Sein erster namhafter Direktor war Anton Baumstark (1829—1871), ein Sprachforscher von staunenswerter Vielseitigkeit, der Demosthenes und Cäsar, athenische Staatsaltertümer und griechisch-römische Prosodie gleichmäßig sicher traktierte und außerdem als Pädagog um die Neugestaltung der badischen Gelehrtenschulen hervorragende Verdienste sich erworben hat. Dabei war Baumstark ein ganzer Charakter, eckig, knorrig, ohne landläufigen Ehrgeiz: „mein Temperament, so bekennt er selbst in seiner Lebensgeschichte, und mein starkes moralisches Gefühl ließen mir wenig Raum für Klugheit“. Der für den Posten eines Oberstudienrats wie geschaffene Mann wurde nie regierungsfähig.

Fünf Jahre lang (1852—57) hat auch Theodor Bergk, der bekannte Herausgeber der griechischen Lyriker, dem philologischen Seminar

Freiburgs als Dozent angehört. Über das Studentenmaterial der damals noch winzigen Hochschule dachte er ähnlich wie Treitschke (o. S. 136). Er hat hier in Freiburg u. a. seine Sophokles-Ausgabe und seine Anthologia lyrica ausgearbeitet.

Auch Franz Bücheler, der gefeierte Altmeister der Philologie, der unlängst in Bonn sein goldenes Doktorjubiläum feiern durfte, hat als blutjunger Dozent von 26 Jahren eine Professur an der Albertina bekleidet.

Zur Zeit teilen sich Bernhard Schmidt und Otto Hense in das Direktorium des philologischen Seminars, jener hauptsächlich bekannt durch seine Arbeiten über das Volksleben, die Sagen und Lieder der Neugriechen, dieser durch Studien zu den griechischen Tragikern, über Stobäus und Seneca.

Den Lehrstuhl für vergleichende Sprachwissenschaft hat Rudolf Thurneysen inne. Er ist Mitarbeiter am Thesaurus linguae latinae. Aber auch dem Altirischen, dem Keltoromanischen und andern Zweigen seiner Wissenschaft hat er wichtige Abhandlungen gewidmet. Neben ihm vertritt Hermann Reckendorf die semitisch-orientalische Philologie.



Rudolf Thurneysen
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Das Seminar für romanische Philologie leitet Gottfried Baist, der u. a. eine Grammatik der spanischen Sprache verfaßt hat. Emil Levy pflegt hauptsächlich das Provenzalische, das er auch lexikalisch bearbeitet hat. Dem Studierenden der romanischen Sprache bietet Freiburg erhebliche Vorteile durch seine Lage: ein gewöhnlicher Tagesausflug bringt ihn mitten in das französische Sprachgebiet der Vogesen. Kaum weiter ist es in den französisch-schweizerischen Jura, wo man schon auf dem besten Wege nach der Provence sich befindet. Schließlich ist man fast nirgends auf deutschem Boden so nahe bei Paris. Im Sommer ist die Stadt überschwemmt von jungen Franzosen, die sich hier in angenehmer Umgebung im Deutschen vervollkommnen wollen, das Nützliche mit dem Angenehmen weise verbindend. Daß man aber zu Freiburg im Vorhof zum gelobten Land Italien weilt, daran gemahnen die Gotthardwagen, die jeder Schnellzug vorbeiführt; daran wird man auch durch die italienischen Arbeiter erinnert, die in hellen Haufen nach Feierabend durch die Straßen ziehen und die in einigen Quartieren so zahlreich beisammen wohnen, daß man dort mehr italienische als deutsche Laute hört.

Italienische Anschriften sind mit Rücksicht auf die ungemein starke italienische Kolonie ziemlich häufig geworden; ein italienischer Sonntagsgottesdienst ist für die Arbeiter eingerichtet — kurz, der Student der romanischen Philologie wird hier unschwer mehr als eine romanische Sprache und in mancherlei Mundarten vernehmen können.

Auch für den Germanisten ist diese Sprachecke im äußersten Südwesten des Reichs ein dankbarer Boden: unmittelbar südlich von Freiburg beginnt das echte Alemannisch, das durch Peter Hebel literaturfähig geworden ist und dessen gemütvollen Klängen, wenn sie aus unverfälschtem Munde kommen, ein so eigentümlicher Reiz anhaftet. Nicht weniger interessant, wenn auch weniger wohllautend sind die dialektischen Eigenheiten der elsässischen und schweizerischen Mundart, die der Studio auf Ausflügen nach den Vogesen und Alpen kennen lernt. Zuerst wird es dem norddeutschen Landsmann freilich wunderlich genug ergehen; er wird, wie in einem Lande fremder Zunge, zunächst so gut wie nichts verstehen und wird vor allem kaum verstanden werden. Aber bald gewöhnt sich sein Ohr an die alemannischen Klänge, und mit jedem Tage wächst seine Freude an den vielen treffenden Wendungen, den merkwürdigen Sprachresten aus der keltischen und römischen Urvergangenheit des Landes, den aus alter Zeit beibehaltenen lautlichen Eigenheiten dieser Volkssprache.



Friedrich Kluge.
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Freiburg.

Das germanistische Seminar leitet Friedrich Kluge. Durch sein etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, das in vielen Auflagen vorliegt, ist Kluges Name allgemein bekannt geworden. Auch seine Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte, sein angelsächsisches Lesebuch, seine Studie über die Entwicklung der deutschen Sprache von Luther bis Lessing mußten wiederholt aufgelegt werden. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

Das Seminar für englische Philologie steht unter der Direktion von Wilhelm Wetz, der über die Menschen in Shakespeares Dramen

eine vielgelesene Schrift geschrieben hat; auch redigiert er die Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte.

Deutsche Literaturgeschichte doziert Roman Wörner; er ist auch literarisch auf diesem Gebiet tätig. Seine Studien über Ibsen besitzen im Todesjahr des großen Norwegers ein geradezu aktuelles Interesse.

Sehr stattlich tritt die Freiburger Geschichtsforschung an. Und das ist nicht mehr als billig: befinden wir uns zu Freiburg doch auf ehrwürdig historischem Boden. Nicht weit von der Stadt sind schon vor Jahren Reste frühester Steinzeitskultur aufgedeckt worden; vor kurzem hat der Anatom Eugen Fischer am Südfuß des Kaiserstuhls hochinteressante Funde aus der Hallstattperiode zu Tage gefördert. Daß die Kelten im Dreisamtal lange Zeit ansässig waren, das bezeugen die vielfach keltischen Namen von Bergen und Gewässern. Der noch heute am Schauinsland blühende Bergbau geht auf diese Kelten zurück; zwei Stunden oberhalb von Freiburg, beim heutigen Kirchzarten, lag ihre stark befestigte Hauptstadt Tarodunum. Eine sechs Kilometer lange Ringmauer umschloß diese ansehnliche Stadt; aus Felsstücken, die mit Balken abwechselten, war allem Anschein nach die Stadtmauer aufgeschichtet, genau in der Weise, wie man das aus Cäsars Schilderung gallischer Stadtbefestigungen kennt. Als um das Jahr 100 v. Chr. die Kelten von germanischen Eroberern südwärts über den Rhein in die heutige Schweiz gedrängt worden waren, kam der Breisgau allmählich in die Gewalt der Römer und gehörte zu ihrer obergermanischen Provinz, zu deren Schutz sie späterhin den berühmten Limes (Grenzwall) erbauten. Auch von dieser römischen Zeit zeugen in der Freiburger Gegend zahlreiche Funde von Münzen, Waffen, Gefäßen und baulichen Anlagen. Um 300 wurden die Römer von den Alemannen abgelöst, und seitdem ist das Land ein deutsches. Wie mannigfach seine Schicksale weiterhin waren, wie die Zähringer die Marktstätte Freiburg begründeten und mit Freiheiten begabten und durch Festungswerke sicherten, das ist z. T. anläßlich der Geschichte der Universität erzählt. Auch wurde kurz erwähnt, wie auf die Zähringer die Uracher Grafen folgten, wie diese den österreichischen Erzherzögen Platz machten. Von den Nöten des dreißigjährigen Krieges, von der wiederholten Bedrängnis durch französische Heere war auch gelegentlich die Rede: kurz, viel Geschichte hat in und vor den Mauern von Freiburg sich abgespielt, und diese reiche, nicht immer ruhmvolle, aber stets interessante Vergangenheit weckt unwillkürlich den historischen Sinn. Nicht weniger als drei Vereine widmen sich zu Freiburg der Pflege der Lokalgeschichte und suchen seit Jahrzehnten durch Vorträge und Druckschriften das Interesse für Heimatkunde und Geschicke der Vorfahren in allen Schichten der Bevölkerung lebendig zu erhalten. Wendet sich der Diözesanverein mehr nur an die Geistlichkeit, der Verein zur „Beförderung der Geschichtskunde“ in der Hauptsache an das studierte

Laienpublikum, so appelliert der Breisgauverein Schauinsland an die Heimatliebe der gesamten Bürgerschaft. In allen drei Vereinen sind die Akademiker gern gesehene Gäste; sie werden dort am leichtesten sich überzeugen, wie allgemein und rege in Freiburg das geschichtliche Interesse ist.

In solcher Umgebung und auf einem Boden, der so mit geschichtlichen Erinnerungen getränkt ist, muß es eine Freude sein, Geschichte zu studieren. Die Besetzung der historischen Lehrstühle ist zudem eine ungewöhnlich reichhaltige. Alte Geschichte doziert Ernst Fabricius, der früher hauptsächlich Probleme der griechischen Topographie und Architektur behandelt hat, seit 1898 aber mit General von Sarwey im Verein die große Publikation redigiert, die auf Kosten des Reichs über den obergermanisch-rätischen Limes soeben herausgegeben wird. Daß Fabricius in seinen Übungen an die mannigfaltigen und z. T. wahrhaft monumentalen Überreste der Römerzeit, die zu Riegel am Kaiserstuhl, zu Badenweiler, zu Kaiseraugst bei Basel und sonst sich finden, vielfach anknüpft, wird von seinen Zuhörern besonders dankbar empfunden. Die mittelalterliche Geschichte pflegt Georg von Below, dessen ausgedehnte gelehrte Forschung vor allem dem deutschen Städtewesen im Mittelalter gewidmet ist. Auch dem Ursprung des Duells, das er als undeutsche Einrichtung bekämpft, ist er in einer seiner Schriften nachgegangen. Gleichfalls mittelalterlicher Historiker ist Heinrich Finke. Die großen Konzilien des 13. und 15. Jahrhunderts, das Leben des merkwürdigen Papstes Bonifaz VIII., sind Hauptthemata seiner archivalischen Forschung.



Georg von Below.

Den Lehrstuhl der neueren und neuesten Geschichte haben in den letzten 40 Jahren eine ganze Reihe eminenter Männer inne gehabt. Von 1863—66 Treitschke (s. o. S. 135), später bis 1892 Hermann von Holst, der Historiker der Vereinigten Staaten; darauf Erich Marcks, der Biograph von Coligny und Philipp II., von Kaiser Wilhelm und Bismarck; endlich der geistvolle Essayist Alfred Dove. Heute steht an ihrer Stelle Friedrich Meinecke, der Herausgeber der historischen Zeitschrift; sein umfangreichstes Werk ist eine zweibändige Biographie des Generalfeldmarschalls von Boyen. Auch Wolfgang Michael und Adalbert Wahl lesen über Themata der neueren Geschichte; ersterer

hat die englische Geschichte des 18. Jahrhunderts, letzterer die Vorgeschichte der französischen Revolution als Spezialforscher behandelt.

Ist Freiburg ein günstiger Platz für geschichtlich interessierte Menschen überhaupt, so bietet es doch vor allem dem Kunsthistoriker ungewöhnlich reiche Anregung. Wie schon bemerkt wurde, finden sich erhebliche Reste der Römer in nächster Nachbarschaft: das liebliche Badenweiler besitzt ein doppeltes, verhältnismäßig gut erhaltenes Römerbad; zu Augst bei Basel hat man ein vollständiges Theater aus den Weinbergen herausgeschält; in dem schweizerischen Städtchen Windisch, dem alten Vindonissa, sind in neuster Zeit römische Standlager von einzig guter Erhaltung aufgedeckt und auch sonst die überraschendsten Funde gemacht worden. Und alle diese denkwürdigen Stätten römischer Kultur lassen sich von Freiburg aus in einem Tage besuchen. Dazu kommen dann die unvergleichlichen Denkmäler deutscher Kunst. Welche Fülle von kunstgeschichtlicher Belehrung bietet nicht allein schon das Freiburger Münster! Neben die romanischen Bauglieder der Vierung treten im Langhaus die mehr und mehr sich abklärenden Formen der Frühgotik; im westlichen Hauptturm feiert der aus Frankreich entlehnte Stil seine höchsten Triumphe; am spätgotischen Chor verfolgt man mit Teilnahme die allmähliche Entartung und den Verfall dieser Bauweise. So stellt sich das Münster für die beiden Hauptstile deutscher Architektur als unvergleichliches Lehrmittel und Studienobjekt dar. Ebenso ergiebig ist die Plastik des Münsters: in schlechthin klassischen Proben erhalten wir hier die Entwickelung der deutschen Bildhauerkunst von der romanischen bis zur spätgotischen Periode vorgeführt. Kaum ein zweiter deutscher Dom ermöglicht ferner ein so erschöpfendes Studium der Glasmalerei, die hier vom 13. bis zum 16. Jahrhundert in reicher Auswahl vertreten ist. Endlich hat auch die Blütezeit der deutschen Tafelmalerei das Münster mit klassischen Werken geschmückt: wer Hans Baldung Grün, den größten Schüler Dürers, wirklich kennen lernen will, muß vor allem seine Gemälde am Freiburger Hochaltar zum Gegenstand seiner Studien machen. Auch von Hans Holbein und Lukas Cranach beherbergt das Münster hervorragende Werke.

Aber auch abgesehen vom Münster besitzt die Stadt in ihren alten Teilen mehr als einen lehrreichen Bau. Und im Museum der Stadt, so klein es ist, findet man altdeutsche Meister von gefeiertem Namen, einen Mathias Grünewald, einen Meister vom Hausbuch und andere. Wie reich aber die nähere und weitere Umgebung der Stadt an merkwürdigen Schöpfungen deutscher Kunst und Hantierung ist, das wurde erst in den letzten Jahren so recht bekannt, als man die Kunstdenkmäler des Landkreises Freiburg statistisch verzeichnete. Und gehören nicht Basel und Colmar zur unmittelbaren Nachbarschaft Freiburgs? Basel mit seinem unvergleichlichen Schatz von Gemälden und Zeichnungen Holbeins, mit seinen Fresken und Tafelbildern Böcklins; Colmar mit seinem Schongauer-

und Grünewaldmuseum. Und wie leicht erreicht der Kunstfreund von Freiburg aus Paris, die Kunstsitze der Bourgogne und Provence, wie leicht auch Italien?

Angesichts so günstiger Vorbedingungen für Kunststudien jeglicher Art muß es überraschen, daß an der Freiburger Hochschule bis zur Stunde ein Lehrstuhl für Kunstgeschichte nicht errichtet ist. Doch das Bedürfnis nach einem solchen ist an maßgebender Stelle anerkannt; lange wird es daran nicht mehr fehlen. An Vorlesungen über kunstgeschichtliche Themata ist auch jetzt schon kein Mangel: Ernst Grosse, der Direktor der Städtischen Kunstsammlung, behandelt die Anfänge des künstlerischen Schaffens und wird zugleich der modernen Vorliebe für die Erzeugnisse der japanischen Kunst gerecht; Karl Sutter liest über mittelalterliche und moderne Kunst, im besonderen hat er die französische Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts zum Gegenstand seiner Studien gemacht. Von dem Theologen Joseph Sauer und seinen Vorlesungen über christliche Kunst in allen Jahrhunderten war schon die Rede (o. S. 156).

Besser als für die anderen Zweige der Kunstwissenschaft ist für die klassische Archäologie gesorgt. Für sie besteht seit längerer Zeit ein eigener Lehrstuhl sowie eine Sammlung antiker Gipsabgüsse und Münzen. Die Aufstellung der Gipse läßt freilich zur Zeit noch viel zu wünschen: sie erscheinen in den engen Räumen des alten akademischen Gymnasiums mehr magaziniert als zur Schau gestellt, Franz Studniczka, der jetzige Leipziger Archäologe, und Otto Puchstein, der Generalsekretär des archäologischen Instituts in Berlin, haben in jahrelanger Arbeit den kleinen, aber erlesenen Bestand dieser Gipse zusammengebracht. Nach Vollendung des neuen Kollegienhauses werden sie in den Räumen der früheren Bibliothek auch eine würdige Aufstellung erfahren. Ansehnlich ist jetzt schon die archäologische Handbibliothek und Bildersammlung, die im Seminar für alte Geschichte den Studierenden zur Verfügung stehen. Dieser Apparat sowie das archäologische Lehramt überhaupt ist jetzt Hermann Thiersch anvertraut. Er hat mit Adolf Furtwängler in München, dessen Schüler er ist, an der jüngsten, so ergebnisreichen Durchforschung Äginas teilgenommen. Auch assistierte er zweimal bei den umfassenden Ausgrabungen, die durch den Opfersinn des Herrn Kommerzienrats Sieglin in Stuttgart auf dem Boden von Alexandrien möglich wurden. An der wissenschaftlichen Verwertung der hierbei sowie auf Ägina gemachten Funde ist Thiersch hervorragend beteiligt.

Man kann gelegentlich Klagen hören über einen unverkennbaren Niedergang des idealen Sinnes bei unserer studierenden Jugend; und noch mehr und mit einigem Recht beklagt man, daß diese Jugend sich so wenig zur Kirche hält und den religiösen Anregungen des kirchlichen Gemeinschaftslebens meistens aus dem Wege geht. So bedauerlich das letztere ist, so berechtigt es doch nicht zu dem Urteil, daß es der akade-

mischen Jugend an Empfänglichkeit für ideale Güter und an Bedürfnis nach seelischer Kultur mehr als ehedem gebreche. Wenigstens läßt sich in Freiburg und anderswo die Beobachtung machen, daß die philosophischen Kollegien sich aus allen Fakultäten eines ganz gewaltigen Zulaufs erfreuen, und zwar nicht bloß, wenn von Nietzsche oder andern sensationellen Augenblicksgrößen die Rede ist; nein, auch die philosophischen Fachkollegien stehen bei der Jugend in auffallender Gunst. Wie weit dafür der Zeitgeist allein, wieweit auch die Begabung der betreffenden Dozenten verantwortlich zu machen ist, wage ich nicht zu entscheiden.



Heinrich Rickert.

Den Reigen der Freiburger Philosophen führt Heinrich Rickert; in seinen Vorlesungen behandelt er die philosophischen Systeme des Altertums ebenso wie die der jüngsten Vergangenheit. Seine Forschung gilt einmal der großen Persönlichkeit Fichtes; vor allem aber interessieren ihn systematisch-philosophische Fragen; die Grenzen zwischen Natur- und Kulturwissenschaften hat er scharf gezogen; der naturalistischen „Weltanschauung" tritt er im Interesse unserer historischen Bildung entgegen, wo er kann. Das philosophische Seminar der Universität untersteht seiner Leitung; ebenso das psychologische Laboratorium, an dem außer Rickert noch Jonas Cohn, der Verfasser einer Geschichte des Unendlichkeitsproblems und einer allgemeinen Ästhetik, tätig ist. Hauptsächlich mittelalterliche Philosophie lehrt Johann Uebinger: Nikolaus Cusanus († 1464) ist von ihm in einer Monographie behandelt worden.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung.

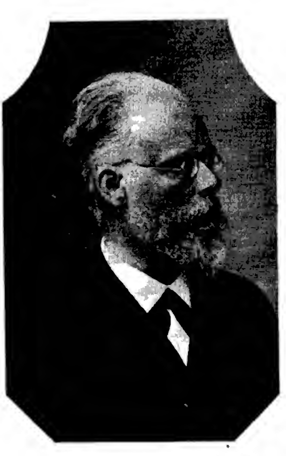
Der große Naturforscher Oken hat, wie wir schon früher anführten, die Äußerung getan, Freiburg sei wie gemacht zum Studium der Mineralogie, Geologie, Botanik und Zoologie. In der Tat sind hier für den Naturforscher die Verhältnisse ungewöhnlich günstige. Groß ist vor allem die Mannigfaltigkeit der geologischen Formationen: Granit und anderes Urgestein begegnet auf allen höheren Bergen der Umgegend; interessante Kalkbildungen besitzt der nahe Schönberg; das kleine Kaiserstuhlgebirge ist gar vulkanischen Ursprungs. Dazu kommen die Spuren der einstigen Gletscherzeit, die sich in der Umgegend des Titisees so vorzüglich studieren lassen. Und wie leicht erreicht jetzt der Freiburger die Alpen, dieses klassische Studiengebiet des Geologen? Der Mannigfaltigkeit der geologischen Verhältnisse entspricht eine außergewöhnlich artenreiche Flora; botanische Raritäten erzeugt vor allem der Kaiserstuhl; aber auch die Pflanzenwelt des Schönbergs wird von Kennern sehr geschätzt; vieles von dem, was auf den höchsten Bergkuppen des Schwarzwaldes gedeiht, trägt geradezu alpinen Charakter. Keine Universität besitzt in ihrer nächsten Nähe ausgedehnte Waldungen mit so großartigen Beständen edelster Bäume; immer wieder taucht darum der Gedanke auf, die Forstakademie des Landes, die jetzt in Karlsruhe sich befindet, nach Freiburg zu verlegen. Auch zoologisch ist das Terrain um Freiburg herum nicht uninteressant; allerhand in der Nähe der Städte sonst ausgestorbenes Getier konnte man bis vor kurzem noch auf den nächsten Berghängen gelegentlich antreffen, und jedenfalls haben die mikroskopischen Lebewesen, die vom heutigen Zoologen so fleißig studierten Infusorien, in dem milden Klima Freiburgs ein dauerhafteres Leben als weiter nördlich im Vaterland.

Sind so schon an und für sich die Vorbedingungen für Pflege der Naturwissenschaften in Freiburg die günstigsten, so hat nun außerdem die badische Regierung ihr Möglichstes getan, um durch erlesene Lehrinstitute diesen Studien allen erdenklichen Vorschub zu leisten. Eine ganze Reihe solcher Studienpaläste erhebt sich in der Nähe der medizinischen Anstalten. In einem der neuesten und vollkommensten hat die Mathematik ihre Heimstätte gefunden. Das wichtige Fach wird augenblicklich von Jakob Lüroth und Ludwig Stickelberger als Vorständen des mathematischem Seminars doziert; ersterer zieht außer der eigentlichen Mathematik auch astronomische Probleme in den Bereich seiner Forschung. Neben diesen beiden Leitern des mathematischen Seminars pflegt Alfred Löwy vor allem die Mathematik des Versicherungswesens, die in unseren Tagen von so aktueller Bedeutung geworden ist.

In demselben Gebäude hat auch das Institut für Geographie Platz gefunden. Diese vielumspannende Wissenschaft hat noch lange nicht an

jeder Hochschule einen fachmännischen Vertreter; in Freiburg ist schon vor Jahren ein etatsmäßiger Lehrstuhl für sie errichtet worden, den zur Zeit Ludwig Neumann inne hat: über Orometrie, die Volksdichte im Großherzogtum, überhaupt über Fragen der badischen Landeskunde hat er verschiedene teils gelehrte, teils populärwissenschaftliche Arbeiten herausgegeben.

Gut ist auch für Geologie gesorgt. Die betreffenden Lehrräume sind mit allem, was zu wissenschaftlichen Demonstrationen benötigt wird, in ausgiebigster Weise ausgestattet. Zu einer geologischen Sammlung ist durch den jetzt in Bonn tätigen Geologen Gustav Steinmann ein viel versprechender Anfang gemacht. Wilhelm Deecke, der einen geologischen Führer durch Pommern und einen ebensolchen durch Kampanien verfaßt hat, ist seit kurzem Direktor des Instituts. Auch Georg Böhm, den weite Forschungsreisen durch die halbe Welt geführt haben, behandelt in Kolleg und Forschung geologische Probleme. Die Mineralogie vertritt A. Osann.



August Weismann.

Alten Ruhm besitzt das zoologische Institut, seit Jahrzehnten von Exzellenz August Weismann geleitet. Freiburg war eine der ersten Hochschulen, wo der Darwinismus gelehrt und nach Darwins Methode geforscht wurde, und das mit epochemachendem Erfolg. Weismann hat viel beachtete, in alle Kultursprachen übersetzte Arbeiten über die Dauer des Lebens und andere biologische Probleme verfaßt; in seiner Lehre vom Keimplasma hat er eine neue Vererbungstheorie aufgestellt und zu allgemeiner Anerkennung gebracht. Neuerdings läßt der hochbetagte, aber unermüdlich tätige Gelehrte seine Vorlesungen über Descendenztheorie im Druck erscheinen, zur Freude seiner zahllosen Schüler. Das große Auditorium, für 140 Personen berechnet, faßt die Zahl der Studierenden nicht mehr; ein neuer, fast doppelt so großer Hörsaal ist genehmigt und wird demnächst erbaut werden. In der Sammlung, die mit dem zoologischen Institut verbunden ist, verdient die sehr vollzählige Kollektion einheimischer Vögel besondere Beachtung.

Außer den Universitätssammlungen kommt für den Studenten der Naturwissenschaften — das darf nicht vergessen werden — auch das

städtische Museum für Natur- und Völkerkunde in Betracht. Neben der heimatlichen Tierwelt, die z. T. in geschmackvoll aufgebauten Gruppen, vor allem aber in großer Vollständigkeit vorgeführt wird, enthält das Museum ethnographisch interessante Objekte aus der Südsee, aus Afrika und Japan.

Freiburg war eine der ersten gelehrten Schulen, die einen eigenen botanischen Garten besaßen. Schon im Jahre 1620 hörten wir (o. S. 55) von einem solchen; ein größerer war im Jahre 1766 südlich der Dreisam angelegt worden. Seit 1879 besteht die jetzige, wiederum erheblich verbesserte und vergrößerte Anlage. Der Lehrstuhl der Botanik, den von 1855—67 Anton de Bary (o. S. 139f) geziert hat, ist jetzt Friedrich Oltmanns anvertraut: er redigiert die botanische Zeitung und



Das physikalisch-physiologische Institut.
Aus „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten“.

hat über Morphologie und Biologie der Algen ein zweibändiges Werk herausgegeben. Innerhalb der medizinischen Fakultät vertritt Friedrich Hildebrand das Fach der Botanik: anatomische und biologische Fragen aus seinem Gebiet hat er in zahlreichen Aufsätzen behandelt.

Unter demselben Dach mit dem früher erwähnten physiologischen Institut ist das physikalische. Es ist mit allem, was der moderne Physiker für seine komplizierten Demonstrationen braucht, vortrefflich ausgestattet, und das ist heutzutage nicht wenig. Experimente, die anderwärts nur halb oder gar nicht zu gelingen pflegen, kommen hier mit einer Exaktheit und Evidenz zur Vorführung, die fast nie versagt. Leiter der schönen Anstalt ist Franz Himstedt: exakte Meßversuche und Studien über Radioaktivität bilden seine Spezialität. Er bekleidet zur Zeit das Amt des Prorektors. Während Himstedt die experimentelle Seite seines

Faches besonders pflegt, werden die theoretisch-mathematischen Probleme der Physik hauptsächlich von Hans Königsberger behandelt.

Doppelt besetzt ist das Fach der Chemie. In der philosophischen Fakultät vertritt es Ludwig Gattermann, der über die Praxis des organischen Chemikers ein mehrfach aufgelegtes Lehrbuch geschrieben hat. Heinrich Kiliani gehört zur medizinischen Fakultät und widmet sich in Kolleg und Übungen der chemischen Ausbildung der Mediziner; er hat mit von Miller ein Lehrbuch der analytischen Chemie herausgegeben, das unlängst auch ins Französische übersetzt worden ist. Auch ein chemisches Praktikum für Mediziner hat Kiliani zum Verfasser. Sein Vorgänger war der leider früh verstorbene, durch wichtige chemische Entdeckungen bekannte Eugen Baumann.

Die Grenzgebiete zwischen Physik und Chemie pflegt Georg Meyer im physikalisch-chemischen Institut, dessen Einrichtung gleichfalls auf der Höhe der Zeit steht. Über Technologie trägt Konrad Willgerodt vor: auf häufigen Exkursionen in die industriellen Betriebe der Stadt und Umgegend gibt er den Studenten Gelegenheit, auch die praktische Verwertung der Chemie und Physik kennen zu lernen.

Als sehr geschätzter Sammelpunkt für das naturwissenschaftlich interessierte Freiburg besteht nun schon seit 85 Jahren die Naturforschende Gesellschaft. Hier vereinen sich die Dozenten der Hochschule mit den akademisch gebildeten Fachlehrern der Mittelschulen und mit allen, die naturwissenschaftlich interessiert sind, in zwangloser Weise zu monatlich mehrmals stattfindenden Vorträgen und geselligem Gedankenaustausch. Die Gesellschaft, die auch Studenten, wenn sie eingeführt werden, zu ihren Sitzungen gern zuläßt, veröffentlicht wertvolle Jahresberichte.

Was diese Gesellschaft für die naturwissenschaftlichen Kreise so vorzüglich leistet, sucht die vor 7 Jahren gegründete Kulturwissenschaftliche Gesellschaft allen denen zu bieten, welche sich für Philosophie und Geschichte, Sprache und Literatur interessieren: auch hier tritt die Hochschule in fruchtbaren Austausch mit ihren im Schuldienst tätigen früheren Schülern und andern Gebildeten der Stadt.

Eines der unentbehrlichsten Hilfsmittel für die Studenten aller Fakultäten ist eine gute Bibliothek. Auch Freiburg besitzt eine solche, die zwar noch nicht für alle Gebiete gleichmäßig ausgestattet ist, sich aber doch bei einem Budget von beiläufig 40000 Mark von Jahr zu Jahr vervollständigt. Einen erstmaligen großen Zuwachs, hauptsächlich theologischer Werke, erfuhr sie vor 100 Jahren durch die Säkularisation zahlreicher benachbarter Klöster. Dazu kamen wiederholt sehr wertvolle Vermächtnisse. Seit 1773 war sie in dem von den Jesuiten erbauten ursprünglichen Gymnasium Academicum untergebracht; hier ist, wie früher erwähnt, Johann Lothar Ruef, der Herausgeber des „Freimütigen"

(o. S. 87), und später Heinrich Schreiber, der Historiker von Freiburg (o. S. 124 f), für die Katalogisierung und Nutzbarmachung der Büchersammlung tätig gewesen. Seit einigen Jahren ist das neue, kostbare Bibliotheksgebäude bezogen worden, das Oberbaurat Schäfer mit einem Aufwand von über einer Million erbaut hat. Das Erdgeschoß nimmt z. T. die aufs reichhaltigste ausgestattete akademische Lesehalle ein, die den Studenten zu unentgeltlicher Benutzung den ganzen Tag offen steht. Er findet hier alle großen Zeitungen, alle Unterhaltungsblätter



Die neue Universitätsbibliothek.
Aufnahme von G. Röbke.

und Fachzeitschriften des In- und Auslandes. Auch die Freiburger Zeitungen liegen hier auf, das alle Annoncen enthaltende Tageblatt sowohl als die schon 1784 gegründete unparteiische Freiburger Zeitung: neben der Breisgauer Zeitung, dem nationalliberalen Parteiorgan, liegt friedlich der Freiburger Bote, das Parteiblatt der Ultramontanen: wer die eigenartige Taktik des politischen Katholizismus studieren will, findet in dem streitbaren Blättchen gelegentlich sehr instruktive Artikel.

Die Büchermagazine sind in fünf Stockwerken übereinander angeordnet. Unter dem Gebäude durchfließt in starkem Gefäll der Gewerbebach; er treibt eine Turbine, die dem Haus das nötige elektrische Licht

liefert. In einem feuerfesten, schön verzierten Gewölbe werden die handschriftlichen Schätze der Bibliothek verwahrt. Man findet hier ein aus Trier stammendes Sacramentarium vom Ende des 10. Jahrhunderts, einen liber decretorum des Bischofs Burchard von Worms († 1025); ferner Bruchstücke einer altdeutschen Übersetzung der vita Caroli Magni des Einhart; ein Bruchstück des Nibelungenliedes aus dem 14. Jahrhundert; eine Partie aus Florants altfranzösischem Chanson de geste, die eine Lücke der einzigen vollständigeren Handschrift in Paris in glücklicher Weise ausfüllt; den handschriftlichen Nachlaß von Johann Georg Jakobi (s. o. S. 89 ff) mit köstlichen Briefen dieses goldigen Menschen u. a. m. Unter den zahlreichen frühen Drucken ist einer der Sorbonne vom Jahre 1472 bemerkenswert, worin zum erstenmal Guttenberg als Erfinder der Buchdruckerkunst genannt erscheint. Unter den zahlreichen frühen Bibeldrucken ragt ein Straßburger von 1460 hervor, der in der Offizin von Mentelin, einem Schüler Guttenbergs, gedruckt wurde. — Oberbibliothekar ist zur Zeit Julius Steup, der Thukydidesforscher; zweiter Bibliothekar der Germanist Friedrich Pfaff, der u. a. für badische Volkskunde tätig ist und über die große Heidelberger Liederhandschrift und andere Probleme seiner Wissenschaft, aber auch über das Schwarzwälder Bauernhaus geschrieben hat.

Der Überblick, wie wir ihn im vorstehenden über den heutigen Bestand der Universität zu geben versuchten, hat noch eine große, empfindliche Lücke: wir vergaßen den akademischen Nachwuchs. Und doch, was im Haus die Kinderschar, das sind im Betrieb der Alma mater die Privatdozenten und Extraordinarien: die Zukunft der Anstalt beruht ganz wesentlich auf ihnen. Und wie man erst im kinderreichen Hause so recht den Eindruck vollen, vielseitigen Lebens erhält, so wünscht man auch der Alma mater ein recht stattliches Häuflein von dem jungen, vielverheißenden Schlage. Der Alberto-Ludoviciana gebricht es nicht daran; wie Ölzweige sind sie um den Tisch her, und viel wäre zu sagen von den vielversprechenden Talenten und den z. T. schon stattlichen Leistungen dieser Jungen: doch meine Übersicht, an sich schon langatmig genug, würde dabei aller Übersichtlichkeit verlustig gehen. Der Musensohn wird diese kommenden Größen schon entdecken und, wenn er sich auf seinen Vorteil versteht, nicht nur da seinen Most sich holen, wo dieser später auf seinen Vollgehalt geprüft werden soll.

Freiburger Studentenleben von heute.

Und so leben wir im Sommer
Und im Winter punktum gleich:
Sei kein Türke, sei kein Pommer,
Komm in unser lustig Reich!
Freiburger Bummellied.

Nahe mir, Muse, und leihe mir Kraft, daß ich würdig preise den Wandel des Freiburger Studio. Denn nicht mit Worten nüchternen Alltags läßt sich erschöpfend künden, wie lieblich hier das Leben dem jungen Musensohne lacht, wie es ihn trägt von Freude zu Freude.

Der Sommer wird im allgemeinen vorgezogen; im Sommer kommen



Günterstal bei Freiburg zur Winterzeit.
Aufnahme von Eugen Bergold, Freiburg.

Freiburgs besondere Reize voller zur Geltung als zur Winterszeit. Im Sommer ladet die Dreisam, ladet der jugendliche Rhein bei Breisach zu erquickendem Bade; da tun sich die Tennisplätze auf, die an allen Enden der Stadt für dies gesunde Modespiel hergerichtet sind; da beginnt auch der, allerdings bescheidene, Rudersport auf dem Waldsee; im Sommer endlich wird das Wandern durch Berge und Wälder so recht zur Lust. Und wie gut hat es der wanderlustige Bursche in der Dreisamstadt! Unmittelbar aus dem Schatten der Häuser taucht er in den Schatten des Waldes, der sich lückenlos bis zu den höchsten Höhen des Schwarzwaldes hinzieht. Endlos ist die Zahl der großen und kleinen Ausflüge, der Tagestouren, aber auch der kleinen Wanderwege in die nächste, allenthalben schöne Nachbarschaft. Das Freiburger „Bummellied“ ist nicht gerade einer der tiefsinnigsten Gesänge unseres Volkes; aber die schönsten dieser schönen Nachbarorte zählt es in guter Auswahl auf:

Waldkirch ist der starke Pfeiler,
Der die lust'ge Woche stützt.
Montags drauf von Littenweiler
Kehren wir etwas bespitzt.

Dienstag dann nach St. Georgen,
Mittwoch auf das Jägerhaus
Tragen wir die schweren Sorgen
Durch den grünen Wald hinaus.

Ist dem Durst in Emmendingen
Nicht sein volles Recht gescheh'n,
Suchen wir es einzubringen,
Wenn wir stracks nach Ebnet geh'n.

Ha, schon schließt der durst'gen Kehle
Sich der frohen Tage Zahl,
Rasch drum auf, daß keines fehle,
Rasch drum auf nach Günterstal!



Karthause.
Nach einer Aufnahme von W. Hansen, Freiburg.

Nehmen wir dazu die altehrwürdige Karthause, wo einst Gregorius Reisch (s. o. S. 31) seine berühmte „Perle“ verfaßte; nehmen wir noch das liebliche Glottertal mit seinen traulichen Gasthäusern und heimtückischen Weinen, so sind wohl die Stätten genannt, wohin der Freiburger Student am liebsten wandert, wo er am häufigsten aus dem Born der Freude schöpft.

Wer aber zu den Fleißigen zählt und wem Examensnöte das Wandern wehren, den wird schon bloß ein Schlendern über die Kaiserstraße, diesen Korso Freiburgs, erquicken. Eine schönere Straße

gibt es wohl nirgends in Deutschland; die Häuser stehen nicht in schnurgeraden Reihen, sondern schieben sich in leiser Kurve kulissenartig vor einander, genau nach Goethes berühmtem Rezept; der breite Mittelraum wird durch zierliche, laufende Brunnen unterbrochen, aus deren Trögen blühende Blumen aufsprießen; nach Norden schließt das Siegesdenkmal schön den Blick, nach Süden das alte Martinstor und darüber die unvergleichlich edlen Umrisse des Schönbergs. Und zwischen Tor und Denkmal, da wogt nun die Menge derer, die man immer gern betrachtet, die geschäftigen Leute, die dem Verdienst nacheilen



„Der Engel" im Glottertal bei Freiburg.

oder einkaufen gehn, aber auch die gemächlichen Bummler, die andere gern betrachten und selbst betrachtet und beachtet zu sein wünschen.

An Sonn- und Feiertagen aber, da treibt es den Freiburger Studenten, auch die größeren Touren zu machen; da ersteigt er den Schauinsland, den Belchen und Blauen, den Kandel und Feldberg; da lenkt er wohl auch seinen Wanderstab über den Rhein ins Elsaß, freut sich des wiedergewonnenen Landes und seiner mittelalterlichen Städte, ersteigt die Hohkönigsburg, des Kaisers stolze Schöpfung, klimmt bis zur Kammhöhe der Vogesen und grüßt vom Grenzstein aus das schöne Frankreich. Das liebliche Fest der Pfingsten führt alljährlich ganze Scharen von Freiburger Studenten in die nahe Schweiz: zum erstenmal schaut da mancher die ewigen Firnen, die Milch der Gletscherbäche, die ganze Pracht des Hochgebirges. Und ist das Semester glücklich zu Ende und

der Wechsel nicht erschöpft, dann wird die Freiburger Zeit wohl würdig beschlossen durch eine Spritztour nach den italienischen Seen oder durch eine Kunstreise nach Paris. In der Tat, beide Ziele sind kaum irgendwo in Deutschland leichter zu erreichen, als von Freiburg aus.

Schön ist das Wandern; schön ist aber auch das Reiten und Radeln im Bereich der Dreisamstadt. Die akademische Reitschule bietet billige, gute Gelegenheit, die Reitkunst zu erwerben: und sie leiht dann um ein Billiges die lammfrommen Klepper, auf denen man seine unsichere Kunst auch im Freien produzieren und auf den zahlreichen Reitwegen fröhlich traben und galoppieren kann. Noch verbreiteter als die ritterliche Reitkunst ist heute der Radsport: wer ein Stahlroß besitzt, der nehme es mit, wenn er nach Freiburg auf die hohe Schule zieht. Denn das Terrain ist im Breisgau dem Radfahrer günstig, die Chausseen meist wohlgepflegt und glatt wie eine Tenne. Ein beneidenswerter Genuß bietet sich vor allem im Höllental: mit der Bahn befördert man sich und sein Rad nach Titisee, um dann, fast ohne zu „treten", die 40 Kilometer lange Strecke zuerst durch die romantische Felsenge, dann durch das lachende Dreisamtal nach Freiburg hinabzugleiten. Auch wer kein unbedingter Bewunderer dieses neuen Vehikels ist, wird doch von Neid erfüllt, wenn die glücklichen Radler so mühelos und so leicht an ihm vorbeischweben.

Aber auch der Freiburger Winter hat seine besonderen Vorzüge. Außer schönster Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen auf dem städtischen Eisweiher und dem idyllisch gelegenen Waldsee bietet das Gebirge in seinen höheren Lagen vom Oktober ab bis in den April hinein herrliche Schneeflächen zur Ausübung des neuerdings so beliebten Skisports. Besonders ist es der Feldberg und seine Umgebung, wo diese neue Bewegungsart fleißig geübt wird; auf dem Berge geht es oft mitten im Winter belebter zu als an guten Sommertagen. Vielbesuchte Wettrennen auf Skiern werden dort alljährlich abgehalten, bei denen die Freiburger Akademiker schon wiederholt sehr gut abgeschnitten haben: gelingt es auch vorläufig nicht, die Norweger im Fahren und Springen zu erreichen, so sind doch Freisprünge von 25 Metern durch die Luft, wie sie jetzt geübten Studenten gelegentlich geraten, recht anständige Leistungen. Kann es Herrlicheres geben, als die sausende Fahrt über die glitzernde Fläche durch den winterlich stillen Wald mit seinen schneebelasteten Weihnachtsbäumen? Und gesund ist das Leben auf den Schneehalden, zumal der richtige Sportbetrieb den Alkoholgenuß ausschließt. Zwei von den Freiburger Studentenvereinen widmen sich statutengemäß der Ausbeutung dieser Naturgenüsse: die akademische Gesellschaft Schwarzwald und der akademische Sportklub. Letzterer hat dicht unterhalb der höchsten Feldbergkuppe eine Viehhütte gepachtet und zum Nächtigen und frugalen Kochen eingerichtet: hier hausen die gesunden Jungens

billig und erziehlich primitiv an jedem schönen Samstag und Sonntag, den der Winter bietet.

Andere Künste und Leibesübungen können das ganze Jahr hindurch betrieben werden. So das Fechten und Turnen. Seit 1893 ist dafür eine eigene Halle erbaut, wo nach festen, vom Senat bestimmten Preisen unterrichtet wird. Hier herrscht nun ein flotter Betrieb; denn an Mensuren ist kein Mangel, und wer sich gern dieser kitzlichen Mutprobe aussetzt, der hat in Freiburg soviel Gelegenheit dazu, wie an



Ski-Wettlauf am Feldberg.
Aufnahme von G. Röbke, Freiburg.

irgend einer andern deutschen Hochschule. Wenn auch der Universitätsamtmann immer wieder daran erinnert, daß Jodoformgeruch nicht jedermanns Geschmack ist, und daß über und über mit Pflastern oder blutrünstigen Narben bedeckte Gesichter eigentlich der Öffentlichkeit vorzuenthalten seien: die Musensöhne denken im ganzen hoch von ihren Schmissen und zeigen sich gern der staunenden Menge in ihren „Abfuhrdüten“ und frischen Wunden. Unter der bevorzugten Pflege des Paukens leidet, nicht nur in Freiburg, das Turnen der Studenten. Und das ist deswegen zu bedauern, weil das Fechten doch immer eine sehr einseitige Ausbildung des Körpers bleibt. Noch mehr aber wird das akademische Turnen gelähmt durch den immer noch übertriebenen Kultus des Bieres.

Wer bei Schulfeierlichkeiten gesehen hat, wie elegant und kühn vielerorts die Primaner turnen, der wird von den turnerischen Leistungen der Studenten nicht sonderlich erbaut sein. Die jungen Männer des Berg- oder Rudersports wissen längst, daß gekrönt nur der wird, „der sich jeglichen Dings enthalten kann". Die Liebe zum Sport macht sie zu Feinden des Alkohols. Möchte doch auch die Liebe zum Turnen, die allen gesunden Jungens von der Schule her anhaftet, mehr und mehr diese Wirkung haben.

In der Turn- und Fechthalle bleibt, wie gesagt, für das Turnen wenig Raum. Aber die Turnhallen der städtischen Schulen sind zum Glück auch noch da und werden gern den Studierenden für ihre gymnastischen Übungen und Spiele überlassen. Zwei von den akademischen Vereinigungen, die Markomanno-Albertia und die Guestphalia, bezeichnen sich ausdrücklich als Turnvereine und üben auch zweimal die Woche in einer dieser Hallen.

In diesem Zusammenhang sei doch auch erwähnt, daß jeder Freiburger Student gegen eine Gebühr von 30 Pfennigen im Semester gegen alle Unfälle versichert ist, die ihm in den Räumen der Universität zustoßen können. Ausdrücklich sind dabei die Fecht- und Turnhalle und die akademische Reitschule mit inbegriffen, so daß also nach dieser Seite hin der jugendliche Wagemut einer guten Deckung sich erfreut.

Auch die anderen Künste brauchen in Freiburg nicht zu frieren. Nicht das Tanzen, nicht die Musik, nicht das Zeichnen und Malen. Für alle diese nützlichen und schönen Betätigungen sind eigene, in ihrem Fach bewährte Lehrkräfte angestellt.

Für die ästhetischen Bedürfnisse der Studierenden ist ausreichend gesorgt. Freiburg, das noch vor dreißig Jahren ein sehr stilles Städtchen von beispielloser Billigkeit war, zählt jetzt 76000 Einwohner und darunter eine große Anzahl behaglich reicher Leute. Die Folge davon ist, daß die großen Künstler gern nach Freiburg kommen, daß in dem kleinen, aber intimen Theater Schauspieler und Sänger von europäischer Berühmtheit Gastrollen geben, und daß die ersten Zelebritäten hier Konzerte veranstalten. Aber auch die einheimischen Kräfte sind nicht zu verachten. Der musikalische Student braucht hier wahrhaftig nicht zu darben. Die Oper ist gut besetzt; außerdem fehlt es nicht an Symphoniekonzerten und guter Oratorienmusik. Im Sommer spielt das städtische Theaterorchester im Stadtgarten, die vortrefflichen Militärkapellen aber veranstalten Konzerte im Kaffeehaus zum Kopf und den anderen Biergärten der Stadt. An allen diesen Plätzen hat der Akademiker gegen ermäßigte Preise Zutritt. Fühlt ein Student das Bedürfnis, sich auch aktiv an musikalischen und dramatischen Aufführungen zu beteiligen, so ist auch dafür gut gesorgt. Der akademische Gesangverein Zaringia, der im Besitz eines eigenen Hauses ist, erfreut sich hoher Blüte, und

auch die neuerdings gegründete dramatische Gesellschaft hat schon wiederholt öffentliche Proben ihres tüchtigen Könnens gegeben.

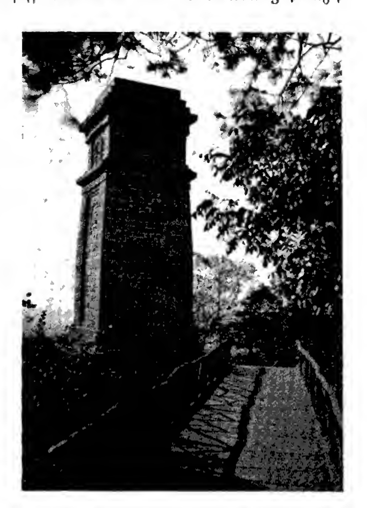
Viel wichtiger als Theater und Konzerte, wichtiger selbst als die schönste Natur und die besten Reisegelegenheiten der Welt sind für den deutschen Studenten jederzeit die freundschaftlichen Bande gewesen, die er auf der Hochschule knüpft. Die Bedürfnisse sind in dieser gemütlichen Beziehung sehr verschiedenartig. Aber das darf behauptet werden, daß im akademischen Leben Freiburgs für jeglichen Geschmack gesorgt ist. Unendlich mannigfaltige Vereinigungen und Verbände bestehen und besitzen z. T. eine lange, ruhmreiche Tradition. Des längsten Bestandes können sich die Korps Rhenania und Suevia rühmen: ihre Stiftung fällt in das Jahr 1815. Das dritte Korps, das der Hasso-Borussen, besteht dagegen erst 30 Jahre. Alle drei Korporationen besitzen, wie das jetzt der Brauch ist, eigene, schön eingerichtete und mit mancherlei Andenken geschmückte Korpshäuser. Von den Burschenschaften ist die Teutonia die älteste. Doch auch sie besteht erst 55 Jahre. Erheblich jünger sind die Alemannia, Franconia und Saxosilesia; auch die Landsmannschaft der Cimbern wurde erst im Jahre 1884 gestiftet. Frühere Ansätze zu burschenschaftlichen Gründungen, an denen es auch zu Freiburg nicht fehlte, wurden regelmäßig im Keime erstickt. So erging gegen sie schon im Jahre 1816 ein ausdrückliches Verbot. Noch gefährlicher mußten sie seit 1832 erscheinen, wo sie die Freiheit und Einheit Deutschlands in ihr Programm aufnahmen und auch gewaltsame Mittel zur Erreichung dieses Zieles empfahlen. Eine akademische Lesegesellschaft, die im Februar dieses Jahres sich gebildet hatte, wurde schon im März wieder aufgehoben, weil einige ihrer Mitglieder bei allerhand Unruhen sich als Anstifter kompromittiert hatten. Im Jahre 1835 bestimmte die badische Regierung, daß jedes Mitglied einer burschenschaftlichen Verbindung mit geschärfter Relegation zu bestrafen und für unfähig zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes zu erklären sei. So tauchten zwar die bunten Bänder gelegentlich immer wieder auf; aber zu einem dauernden Bestande brachte es keine dieser burschenschaftlichen Gründungen. Heute denkt kein Mensch daran, solche Freundschaftsbünde für staatsgefährlich zu erachten, und so hat sich besonders seit 1870 die Zahl der Burschenschaften stark vermehrt.

Charakteristisch für Freiburg ist die große Zahl und ansehnliche Stärke der katholischen Verbindungen Man begreift dies, wenn man Freiburgs Lage inmitten einer wesentlich katholischen Bevölkerung bedenkt, wenn man bedenkt, wie lange unsere Stadt der gut katholische Vorort der österreichischen Vorlande gewesen ist. Auch hörten wir ja schon (S. 134f), daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von vielen Dozenten der Hochschule der Gedanke verfochten wurde, Freiburg sei eine spezifisch katholische Lehranstalt. Neue Nahrung erhielt der poli-

tische Katholizismus hier wie anderwärts durch die Fehler, die beim Kulturkampf der siebziger Jahre gemacht wurden. Damals taten sich in Freiburg einige gleichgesinnte Studierende zusammen und gründeten im Jahre 1873 die erste katholische Verbindung mit dem Namen Hercynia. Ihr erstes Ehrenmitglied wurde der Jurist Franz Joseph Buß (s. o. S. 134).

Jetzt bestehen zu Freiburg außer der Hercynia noch vier andere farbentragende Verbindungen mit katholischer Tendenz, nämlich die Arminia und Helvetia, die Hohenstaufia und Ripuaria.

Natürlich erfährt der Konfessionalismus als Verbindungsprinzip von seiten der übrigen Studenten vielfach scharfe Mißbilligung, besonders in neuester Zeit. Während in den letzten 12 Jahren die ganze Studentenschaft von einem Gesamtausschuß vertreten war, ist diese einheitliche Vertretung jetzt in die Brüche gegangen. An die Stelle des einen allumfassenden Ausschusses sind ihrer drei getreten, die gesondert die Interessen der nichtkonfessionellen und konfessionellen Verbindungen und die der sogenannten freien Studentenschaft zu wahren bemüht sind. Abgesehen von diesem Schisma, das ohne äußeren Lärm sich vollzog, ist die Alberto-Ludoviciana von der sogenannten „Hochschulbewegung" bisher nicht erfaßt worden. Die akademischen Behörden mischen sich grundsätzlich so wenig wie möglich in die Reibereien, die ja zum Leben einer großen Stundentenschaft geradezu gehören, die aber bedenklich für die Lehranstalt erst dann zu werden pflegen, wenn man sie tragisch nimmt.



Der Bismarckturm auf dem Schloßberge bei Freiburg.
Aufnahme von G. Röbke, Freiburg.

Alle diese farbentragenden Korporationen sorgen dafür, daß es dem akademischen Leben nicht an äußerem Schmuck gebreche. Die vielen bunten Mützen beleben ordentlich das Stadtbild. Besonders bei festlichen Anlässen kommt die bunte Pracht der Fahnen und Pekeschen, der Schärpen und Prunkwaffen gut zur Geltung. Und solcher Feste sind nicht wenige. Gleich zu Anfang Mai wird der Rektoratswechsel als dies academicus mit großem Pomp gefeiert: die Chargierten aller Korpo-

rationen fahren mit ihren Fahnen zur Sängerhalle und bilden dort ein hochfeines Spalier um die Festversammlung. Am Sonnenwendefest ist dann große Auffahrt zum Bismarckturm, den die Studentenschaft im Jahre 1901 auf der ersten, weithin dominierenden Höhe des Schloßbergs erbaut hat: unter passenden Reden und Gesängen werden die Pechpfannen auf der Höhe des Turmes in lodernden Brand gesetzt. Im Januar ist der feierliche Kaiserkommers, der längst bei den Damen Freiburgs als Sehenswürdigkeit geschätzt und von den Emporen herab mitgenossen wird. Außer diesen regelmäßigen Festen wird möglichst oft noch ein besonderes veranstaltet; ich erinnere nur an die Feierlichkeiten zu Ehren des 1000., 1500. und 2000. Studenten oder an die Feier der Grundsteinlegung zum neuen Kollegiengebäude (o. S. 153 f). Es wurde schon erwähnt, wie sich an solchen Festivitäten die ganze Bürgerschaft aus freien Stücken lebhaft beteiligt. Das gleiche ist der Fall, wenn eine Korporation ihr sommerliches Stiftungsfest begeht: dann grüßen ihre Farben aus allen Bürgerhäusern, wo nur immer ein Verbindungsbruder wohnt oder gute Freunde hat. Überhaupt ist die Gewogenheit des Freiburger Philisters groß und langmütig und wird auch dann nicht gleich verscherzt, wenn der nächtliche Lärm der Musensöhne einmal gründlicher ausfällt, als gerade nötig und geschmackvoll ist.

Nicht jeder Student hat die Mittel, und vielen mangelt auch die Neigung, das Couleurleben mitzumachen. Auch für diese ist gesorgt durch eine lange Reihe von nichtfarbentragenden Verbindungen. Da sind zunächst die Korporationen der Albingia, Cheruscia, Gotia und Ghibellinia, sowie der Verein deutscher Studenten. Daneben bestehen nicht weniger als sieben katholische Verbindungen ohne Couleur: die Germania und Bavaria, die Brisgovia und Urach, die Unitas und der Bonifacius- und Piusverein. Auch ein Verein jüdischer Studenten schließt sich diesen konfessionellen Verbindungen an. Das gemeinschaftliche wissenschaftliche Streben bildet den Kitt für eine ganze Anzahl zwangloser Vereinigungen: so gibt es einen naturwissenschaftlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Verein, eine pharmaceutische Gesellschaft, eine sozialwissenschaftliche Studentenverbindung, zwei Stenographenvereine, eine Kliniciſten-Vereinigung, die bei zwangloser Kollegialität ihren Mitgliedern auch noch mit gutem Rat für die Studien an die Hand geht. Ältere Herren aber finden bei der Freien Kösener Inaktiven-Vereinigung oder am akademisch-badischen Stammtisch Anschluß.

Wer jedem Zwange abhold ist und doch nicht auf die Vorteile der Geselligkeit verzichten will, dem kommt die Organisation der Freien Studentenschaft zu statten: sie schützt ihn gegen Vergewaltigung jeglicher Art, wie sie von seiten der Korporationen vorkommen können; sie

bietet ihm auch mannigfache Gelegenheit zu förderlicher Erholung: die Sache ist offenbar lebens- und entwicklungsfähig.

Als im Juni 1906 der Grundstein zum neuen Kollegienhaus gelegt wurde, da trugen kleine Professorentöchter der Großherzogin u. a. folgende launige Verse vor:

Das Wichtigste ist heutzutage
Beim Studium die Frauenfrage.
Die Frauenemanzipation
Verdrängt noch ganz den Musensohn,
Und wird die Aula fertig stehn,
Wird man nur Musentöchter sehn.

Nun, ganz soweit sind wir noch nicht. Aber die Studentin spielt entschieden eine Rolle im Freiburger corpus academicum. Nicht weniger als 58 junge Damen waren im Sommer 1906 regelrecht immatrikuliert, wovon vier auf die juristische, 34 auf die medizinische, 20 auf die philosophische Fakultät kamen. Auch unter den 74 zum Hören der Vorlesungen zugelassenen Hospitanten waren nicht weniger als 26 weiblichen Geschlechts. Seit dem Wintersemester 1905 gibt es auch einen akademischen Studentinnenverein, der die Interessen der studierenden Weiblichkeit nach Kräften fördert.

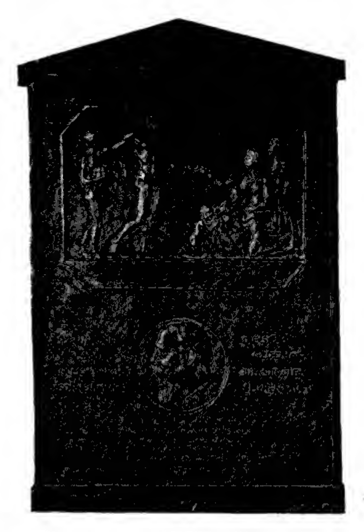
Noch ein Element darf schließlich nicht vergessen werden, das im Gesamtbild der Hochschule eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt: der studierende Einjährige. Die Freiburger Garnison besteht aus dem Infanterieregiment Nr. 113 und dem größeren Teil des Feldartillerieregiments Nr. 76, dessen derzeitiger Oberst S. D. Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen ist. Beide Regimenter stellen Einjährige ein, und in beiden sind die Studenten stark vertreten. Nach allem, was man hört und sieht, haben es die hier dienenden Studenten nicht schlecht. Zwar Dienst bleibt Dienst, und aus dem Kollegienbesuch pflegt nicht viel zu werden. Aber trotzdem bietet das am Sitz der Universität abgediente Jahr erhebliche Vorteile: der Einjährige findet in jeder Kompagnie, in jeder Batterie gleichstrebende Genossen, und er kann seine freie Zeit in der ihm genehmen Gesellschaft von Kommilitonen verbringen: so bleibt er auch im Waffenrock in akademischer Atmosphäre.

Nachdem so ausführlich von den Dozenten der Hochschule die Rede war und fast ebenso eingehend die Formen des Freiburger Studentenlebens geschildert worden sind, bliebe nun ein letztes Kapitel zu schreiben

über die Beziehungen zwischen den Professoren und der studierenden Jugend. Ein wichtiges Kapitel in der Tat. Doch es erledigt sich in sofern leicht, als es in dieser Beziehung hier in Freiburg nicht wesentlich anders steht als an jeder anderen deutschen Hochschule auch. Das macht ja den besonderen Vorzug unseres deutschen Hochschulwesens aus, daß bei uns die Lehrenden und Lernenden sich persönlich nahetreten, daß der junge Mann, wenn er nur selbst will, jederzeit seinen Professor befragen und von ihm sich Rat und Förderung erbitten kann. Die Koryphäen unserer Wissenschaft thronen somit nicht in einsamer Höhe, hermetisch abgeschlossen von der Welt und dem jungen Geschlecht: nein, es besteht ein lebendiger Austausch zwischen ihnen und der studierenden Jugend, der anregender, fruchtbringender gar nicht gedacht werden kann, der beiden frommt, den Alten wie den Jungen. Und wenn dies allenthalben auf deutschen Universitäten so ist, daß der Forscher und Gelehrte immer auch Lehrer und umgänglicher Freund seiner Kommilitonen bleibt, so besteht dies schöne Verhältnis naturgemäß an kleinen Universitäten in vollendeterer Form als an den großen. Freiburg hat noch heute, dank seiner bescheidenen Vergangenheit, einen intimen Charakter: hier ist es noch durchaus üblich, daß der Dozent sich persönlich für seine Hörer interessiert, daß er in ein gemütvolles, freundschaftliches Verhältnis zu ihnen zu treten sich bemüht. Der in Freiburg ungewöhnlich entwickelte Seminarbetrieb (s. o. S. 151, 158), dem innerhalb der Medizin und Naturwissenschaft die Praktika entsprechen, übt gerade auch in dieser Beziehung den besten Einfluß: im Seminar und Praktikum und ebenso auf den mancherlei Exkursionen gibt erst der Lehrer sich ganz; hier zeigt er praktisch und gewissermaßen ad oculos, wie er die Forschung versteht und methodisch anfaßt; hier hat der Jünger der Wissenschaft reichlich Gelegenheit, seine wachsende Kraft zu erproben und unter der kräftig stutzenden Schere meisterlicher Kritik immer solider und echter in seiner Arbeitsweise zu werden.

So fließt denn zu Freiburg tatsächlich jener „Brunnen des Lebens", den ihr Gründer Albrecht VI. hatte graben wollen: und von allen Enden der Welt kommen sie, um zu schöpfen „erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit". Möchte es auch in Zukunft so bleiben. Möchte es der Alberto-Ludoviciana nie an Lehrern fehlen, die unverfälschte Liebe zur Wahrheit, innerliche Freude am Beruf, rastlose Treue in der Arbeit besitzen. Dann wird Freiburg auch in Zukunft die führenden Geister unseres Volkes an sich ziehen und ein starkes, geistiges Band um die gebildeten Söhne unseres großen Vaterlandes schlingen helfen. Alles, was man der einst so kleinen, jetzt aber so mächtig aufblühenden Hochschule zum 450. Jahresfest ihres Bestandes wünschen möchte, hat Wilhelm Wetz als Dekan der philosophischen Fakultät bei der Grundsteinlegung am 3. Juni 1906 in die stolzen Worte gefaßt:

„Sei eine Stätte des Lichts immerdar! Mit der Fackel der Wissenschaft erhelle das Werden des Weltalls und der Menschheit, die Entwicklung der Völker und ihrer Geschicke, ihr Schaffen in Sprache, Literatur, Philosophie und Kunst. Erwecke das Vergangene zu neuem Leben, auf daß der Funke, der einst in edlen Herzen glomm, hinüberspringe und zünde von Menschen zu Menschen, von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Leuchte voran der Menschheit auf ihrem Wege zu neuen Erkenntnissen und zu höheren Zielen im Dienste der Wahrheit, im Dienste echter Gesittung, im Dienste deines Volkes".



Plaquette,

vom Lehrkörper der Alberto-Ludoviciana Großherzog Friedrich zum 80. Geburtstag dargebracht

Rechts sitzt die **Alma mater Friburgensis** mit ihren vier Kindern, den vier Fakultäten. Aus der Hand ihres guten Genius empfängt sie das Geschenk des neuen Kollegienhauses, dessen Modell der Knabe herzuträgt. Das Medaillon im unteren Raume der Plaquette stellt Großherzog Friedrich dar; daneben stehen die von Alfred Dove, dem Biographen des Großherzogs, stammenden Worte:

Sein Herrscherleben gleicht dem Sonnenlauf
Die Saat gedeiht – die Studien blühen auf.

Benno Elten in Paris hat die Plaquette modelliert.



Literatur.

Peter P. Albert, Die Geschichtschreibung der Stadt Freiburg. Zeitschrift für Geschicht des Oberrheins. N. F. XVI, Heft 4.

Derselbe: Die Schiller von Herdern. Freiburg 1905

Albert und Kempf, Festschrift zur Eröffnung des Rathaus-Neubaus. Freiburg 1901

Fritz Baumgarten, Die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters, Zeitschrift des Schauinslandvereins. Jahrlauf 25 und 29.

Anton Baumstark, Lebensgeschichte, von ihm selbst verfaßt. Freiburg 1876.

Allgemeine deutsche Biographie, die Artikel: de Bary, A. Baumstark, Glareanus, Engentinus, Locher (Philomusos), v. Rotteck, Christoph Scheiner, Alban Stolz, Zasius.

Alfred Dove, Großherzog Friedrich. 1902.

Derselbe: Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel. Leipzig 1900.

Alexander Ecker, Das neue Anatomiegebäude. Freiburg 1867.

Derselbe: Für unsere Universität. Ein Mahnwort bei Gelegenheit der Eröffnung von Straßburg. Freiburg 1872.

Derselbe: Hundert Jahre einer Freiburger Professorenfamilie. Freiburg 1886.

Philipp Engelbrecht, Friburgica. Straßburg 1515.

Erman und Horn, Bibliographie der deutschen Universitäten. 1904. Bd. II, S. 195 ff.

Die Universität Freiburg seit dem Regierungsantritt Großherzog Friedrichs. Freiburg u Tübingen 1881.

Freiburg i. B. Die Stadt und ihre Bauten. Freiburg 1898.

Gustav Freytag, Karl Mathy. Leipzig 1888.

Feier der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes. Freiburg 1906.

Ernst Hauviller, Franz Xaver Kraus, Colmar, 1904.

J. G. Jacobi, sämtliche Werke, Zürich 1807.

Georg Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten, II.

Der badische Kirchenstreit. Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland 1860. S. 274 ff.

Engelbert Klüpfel, vetus bibliotheca ecclesiastica I. Freiburg 1780.

Maidy Koch, Ein Totentanz. Freiburg 1901.

J. König, Beiträge zur Geschichte der Universität Freiburg. Freiburger Diözesanarchiv X. XXIII.

Franz Xaver Kraus, Die Universitätskapelle im Freiburger Münster, Programm. Freiburg 1890.

Adolf Kußmaul, Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Stuttgart 1899.

Die Lehrfreiheit und die Universität Freiburg. Flugblatt. 1860.

Ernst Martin, Erzherzogin Mechthild, Gemahlin Albrechts VI. von Oesterreich. Zeitschrift für Geschichtskunde II. Freiburg 1872.

Derselbe: Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jakobi. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte II. Straßburg 1874.

Hermann Mayer, Geiler von Kaysersberg, hauptsächlich in seinen Beziehungen zu Freiburg. Zeitschr. des Schauinslandvereins, Jahrlauf 23.

Derselbe: Mitteilungen aus den Matrikelbüchern der Universität Freiburg i. B. Zeitschrift des Vereins für Geschichtskunde 1897 und 1901.

Derselbe: Die Universität Freiburg i. B. in der ersten Hälfte des XIX Jahrhunderts. Bonn 1892.

Derselbe: Der Freiburger Geograph Martin Waldseemüller und die neuentdeckten Weltkarten desselben. Zeitschrift des Schauinslandvereins, Jahrlauf 31.

Derselbe: Aus dem akademischen Leben des 15. und 16. Jahrhunderts. Zeitschrift des Schauinslandvereins, Jahrlauf 25.

J. Pagel, Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte. Berlin 1901.

Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. 1885.

Derselbe: Wesen und geschichtliche Entwickelung der deutschen Universitäten. Allgemeiner Teil in W. Lexis, Die deutschen Universitäten. Berlin 1893.

Friedrich Pfaff, Gedenkblätter zum 100. Geburtstag des Freiburger Geschichtsschreibers Heinrich Schreiber. Schauinsland, Jahrlauf 19, S. 11.

E. Pfister, Die finanziellen Verhältnisse der Universität Freiburg. 1889.

Promemoria der Freiburger Professoren, die Lehrfreiheit an der Universität betreffend. 1859.

J. Rauch, Heinrich Schreiber, ein Lebensabriß. Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde III, S. 213 ff.

Gregorius Reisch, Margarita Philosophica. Straßburg 1503.

J. A. Riegger, Imagines, sigilla et nonnulla alia monumenta.

Karl von Rotteck, Gedächtnisrede auf Johann Georg Jakobi. Freiburg 1814.

Joseph Sarrazin, Die Dauphine Marie-Antoinette in Freiburg. Schauinsland-Zeitschrift, Jahrlauf 26, S. 33 ff.

Theodor Schiemann, Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre. München und Leipzig 1896.

Richard Schmidt, Zasius und seine Stellung in der deutschen Rechtswissenschaft. Rektoratsrede, Freiburg 1903.

Max Schottelius, Denkschrift zur Einweihung des hygienischen Instituts. Freiburg 1897.

Heinrich Schreiber, Ueber den Geist der Stiftung der Universität. Festrede, Freiburg 1830.

Derselbe: Freiburg i. B mit seinen Umgebungen. Freiburg 1825.

Derselbe: Matthäus Hummel im Bach, Vortrag. Freiburg 1833.

Derselbe: Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität. 3 Bände. Freiburg 1857—1860.

Derselbe: Heinrich Loriti Glareanus, seine Freunde und seine Zeit. Freiburg 1837.

Derselbe: Vor fünfzig Jahren in Freiburg. Freiburger Adreßkalender von 1864.

Thomas Specht, Geschichte der Universität Dillingen. Freiburg 1902.

Ulrich Stutz, Das Münster zu Freiburg im Lichte rechtsgeschichtlicher Betrachtung. Tübingen 1902.

Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Band II.

Zieler & Scheffer, Das akademische Deutschland. Leipzig 1905/6.

Namen- und Sachregister.

Ein * bei der Seitenzahl bezeichnet die Abbildungen.


SIG: CANCELLARIAE UNIVERSITATIS FRIBURGENSIS



Druck von J. S. Preuß
Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

